It. sing. 1446/2

C.S. 29.

65

35

bjav

Briefe über die Schweiz

von

C. Meiners,

Professor der Weltweisheit auf der Universität zu Göttingen.

Zweyter Theil.

(Mit Kupfern.)

Wien,

gedruckt und verlegt bey F. A. Schrämbl.

1791.

4b/66/340

Bayerische
Staatsbibliothek
München

20.

Bayerische Staatsbibliothek München

Fünfter Brief.

Nidau am 14. Jul. 1782.

Liebster Freund!

Weil Sie mich einmahl aufgefordert haben, Ihnen von bernischen Staatssachen zu schreiben, so müssen Sie nun auch bis zu Ende hören. Ich will aber doch Ihre Geduld nicht auf eine zu harte Probe setzen, und mich so kurz als möglich fassen. Dieß Mahl zuerst von den Einkünften des Standes Bern und ihrer Verwaltung.

Schon in meinem letzten Briefe bemerkte ich, wie ich glaube, richtig, daß eines von den sichersten Kennzeichen einer guten Aristokratie die gewissenhafte Verwaltung der öffentlichen Einkünfte sey. Denn wenn irgend eine oligarchische Partey oder Familie ein zu großes Übergewicht hat oder erhält, so fängt sie gewiß bald an, die öffentlichen Einkünfte mit dem Staate zu theilen, und ihm wohl gar das Nothdürftige zu rauben. In Bern sind die Einnehmer und Verwalter der öffentlichen Gelder so strengen Untersuchungen unterworfen, daß es

nicht einmahl jemanden einfällt, daß Unterschleife oder Veruntreuungen vorgehen könnten. Ein solcher Argwohn wird auch durch die That selbst widerlegt. In allen übrigen großen Staaten sind die Auflagen unglaublich vervielfacht worden, und doch sind diese Staaten, einen oder wenige ausgenommen, in unermeßliche Schulden versunken. Bern hingegen fordert noch immer von Bürgern und Unterthanen nicht mehr als vor zwey hundert Jahren, und hat sich doch bey diesen unveränderten Auflagen, und den nicht wenig vermehrten Ausgaben beträchtliche Schätze gesammlet, weil es durch milde Regierung die Volksmenge, Handlung, Manufacturen und Ackerbau vermehrt und verbessert, und eben dadurch die alten Quellen von Einnahme viel ergiebiger gemacht hat, als sie vorher waren.

Seit Stanians Zeiten sind mit den Finanzen aller Kantone große Veränderungen oder vielmehr Verbesserungen vorgegangen. Die kleinen demokratischen Kantone sind nicht mehr so arm und die aristokratischen viel reicher, als sie es zu dieses Schriftstellers Zeiten waren. Alle kleinen Kantone haben nicht nur einen Schatz, sondern auch Capitalien, und beide besitzt Uri am größten, wegen des einträglichen Zolles, den dieser Stand

von den über den Gotthard gehenden Waaren hebt. Unter den aristokratischen Kantonen ist Bern der reichste, auf diesen folgt Zürch oder Freyburg, welcher letztere Stand große Summen in auswärtigen Fonds haben soll. Von Solothurns und Lucerns Finanzen habe ich nichts näheres erfahren können.

Eine jede der beiden Schatzkammern in Bern besteht aus den vier Vennern, denen in der deutschen der Seckelmeister der deutschen, und in der wälschen der von den wälschen Landen vorsitzt. Diese Collegia und ihre Vorsitzer nehmen die Rechnungen der Landvögte und Zollbedienten und ihre Gelder an, und zahlen auch wieder die ordentlichen oder angewiesenen Ausgaben aus. Beide Seckelmeister müssen jährlich detaillirte Rechnungen ablegen, und jeden Artikel der Einnahme und Ausgabe mit gültigen Documenten bewähren. Neben dem ältesten Heimlicher hat ein jedes Mitglied der Schatzcollegien einen Schlüssel zum Schatze des Staats, der so fest verwahrt ist, daß man gar nicht dazu kommen kann, wenn nicht alle sieben Personen, welche ihn öffnen dürfen, gegenwärtig sind.

Der wichtigste Zweig der öffentlichen Einkünfte, die jährlich vom Lande gehoben werden, besteht in dem Ertrage der Domainen

der Republik, der Zehenden und des Grundzinses. Einen großen Theil dieser ersten Klasse von Einkünften hat der Staat der Reformation zu danken, als wodurch er auf einmahl in den Besitz aller geistlichen Güter gesetzt wurde. Weil aber aus diesen Einkünften die Landvögte und Pfarrer besoldet werden, so ist der Überschuß, der in die Kasse des Staats fließt, bey weitem so groß nicht, als man sich gemeiniglich einbildet. So viel ich gehört habe, bringen die Domainen, Zehenden und Grundzinse aus den deutschen Landen jährlich ungefähr nur reine funfzig tausend Thaler ein. Wie viel eben diese Artikel in dem französischen Gebiete eintragen, kann ich nicht bestimmen. Wenn man annehmen dürfte, daß sie sich gegen die aus dem deutschen Gebiete eben so verhalten, wie die Zahl der wälschen und deutschen Landvogteyen gegen einander, so würden die Domainen, Zehenden und Grundzinse aus dem Pays de Vaud etwa ein Drittel der Summe abwerfen, die ich vorher angegeben habe. Im Pays de Vaud hebt aber der Staat noch eine andere Abgabe, die man im deutschen Gebiete gar nicht kennt, und die im französischen Lod und im lateinischen laudemium genannt wird. Diese besteht, wenn es Edellehen sind, im sechsten, sonst aber

im zehnten Theile des Kaufpreises von liegenden Gründen, wenn diese in andere als der nächsten Erben Hände kommen, welches im Pays de Vaud häufig geschieht, weil sich so viele Ausländer darin niederlassen. Dieser beschwerlichen und den Werth von Gütern sehr verringernden Abgabe sind nicht alle Ländereyen und Besitzungen unterworfen; der Stand kauft aber dieses Recht an sich, wo er kann, meistens für den achten Theil des Werths von Gütern oder Ländereyen. Ihre Domainen erweitert die Regierung nicht, der es sonst leicht seyn würde, in einem halben Jahrhunderte die besten Ländereyen und Güter an sich zu kaufen. Die Zehenden werden gewöhnlich in natura gehoben, doch aber öffentlich dem Meistbietenden zugeschlagen, und zwar meistens an diejenigen, auf deren Ländereyen sie gewachsen sind, damit der Erde, welche die Früchte getragen hat, der Dünger oder das Stroh nicht entzogen werde. Vor dem Verkaufe werden die Zehenden von Geschwornen eines jeden Dorfs geschätzt, und dadurch erhält der Landvogt einen Maßstab, nach welchem er sich gegen die Verabredungen von Bauern schützen kann. Wenn aber die letztern gewisse Zehenden in der Hitze der Bietens über den geschätzten mäßigen Preis hinaus trei-

ben, so werden sie oft von dem Landvogte selbst gewarnt, und ihrer Hitze Einhalt gethan. Nennen Sie mir außer der Schweiz irgend ein anderes Land, wo man so darauf raffinirt, den Landmann zu schonen.

Die zweyte Quelle der öffentlichen Einkünfte, die vom ganzen Lande gehoben werden, ist das Salzmonopol, welches jährlich nahe an neunzig tausend Thaler einbringt. Diese Auflage, welche alle Bewohner des bernischen Gebiets, Arme und Reiche, Bürger so wohl als Unterthanen bezahlen müssen, scheint beym ersten Anblicke mit dem Geiste der bernischen Regierung streitend zu seyn. Schon das Wort Monopol allein erregt einen ganzen Haufen von schrecklichen Vorstellungen, und Sie werden gewiß fragen, wie eine so weise und gütige Regierung, als die bernische ist, sich einen ausschließenden Handel mit einer der ersten Nothwendigkeiten des Lebens anmaßen, und dem ganzen Volke eine Last auflegen könne, die selbst in Frankreich eine der drückendsten sey. Diese Frage läßt sich leicht beantworten, und wenn Sie meine Antwort werden gelesen haben, so werden Sie vielleicht zum ersten Mahle eine Ausnahme von der Regel machen, daß Monopole in den Händen einer Regierung immer unweise und schädlich sind.

Salz ist eine von den Nothwendigkeiten des Lebens, welche die Natur der an Quellen und Bergen so reichen Schweiz versagt hat. Zwar läßt der Kanton Bern seine Salzwerke bey Bex bearbeiten, allein diese liefern nur einen kleinen Theil der Quantität, die im ganzen Lande verbraucht wird. Wenn man also den Handel mit diesem unentbehrlichen Artikel den Kaufleuten allein überließe, so würde durch ihre Unvorsichtigkeit oder Bosheit gewiß eben so oft Mangel entstehen, als Hungersnoth oder Theuerung von Getreide entstehen würde, wenn nicht der Staat durch seine Magazine die Kornjuden im Zaume hielte. Der Staat übernimmt daher gleichsam das Amt eines Großhändlers, und liefert eine Waare zu allen Zeiten um denselbigen mäßigen Preis, um welchen sie höchst wahrscheinlich kein Kaufmann liefern würde, weil er sich schwerlich dieselbigen Vortheile zu Nutzen machen könnte. Das Salz wird in Burgund, Lothringen und Bayern aus der ersten Hand bey großen Quantitäten aufgekauft, zu den bequemsten Zeiten, wenn die Fracht am wohlfeilsten ist, zugefahren, und in sichern und geräumigen Magazinen aufgehoben. Daß der Gewinn, welchen der Staat sich durch das Salzmonopol verschafft, nicht so wohl eine

drückende Auflage ist, als durch eine vortheilhaftere Einrichtung des Handels gewonnen wird, sieht man am meisten daraus, daß man nichts von Contrebande hört, welches gewiß nicht unterbleiben würde, wenn bey einem heimlichen Handel viel zu erbeuten wäre. Nirgends aber wäre Unterschleif leichter als im Bernischen, wo man so aufmerksame Licent- und Zollbediente nicht kennt und dulden würde, als woran man in andern Ländern gewohnt ist.

Der dritte Hauptzweig von Einkünften, die aus dem Lande selbst gehoben werden, besteht in den Zöllen. Diese sind so mäßig, daß sie, so weit meine Erkundigungen gehen, im deutschen Gebiete nicht einmahl die Hälfte der Summe ausmachen, welche die Landvogteyen aus Grundzins, Zehenden und Domainen in die Kasse des Staats liefern. Die übrigen Quellen von Einkünften bestehen in der Pacht der Posten, und in den Ohmgeldern, den Verhör-, Audienz- und Naturalisationsgeldern, Legitimations- und Habitantengeldern u. s. w. Die erstere gibt jetzt 60000 Pfund, und die andern werden jährlich in den deutschen Landen nicht viel mehr als vierzig tausend Pfunde abwerfen, von welchen die Ohmgelder ungefähr die Hälfte ausmachen. Aus diesen angeführten Einkünf-

ten könnte der Staat in manchen Jahren unmöglich nur seine ordentlichen Ausgaben, so wie sie jetzt einmahl eingerichtet sind, bestreiten, geschweige daß er für Nothfälle etwas daraus erübrigen könnte. Die ordentlichen Ausgaben bestehen in der Unterhaltung oder Anlegung der öffentlichen Gebäude und Wege, in den Besoldungen der Rathsherren, Artillerieoffiziere, Schreiber, Registratoren, Polizeybedienten und der Stadtwache, in dem Aufwande von Gesandten oder außerordentlichen Commissionen, in Almosen und Gnadengeldern und endlich in Unterstützung von Unglücklichen, die durch Brand gelitten haben. Die beiden letzten Artikel machen große Summen aus, weil in einem aristokratischen Staate die Regierung immer die erste und größte Wohlthäterinn ist, und in Ermangelung von Brandkassen beynahe die Stelle derselben vertreten muß. Wenn aber der Schade zu groß ist, so bewilligt die Obrigkeit den Nothleidenden unter ihrer Aufsicht die Erlaubniß, im ganzen Lande oder einem gewissen Theile desselben eine milde Beysteuer zu sammeln, wodurch der erlittene Verlust meistens mehr als ersetzt wird.

Unter diesen Umständen würde der Staat schon lange gezwungen worden seyn, seine

Ausgaben einzuschränken, oder nach dem Beyspiele anderer Staaten die Auflagen zu vermehren, wenn nicht die Sparsamkeit der Vorfahren eine andere immer reicher fließende Quelle von Einkünften geöffnet hätte. Diese letzte Quelle von Einkünften sind die Zinsen der Capitalien, welche man seit ungefähr hundert und funfzig Jahren in und außer Landes belegt hat. Die Capitalien ersparte man zu einer Zeit, als man noch keine neue Wege und so große Kornmagazine zu unterhalten hatte, und auf die Verbesserung des Landes und die Verschönerung der Stadt viel weniger wandte als jetzt. So wie man aber die Früchte einer guten Ökonomie mehr und mehr einzuernten anfing, entschloß man sich, nicht ohne Zweck todte Schätze zu häufen und zu vermehren, sondern sie zu großen oder nützlichen Unternehmungen und Werken anzuwenden. Man baute Wege nicht nur nach allen Städten und Landvogteyen hin, sondern selbst in unabsehliche und vorher unersteigliche Felsen hinein, dergleichen der berühmte Weg über den Gemmiberg nach dem Leukerbade ist. Man erneuerte oder verschönerte alle öffentlichen Gebäude, trocknete Moräste, reinigte und vertiefte Flüsse, und zog Kanäle, die selbst römische Baumeister in Erstaunen setzen würden, um zerstörende Berg-

wasser, wie die Kander, im Zaume zu halten. Unter allen Ständen, welche den Reichthum und die Freygebigkeit des Staats gefühlt haben, hat der geistliche am meisten Ursache, dankbar zu seyn. Die Regierung hat nähmlich allein in diesem Jahrhunderte über drey hundert Pfarrhäuser auf ihre Kosten neu erbauen lassen.

Die Capitalien des Standes Bern, die zu Stanians Zeiten nur 120000 Thaler ausmachten, waren vor einigen Jahren bis nahe an sechs Millionen Thaler gestiegen, und brachten beynahe zwey Tonnen Goldes Interessen ein *). Fast die Hälfte dieser Summe ist in England allein belegt, die größere Hälfte aber an deutsche Fürsten und Städte ausgeliehen. So ansehnlich die Summen sind, welche Bern jährlich von außen herein zieht, so würden doch bald Zinsen und Capitalien verzehrt werden, wenn der Staat nur zwanzig Jahre einen so zahlreichen Hof, einen so kostbaren Civil- und Militär-Etat als die deutschen Fürsten vom dritten Range, erhalten, ja wenn er nur beständig ein so kleines Heer, als vor kurzem noch vor Genf

*) Von dieser Zeit an hat das Capital wenigstens noch um eine Million Pfund zugenommen.

stand, bezahlen mußte. Dieß kleine Heer kostete monathlich dreyßig tausend Thaler, und würde allein die Einkünfte der ganzen Republik verzehret haben. Solche außerordentliche Ausgaben, als die Expedition gegen Genf, oder die Erbauung neuer Wege oder anderer öffentlichen Gebäude sind, oder als in den theuern Jahren der Aufkauf ausländischer Früchte war, an welchen der Staat über zwey Tonnen Goldes einbüßte, werden Hindernisse, daß die Capitalien des Staats nicht in geometrischer Progression zunehmen können.

Die meisten Reisenden fragen weniger nach dem weisen Gebrauche, den die Regierung in Bern von ihren ersparten Reichthümern gemacht hat und noch macht, als nach dem, was niemand beantworten kann: wie groß der öffentliche Schatz sey? Dieß kann kein Mensch genau wissen, weil an dem Schatze schon länger als ein Jahrhundert gesammelt ist, und alle Mahl, wenn man etwas hinein legt oder heraus nimmt, solches zwar eingeschrieben, aber Einnahme und Ausgabe auf die gleiche Seite und nicht in Ziffern, sondern mit Buchstaben eingezeichnet wird *).

*) Das Schatzgewölbe in Bern darf nicht anders als auf ausdrücklichen Befehl des regie-

Stanian wollte von guter Hand wissen, daß zu seiner Zeit schon im Schatze zu Bern über sieben Millionen Thaler enthalten wären. Wenn man diese Summe als richtig annehmen und zugleich voraus setzen dürfte, daß der Schatz in gleichem Verhältnisse mit den Capitalien zugenommen hätte, so würde eine ganz unglaubliche Summe heraus kommen. Zwar wollte mich jemand in Bern glauben machen, daß Stanian den baaren Reichthum des Staats nicht übertrieben hätte, allein andere versichern, daß Personen, die den Schatz gesehen hätten, und die vorräthigen Massen von Gold und Silber zu schätzen wüßten, nicht zwey Millionen Thaler dafür geben möchten. Es wäre ein politisches Problem, ob es weise sey, daß die Regierung eben so viel oder noch mehr Geld un-

---

renden Raths geöffnet werden. Die Schlüssel dazu besitzen der regierende Schuldheiß, die beiden Seckelmeister, die vier Venner und der älteste Heimlicher. Im Gewölbe selbst liegen zwey Bücher, in deren eines die Einnahme, in das andere die Ausgaben eingeschrieben werden, und die beide mit Ketten angeschlossen sind. Auch die alten Bücher, worin die ehemahligen Vermehrungen und Verminderungen des Schatzes verzeichnet sind, bleiben stets im Gewölbe liegen.

genutzt liegen lasse, als sie auswärts belegt hat. Ich wage es nicht, diese Frage zu entscheiden, ich glaube aber, daß ein Staat, dergleichen der bernische ist, eben so wohl zu viel Capitalien belegen, als seinen Schatz zu sehr anfüllen könne.

Die Kriegsverfassung in Bern ist so gut, als sie in einem Staate seyn kann, der keine stehende Armee unterhält, und in einigen Jahrhunderten keine langdauernden Kriege geführt hat. Über die Einrichtung des Kriegswesens verweise ich Sie auf Tscharnern und andere. Aus diesen werden sie sehen, daß alle streitbaren Männer zwischen sechzehn und sechzig Jahren (denn die ältern sind von dem Dienste frey) in drey Aufgebote, und diese wieder in Regimenter und Escadrons abgetheilet sind, daß ein jeder streitbarer Mann mit vollständiger Montur und Waffen versehen seyn muß, und daß alle zu gewissen Zeiten in den Waffen geübt werden, u. s. w. Ich will Ihnen jetzt nur etwas von dem mittheilen, was ich selbst beobachtet habe.

Die Waffenübungen können in einem Staate, der keine stehende und besoldete Heere hat, unmöglich so ernstlich und anhaltend als in Deutschland seyn, dessen Kriegszucht, wie es scheint, allen übrigen Nationen, die Russen ausgenommen, unnachahmlich und unerträg-

lich ist. In Deutschland sind die Waffenübungen das einzige Geschäft des Soldaten, im Bernischen sind sie nur eine von den Sonntagsbelustigungen der Bürger und Bauern, und dürfen also auch nicht so weit getrieben werden, daß sie diejenigen, die von der Arbeit der vergangenen Woche entweder noch ermüdet sind oder doch sich erhohlen möchten, zu beschwerlich fallen. In Deutschland werden die geringsten Versehen mit unerbittlicher Strenge bestraft, in der Schweiz sind die Offiziere Mitbürger oder Nachbarn der gemeinen Soldaten, die oft angesehene Bürger, oder Bauern, oder deren Söhne sind. Es ist also gar nicht daran zu denken, daß die erstern den Stock, den einzigen Schöpfer und Erhalter der guten Disciplin, brauchen dürften. Eben so wenig kann man erwarten, daß die bernische Miliz die Behendigkeit und Gewandtheit des Körpers, und die Schnelligkeit, Pünktlichkeit und Harmonie von Bewegungen habe, welche alle Ausländer an den disciplinirten Truppen unsers Vaterlandes bewundern.

Den großen Unterschied von deutschen Truppen und schweizerischer Miliz bemerkte ich am meisten, als ich vor kurzem einige Detachements von bernischen Soldaten, die von Genf zurück kamen, in Bern einmarschi-

ren sah. Der alte Schweizermarsch, mit welchem sie ihre Fahnen zurück brachten, rührte mich erstaunlich; denn wem sollten nicht dabey die großen Thaten der alten Schweizer im funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte einfallen? allein die Bildung der meisten Soldaten, ihr Gang, die Art wie sie sich trugen, und ihre Aufführung gegen die Offiziere konnten unmöglich den Beyfall eines Deutschen erhalten. Der größte Theil derselben bestand aus großen oder vierschrötigen Leuten, und man sagte uns, daß die Genfer sich über nichts so sehr als über die dicken Lenden und Waden der Berner gewundert hätten; sie waren aber fast alle plump, und durch Arbeit oder böse Gewohnheit gekrümmt, und nur selten sah man einen von Gesicht schönen, behenden und hurtigen Kerl darunter. Die größten und wohlgebildetsten unter ihnen waren aus dem Oberlande, oder aus den gebirgigen Gegenden des Landes, in welchen Viehzucht die einzige Beschäftigung ist. Eben diese größern mit Milch genährten Menschen sollen aber viel weniger dauerhaft seyn als die kleineren unansehnlichen knorrigen Aargauer, die durch die Arbeiten des Feldbaues gestärkt und abgehärtet sind. Ihr Gang war weder leicht noch gleichförmig, und alle Stellungen und Bewegungen des

Körpers verriethen eine gewisse Langsamkeit und Unbehülflichkeit, die nicht anders als durch anhaltende Übungen und strenge Strafen überwunden werden können. Mehr als alles dieses aber beleidigte mich die Ungeneigtheit, die ich in manchen wahrnahm, den Befehlen ihrer Offiziere zu gehorchen. Weil sie einen oder einige Tage ausruhen, und auf Kosten des Staats bewirthet werden sollten, so wurden sie in verschiedene Quartiere vertheilt, die sie aber, wenn sie ihnen nicht gefielen, verließen und eigenmächtig mit andern vertauschten. Dieser Ungehorsam blieb ungestraft, und dieß konnte ich so wenig billigen, als daß der regierende Rath den Offizieren, die ohne das schon zu geneigt dazu sind, Gelindigkeit gegen ihre Soldaten empfohlen hatte. Man kann freylich nicht ohne eine lächerliche Schiefheit des Geistes von einem so friedfertigen Staate, als Bern ist, verlangen, daß er einen eben so großen Unterschied als das kriegerische Rom unter civibus und militibus machen, und eben die Männer, welche im Frieden zu mißhandeln Majestätsverbrechen war, im Kriege den Stöcken der Centurionen und den Beilen seiner unumschränkten Imperatoren unterwerfen solle; allein das scheint mir immer einleuchtend, daß man in keinem Staate oh-

ne den größten Schaden die Disciplin so weit erschlaffen lassen könne, daß gemeine Krieger sich unterstehen dürften, wider den Willen ihrer Vorgesetzten oder nach ihrem eigenen Willen zu handeln. Die Regierung von Bern sah wahrscheinlich Gelindigkeit als das sicherste Mittel an, die Unzufriedenheit ihrer Truppen mit dem Zuge nach Genf zu besänftigen, allein meiner Meinung nach hätte man eher ein jedes anderes als ein solches Mittel versuchen müssen, welches die Schwäche oder Schüchternheit der Regierung selbst in einer guten Sache verräth. Übrigens war es dem bernischen Landmanne nicht zu verdenken, wenn er unwillig darüber wurde, daß er um einer Stadt willen, die seinem Vaterlande schon so viele Kosten und Unruhen verursacht hat, seine Wiesen und Äcker gerade zu einer Zeit, wo sie seinen Arm am meisten nöthig hatten, verlassen, und über dieß noch sein Geld fern von seiner Familie verzehren sollte. Der Staat gab zwar einem gemeinen Soldaten täglich ein Pfund Fleisch, ein Pfund Brot und drittehalb Batzen, allein dieser hohe Sold reichte lange nicht hin, die Bedürfnisse wohlhabender und gutgenährter Bauern zu befriedigen. Weil die Berner nicht gewußt hatten, wie lange sie vor, oder in Genf bleiben würden, so hatten manche sech=

zig und noch mehrere Louisd'or mitgenommen, von welchen sie gewiß viele in der Nachbarschaft von Genf gelassen haben. Aus allen diesen Nachrichten werden Sie mit mir gewiß denselbigen Schluß ziehen daß nähmlich eine gewisse Wohlhabenheit dem Bauer nothwendig einen Widerwillen gegen Kriegsdienste einflößen müsse.

An eben dem Tage, an welchem ich den Einmarsch der von Genf zurückkehrenden Truppen sah, hatte ich das Vergnügen, im Falken mit einem Landvogte zu speisen, der als Major vor Genf gewesen war, und nun die Offiziere seiner Compagnie bewirthete. Die Regierung in Bern besetzt nicht, wie andere aristokratische Staaten in der Schweiz, alle Offizierstellen mit bloßen Bürgern, sondern wenigstens ein Drittel aus den Landleuten und Einwohnern der Municipal-Städte. Gewöhnlich nimmt man aber zu Offizieren nur solche, die in auswärtigen Diensten gestanden haben. Diejenigen, welche der Landvogt an die Wirthstafel mitbrachte, waren alle Landleute, die gute und geistreiche Gesichter hatten, aber doch in Mienen und Geberden eine gewisse Schüchternheit darüber blicken ließen, daß sie sich in Gesellschaft von Menschen befanden, mit denen sie sonst nicht umzugehen gewohnt waren. Nach Tische dank-

ten sie ihrem Major herzlich für seine Güte, und ich pries diese Güte als eine von den guten und erlaubten Künsten, womit man die Liebe von Untergebenen gewinnen kann und gewinnen sollte. Am Tische hörte ich, daß von dem ganzen Corps bernischer Truppen nur ein einziger, und auch dieser plötzlich auf dem Rückmarsche gestorben sey. Dieser Umstand beweist so wohl die Gesundheit der Truppen, die man nach Genf schickte, als die Sorgfalt der Obrigkeit, den Soldaten gute Pflege und Nahrungsmittel zu verschaffen.

Die bernische Miliz würde aber gewiß nicht in einem so guten Stande seyn, als worin sie wirklich ist, wenn nicht so viele Bürger und Unterthanen unter fremden Mächten mehr oder weniger Jahre gedient hätten. Ohne diese auswärtigen Dienste würde Bern und die ganze übrige Schweiz schon lange keinen Kriegsstaat, keine erfahrne Offiziere und Soldaten mehr haben. Wenn also auch auswärtige Kriegsdienste noch so schädlich wären, so glaube ich doch, daß man sie nicht verbieten müsse, weil sie nothwendig sind. Der geringste Vorwurf, den man ihnen machen kann, ist dieser, daß sie der Bevölkerung schaden. In einem gut eingerichteten Staate wird eine so kleine Zahl von Menschen, als zur Ergänzung der in fremden Diensten ste-

henden Regimenter nöthig ist, von selbst und leicht wieder ersetzt. Viel nachtheiligere Folgen der auswärtigen Dienste sind diese: daß sie jährlich beträchtliche Summen aus dem Lande ziehen (denn die Zeit hat lange aufgehört, wo auswärtige Dienste das einträglichste Gewerbe der Schweizer waren), und daß sie die Sitten so vieler jungen Leute, besonders aus den vornehmsten Familien, verderben.

Wenn aber auch Bern und die übrigen Kantone alle ihre Truppen aus den fremden Diensten zurück zögen, und ihre Miliz dadurch vervollkommneten, so glaube ich doch nicht, daß diese gegen eine halb so große Zahl disciplinirter Truppen Stand halten könnte. Ich bin so sehr als der wärmste Schweizer überzeugt, daß die Schweizer eben so viele Tapferkeit als die Deutschen haben, und daß Bürger und Bauern für ihre Freyheit, Weiber, Kinder und Güter mit viel größerem Muthe in die Schlacht gehen würden als gedungene Miethlinge, die allein durch den Prügel oder die Furcht vor noch härteren Strafen getrieben und angefeuert werden; allein nichts desto weniger lehrt die Erfahrung, daß Tapferkeit und Vaterlandsliebe gegen bessere und vollkommenere Disciplin nicht allein nichts ausrichten, sondern

immer unterliegen. Nicht also innere Stärke, auch nicht vortheilhafte Lage und noch weniger Eintracht wird die Schweiz gegen Unterjochung schützen, sondern theils die Eifersucht mächtiger Nachbarn, von welchen sie am ehesten etwas zu fürchten hätte, und noch mehr die in ganz Europa anerkannte Wahrheit: daß ein so unfruchtbares und weitläuftiges Land, als die Schweiz ist, einem Herrn, der es durch kostbare Heere und Festungen beschützen, und durch besoldete Collegia regieren lassen müßte, eine unerträgliche Last werden würde. Nicht leicht wird ein Ministerium irgend eines großen Fürsten so verblendet oder unwissend werden, daß es vergessen sollte, daß die Schweiz nur allein deßwegen so blühend ist, weil sie alle die Lasten nicht trägt, die sie unter einem Monarchen tragen müßte, und daß ihr Wohlstand auf ein Mahl verschwinden würde, so bald die Einwohner den Ertrag ihrer Herden und Äcker mit einem Eroberer theilen müßten, um Truppen und Festungen und Collegia davon zu erhalten.

Die Schweizer Regimenter dienen allenthalben unter so vortheilhaften Bedingungen, daß man sich wundern muß, daß die auswärtigen Mächte, in deren Diensten sie sind, sie nicht schon lange entlassen haben. Frank-

reich wenigstens würde mit viel geringern Kosten deutsche Regimenter anwerben, unterhalten und ergänzen können, als es jetzt auf die schweizerischen wendet. Die Schweizer Offiziere wissen dieses ganz gut, und haben deßwegen wenigstens ein Drittel Deutsche unter ihren Soldaten, und würden, wie vormahls auch geschah, noch mehr annehmen, wenn sie nicht durch ein Gesetz eingeschränkt worden wären. Ein junger Schweizer Rekrut erhält, wenn er eine Capitulation auf vier Jahre eingeht, vierzig, funfzig und noch mehrere große Thaler Handgeld, und wenn diese vier Jahre verstrichen sind, kann und darf den Soldaten niemand halten, es sey denn, daß er sich von seinem Offiziere Gelder hätte vorschießen lassen, und diese nach dem Ablaufe seiner Capitulationszeit nicht bezahlen könnte; alsdann ist der Soldat auf eine gewisse Art genöthigt, wieder Handgeld und von neuem Dienste zu nehmen. Eine Folge hiervon ist, daß die Offiziere ihre Soldaten, so viel sie können, in ihrer Schuld zu erhalten und zu allerley Ausgaben zu verführen suchen, welches freylich den Sitten der gemeinen Krieger nicht anders als verderblich seyn kann. Die Regierung in Bern thut alles, was in ihrer Macht ist, um Überlistung oder heimliche und ge-

waltsame Werbungen so viel als möglich zu verhüthen und zu bestrafen. Kein Offizier darf einen Neuangeworbenen aus dem Lande führen, bevor er ihn nicht vor die Rekrutenkammer gestellt hat. Diese fragt einen jeden, ob er mit freyem Willen oder durch schändliche List und unerlaubte Mittel zu fremden Diensten bewogen worden sey; sagt er das Letztere und mit Grund, so hat der Offizier nicht nur sein Handgeld verloren, sondern wird auch noch über dieß sehr hart bestraft. Eben dieses würde geschehen, wenn jemand wider seinen Willen und über die Zeit in fremden Diensten gehalten werden sollte. Ein jeder Prediger hat ein Verzeichniß der jungen Leute seines Kirchspiels, die mit Erlaubniß der Regierung auswärtigen Mächten dienen. So bald also eines oder das andere seiner Pfarrkinder über die fest gesetzte Zeit ausbleibt, so muß er sich nach den Ursachen erkundigen, die den Abwesenden zurück halten, in seine Heimath zurück zu kehren, und wenn ihm gegründeter Verdacht aufsteigt, so muß er es sogleich höhern Orts berichten *).

---

*) Ein sehr unterrichteter Freund, der viele Pfarrer gefragt hat, schreibt mir, daß man von den Verzeichnissen, welche die Prediger von den

Die Einrichtung der Geistlichkeit im Kanton Bern, und die Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten hat viel Eigenthümliches, welches man weder in Deutschland noch in den übrigen Kantonen wieder findet. Man kann zwar von der Schweiz überhaupt sagen, daß sie der Geistlichkeit mehr Ansehen, aber weniger wirkliche Gewalt als andere Länder verliehen habe. Von keinem Kantone aber kann man dieses mit größerem Rechte als von Bern behaupten.

In Bern haben die wirklichen Pfarrer den Rang über die Mitglieder des großen Raths, die Pfarrer in den Landstädten über alle Staatsbediente, und die Dekane, die einiger Maßen unsern Superintendenten entsprechen, mit den Landvögten; allein alle Geistlichen ohne Ausnahme (und zu diesen gehören auch die Professoren) sind auf ewig von aller Theilnehmung an der Regierung ausgeschlossen. Der geistliche Stand ist ein Character indelebilis, den man niemahls ablegen kann, und wenn jemand auch seine geistliche Bedienung aufgeben und in den Stand der Laien zurück kehren wollte, so würde er doch deßwegen nicht weniger als

---

aus ihren Gemeinden ausgehobenen Rekruten halten sollten, nichts wisse.

vorher unfähig seyn, in den großen Rath zu kommen. In Zürch kann zwar auch niemand, der in einem geistlichen Amte steht, in den regierenden Rath gelangen: so bald aber einer eine geistliche Bedienung niederlegt, so ist er so gut als ein jeder anderer fähig, in den kleinen oder großen Rath erwählt zu werden. — Im Bernischen haben zwar ferner die Geistlichen ein ausgedehnteres sittenrichterliches Amt als in dem mir bekannten Deutschland: sie können z. B. Mädchen, die in einem schlimmen Rufe stehen, oder von denen das Gerücht sagt, daß sie schwanger seyen, vorfordern, und den Gastwirthen verbieten lassen, notorischen Trunkenbolden über ein gewisses Maß Wein zu verkaufen; dagegen sitzen in dem Chorgerichte in Bern oder dem obersten Consistorio nur zwey geistliche und sieben weltliche Mitglieder aus dem kleinen und großen Rathe; auch werden die Pfarreyen nicht vom Chorgerichte, sondern vom Senate besetzt, und Pfarrer auf dem Lande nicht von den Dekanen, sondern von den Landvögten in Gegenwart der Dekane eingeführt und der Gemeinde vorgestellt; ja sogar die Bußtäge werden von dem kleinen Rathe in Bern durchs ganze Land ausgeschrieben.

Die Pfarreyen theilt man in Rücksicht auf ihre Einträglichkeit in drey Klassen ein. Die

von der dritten oder besten bringen zwischen 1500 bis 3000 Gulden, die von der zweyten zwischen 700 bis 1500 Gulden, und die von der schlechtesten Klasse zwischen 400 bis 700 Gulden ein. Die einträglichsten Pfarrdienste sind nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande, und die schlechtesten im wälschen Gebiete. Zur Verbesserung der letztern hat der Staat in diesem Jahrhunderte allein 160000 Thaler hergegeben, und zur Verbesserung der von der ersten oder schlechtesten Klasse überhaupt seit dem Jahre 1680 eine Verordnung gemacht, die in allen Ländern nachgeahmt zu werden verdiente. Die Glücklichen, welchen die einträglichsten Pfarreyen zufallen, sind verbunden, von sechzig bis drey hundert Thaler nach Maßgabe ihrer Einkünfte in zehn Jahren und eben so vielen Terminen in eine gemeinschaftliche Kasse zu bezahlen, aus welcher allmählich die schlechtern Stellen ihrer Mitbrüder verbessert werden. Wahrscheinlich wird eben die Weisheit und Güte, welche die Lage vieler Geistlichen erträglicher gemacht hat, in der Zukunft auch Mittel ausfindig machen, wodurch manche Kirchen verschönert oder doch mit Orgeln versehen werden. Es gibt noch viele Kirchen in kleinen oder nicht reichen Dörfern, wo lärmende und unharmonische

Blasinstrumente, die von Bauern gespielt werden, die Stelle von Orgeln vertreten. Dieß geschah auch vor nicht gar langer Zeit in einigen Kirchen in Bern, und geschieht noch jetzt in Biel, wo man aber doch eine Orgel bestellt hat.

So lobenswürdig die im Bernischen gestiftete Predigerkasse ist, so wenig ist es die Methode, nach welcher die Predigerstellen vergeben werden. Die größere Hälfte der einträglichen Pfarreyen wird nach dem Alter, ünd die kleinere nach Gunst oder Empfehlung besetzt; und ich bin ungewiß, welche von diesen beiden Methoden die nachtheiligste sey. Nach der erstern rücken die ältern Pfarrer, sie mögen noch so unwissend oder unbrauchbar geworden seyn, zu immer bessern Stellen hinauf, die ihnen gar nicht vorenthalten werden können. Eine Folge hiervon ist, daß die einmahl versorgten Prediger sich vernachlässigen, und die besten Pfarreyen oft lange hinter einander mit abgelebten Männern besetzt sind, die ihre Stelle als eine Pfründe ansehen, und ihre Dienste durch einen jungen ihnen zugeordneten Helfer verrichten lassen. Eben so nachtheilig ist es, daß viele einträgliche Pfarrstellen nach Gunst vergeben werden. Zu solchen gelangen nur Söhne aus adeligen oder angesehenen regierenden Fa-

milien, die man weder in die Regierung, noch in andere vortheilhafte Bedienungen einschieben konnte, oder auch solche Candidaten, die Töchter aus vornehmen Familien heirathen, welche man anderswo nicht zu versorgen wußte. Weil der Adel in Bern es seiner eben so wenig unwürdig hält, das Volk zu unterrichten als es zu regieren oder anzuführen, so sieht man auch im Bernischen etwas, was in Deutschland unerhört ist, nähmlich Junker Pfarrer; denn so werden diejenigen Prediger betitelt, die aus adeligen Familien geboren sind. Bey dieser Einrichtung müssen große Verdienste und Talente entweder einem höhern Alter, oder einer vornehmern Geburt, oder einer kräftigern durch Heirath erhaltenen Empfehlung nachstehen, und denen, die mit den erstern begabt sind, bleibt weiter nichts übrig, als höchstens der Sieg über einen weniger würdigen Nebenbuhler bey der Bewerbung um einen Dienst von der letzten Klasse *).

So strenge die Sittenzucht auf dem Lan-

---

*) Die Regierung von Bern geht auch mit einer Verbesserung der bisherigen Verfassung der Geistlichkeit um, allein ich weiß nicht, wie weit diese Reformation gediehen ist oder gehen wird.

de auch ist, so hat man es doch bisher nicht verhüthen können, daß sich die Bauern bey gewissen feyerlichen Gelegenheiten besaufen, und noch weniger hat man den so genannten Kiltgang *) oder die nächtlichen Besuche abschaffen können, welche die ländlichen Liebhaber bey ihren Schönen in der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag abstatten. — Im deutschen Gebiete des Kantons Bern kommen die Bauern fast niemahls in großen Haufen zusammen, ohne daß nicht solche Zusammenkünfte in allgemeine Saufgelage ausarten. Am häufigsten geschieht dieses an Märkden, und am Tage des Verkaufs von Zehenden, wo viele Bauern sich schon auf dem Amthause besaufen (denn an solchen Tagen

*) Ich habe in der Schweiz beständig Kilpgang gehört, und auch mehrere von meinen Correspondenten schreiben so; allein ein anderer, dem ich manche Berichtigungen zu verdanken habe, meldet mir, daß man Kiltgang schreiben müsse. Kilten heiße so viel, als Besuche nach dem Nachtessen geben, und in kleinen Landstädten, wo man früher als in Bern zu Abend esse, sage der Hausvater noch zu seinem Weibe und erwachsenen Kindern: Wir wollen zu diesem oder jenem Verwandten oder Freunde zu Kilt gehen.

wird ihnen Wein und Brot vom Landvogte gereicht), und diejenigen, die dieses nicht thun, das Versäumte in der Schenke nachhohlen. Ich selbst habe ein solches Bacchanal hier in Nidau erlebt, und zu meiner großen Verwunderung den erstaunlichen Unterschied des nüchternen und besoffenen Schweizer Bauers bemerkt. In seinem natürlichen Zustande ist der Schweizer Bauer still, langsam und bedächtlich im Gange, Reden und Handlungen, und so gesetzt oder ernsthaft, daß man ihn seiner Miene nach oft für elend oder niedergeschlagen halten könnte; so bald er aber die Begeisterung des Weingottes fühlt, so wird er lärmend, und oft zänkisch und gewaltthätig, und es ist deßwegen nichts seltenes, daß Saufbrüder sich in die Haare gerathen. An Märkten ziehen vier bis fünf junge Bauerkerle die sich sträubenden Mädchen ins Wirthshaus, und bey solchen Einladungen gehört es fast mit zur Etikette, daß den Schönen irgend etwas am Leibe zerrissen wird. Nichts machte mich mehr lachen, als daß Bauern, wenn sie so besoffen sind, daß ihre Zungen nachgerade unbeweglich werden, Psalmen zu singen anfangen. Sie heben, wie man mir sagt, meistens mit dem 42. Psalme an und gehen dann zu dem 25., 27. und 103. Psalme fort. Sie singen

diese Psalmen nicht aus Andacht, sondern weil sie meistens nichts anders zu singen wissen. An Bettagen aber, die nirgends heiliger als in der Schweiz gefeyert werden, dürfen die Bauern heilige Lieder nur in der Kirche singen; denn an diesen Tagen ist es allen Gastwirthen verboten, an Einheimische Wein auszuschenken.

Der Kiltgang ist ein Überbleibsel der Sitten der alten Zeit, und außer der Schweiz gibt es noch viel andere Länder, wo Mädchen ihre Liebhaber ohne Nachtheil ihres guten Nahmens vor der feyerlichen Verbindung glücklich machen. Die Ehre eines bernischen Landmädchens leidet nichts darunter, wenn sie Besuche von einem Liebhaber annimmt, sondern sie wird nur alsdann für liederlich gehalten, wenn sie ihre Anbeter wechselt oder ihrem zuerst begünstigten Liebhaber untreu wird. Weil die vertraulichsten Verbindungen zwischen zwey unverheiratheten Personen meistens gute Absichten haben, und durch die Gewohnheit gleichsam gesetzmäßig geworden sind, so werden sie auch nicht geheim gehalten, sondern gemeiniglich sind beiderseitige Ältern und das ganze übrige Dorf davon unterrichtet. Aus dem Kiltgange ist eine ganz eigene Art von Eifersucht entstanden, die in Deutschland noch weniger als der Kiltgang

selbst bekannt ist *). Die jungen Bauerkerle sind manchmahl auf ihre Mädchen nicht so sehr als auf die Ehre ihres Dorfs eifersüchtig, und sie rächen sich daher oft auf eine grausame Art, wenn Liebhaber aus fremden Dörfern in ihr Gebiet einbrechen und Mädchen in ihrem Distrikte besuchen. Einen solchen ungebetenen Mädchenräuber fing man einstens in einem Heunetze, und hing ihn nackt an einem Sonntagmorgen an einem Baume auf, der am Kirchwege stand. Einem andern band man im Emmethale die Hände auf dem Rücken an eine Stange fest, und peitschte ihn mehrere Stunden Weges mit Nesseln fort. Der Kiltgang ist noch immer so allgemein, daß selten ein Bauermädchen verheirathet wird, das nicht schwanger wäre **). Noch seltener trägt es sich zu,

---

*) Doch höre ich, daß man das, was in der Schweiz Kiltgang heißt, in einem gewissen Theile von Deutschland aufs Fenstern gehen nenne, und daß auch die Eifersucht der Schweizer Bauern in F. nicht ganz unbekannt sey.

**) Ein sachkundiger Mann schreibt mir, daß ich anstatt der Worte: das nicht schwanger wäre, setzen sollte, das nicht schwanger seyn könnte. Übrigens ist der Kiltgang nicht allenthalben gleich herrschend. Im Emmethale ist

daß Liebhaber sich weigern ihre geschwängerten Mädchen zu heirathen. Wenn sie es aber thun, und doch ihren Bräuten nichts vorzuwerfen wissen, so werden beide vom Chorgerichte in die Kirche geführt und zusammen gegeben. Diese Strenge, die ich in einem jeden andern Lande tadeln würde, ist in einem Lande, wo der Kiltgang so allgemein ist, heilsam und nothwendig. Denn wie viele Mädchen würden nicht geschändet werden, wenn der Verführer nicht nachher zur Heirath gezwungen wäre? Ergibt es sich aber bisweilen, daß zwey Personen, die man mit Gewalt mit einander verheirathet hat, gar

---

er am meisten im Schwange; in einer andern Gegend war einer meiner Bekannten zehn Jahre Pfarrer, und erlebte in einer freylich nicht großen Gemeinde nur zwey Beyspiele von Mädchen, die vor der Hochzeit schwanger wurden. Auch werden Mädchen von ihren Liebhabern häufiger verlassen, als ich in der Schweiz gehört hatte, weil die Liebhaber bey dem häufigen Kiltgange oft argwöhnen, daß ein Mädchen von einem andern geschwängert worden sey. An einem andern Orte werde ich über die Entstehung des Kiltgangs, welcher mit dem unter den tatarischen Völkern gewöhnlichen Busenrechte fast einerley ist, weitläuftigere Untersuchungen anstellen.

nicht zusammen passen, und sich einander unglücklich machen würden, so trennt man die Ehe wieder, nachdem man dadurch das unschuldige Kind ehrlich gemacht hat. Dieß ist freylich ein Mißbrauch, aber ein solcher, den ein anderer, nähmlich der Kiltgang, so lange er fortdauert, nothwendig macht. Die Zwangsehen, welche das Chorgericht in Bern oft erkennt und erkennen muß, gaben einstens einem Mädchen einen Entwurf ein, der zu schlau und merkwürdig ist, als daß ich ihn hier übergehen sollte. Ein reiches Bauermädchen hatte ihre Ältern lange vergebens gebeten, ihr einen jungen Menschen zu geben, den sie auf das heftigste liebte, der aber nach dem Urtheile der Ältern für sie nicht reich genug war. Als sie endlich daran verzweifelte, über ihre Ältern etwas zu gewinnen, so entlief sie heimlich nach Bern, und verklagte ihren Liebhaber, mit welchem sie sich verabredet hatte, daß er sie geschwängert habe, und jetzt sitzen lassen wolle. Um dieses Vorgeben wahrscheinlicher zu machen und allen Verdacht zu entfernen, ließ sich der junge Mensch in fremde Dienste anwerben. Er erschien zwar, als er vor Gericht gefordert wurde, gestand auch, daß er mit dem Mädchen zu thun gehabt habe, und nichts auf sie zu sagen wisse, beharrte aber nichts

destoweniger darauf, daß er das Mädchen nicht nehmen wolle. Bey so nichtigen Ausflüchten fand das Gericht gar kein Bedenken, ihn seiner Widersetzlichkeit ungeachtet mit dem Mädchen copuliren zu lassen. Kaum war die feyerliche Handlung vorbey und die Heirath vollzogen, als der Vater des Mädchens nach Bern kam, um seine Tochter aufzusuchen. Er überzeugte sich bald, daß das verschmitzte Mädchen sich schwanger, und der junge Kerl sich gegen die Heirath abgeneigt gestellt habe, um das Chorgericht so wohl als die Ältern zu hintergehen.

In einem Lande, wo die Bauern gar nicht gedrückt werden, und wenige oder gar keine Abgaben entrichten, müssen sie nothwendig glücklicher und mit der Regierung zufriedner seyn als in solchen Reichen, wo sie die Verschwendung des regierenden Fürsten und seiner Minister und Mätressen tragen, wo sie große Heere und zahlreiche Collegia unterhalten, und die Kosten von langwierigen verderblichen Kriegen größten Theils hergeben müssen. Es ist bekannt, daß es in ganz Europa, Holland und England ausgenommen, keine so glückliche Bauern als in der Schweiz und vorzüglich im deutschen Gebiete des Kantons Bern gebe. Den größten Wohlstand findet man im obern Aargau und Emmethale,

wo die Landleute mit einer reichen Viehzucht das Spinnen und Weben von Leinenem so wohl als baumwollenem Garne verbinden. Langenthal ist gewiß einer der schönsten und reichsten Flecken in Europa. In Arau sind in der ganzen Schweiz außer vielen andern Manufacturen die einzigen Bandfabriken, die sich neben den baselischen und einer in Sofingen halten können. Die Industrie der Arauer hat so große Reichthümer in dieser kleinen Stadt versammelt, daß ein neulich verstorbener Kaufmann fast anderthalb Millionen Pfund hinterlassen haben soll. Im Amte Lenzburg allein werden jährlich über hundert tausend, Fäsi sagt gar hundert und siebzig tausend, Stück Kattunleinwand verfertigt, und auf jedem Stücke wird ein großer Thaler gewonnen *). Im Emmethale gibt es vielleicht einzelne reichere Leute, aber nicht so viel oder doch nicht mehr allgemeine Wohlhabenheit als im obern Aargau. Im letztern sind Bauern von hundert und mehrern tausend Gulden nicht selten; noch merkwürdiger aber ist es, daß es mehrere Dörfer gibt, wo fast alle Bauern zehn oder zwanzig tausend Gul-

*) Den Gewinn auf Kattunleinwand schätzte man sonst auf dreyßig, dann auf zwanzig und jetzt nur auf funfzehn Procent.

den reich sind. Die Wohlhabenheit der Landleute hat nur allein im Emmethale städtischen Luxus erzeugt; denn hier findet man in den Häusern gemeiner Landleute kostbares Silbergeschirr, ausländische Meubeln und Weine, Kanapees u. s. w. Eben diese Pracht wird aber auch gewiß die Reichthümer der Emmethaler schneller zerstreuen als die der sparsamern Aargauer, die den Sitten ihrer Vorfahren gleich den übrigen bernischen Bauern treu geblieben, und ihnen in Ansehung der Kleidung noch eben so ähnlich als in Ansehung der Bauart sind. So lange diese Einförmigkeit in Kleidungen und Häusern fortdauert, wird der Schweizer Bauer zwar weniger glücklich scheinen, aber viel mehr glücklich seyn als der Landmann in einigen Gegenden Deutschlands, wo er, so bald er reich zu werden anfängt, sich über seinen Stand erheben, und gleich dem vornehmen Städter wohnen und sich tragen will. Im Aargau schämt sich der reichste Bauer nicht mit seinen Leuten zu arbeiten, und gleich den ärmsten Taglöhnern einher zu gehen. Ich selbst sah einen alten Mann, der 60000 Gulden reich war, und dem Sie in Deutschland kein Vermögen von 60 Gulden zugetraut hätten, mit einer Gabel hinter einem Fuder Heu hertreten. Außer seinem Stroh-

Hütchen trug er gleich den Ärmsten nur ein Jäckchen oder kurzen Kittel von grober Leinwand, und Beinkleider von eben dem Zeuge, die bis an die Schuhe reichten und zugleich die Stelle von Strümpfen vertraten. Seine Füße waren mit weiter nichts als mit einem Paare grober Schuhe bedeckt, und es schien nicht, als wenn sie etwas dabey litten, oder als wenn er bey einer trägern Muße und kostbarern Kleidung glücklicher gewesen wäre. Am Sonntage oder an hohen Festen begnügt sich der reiche wie der arme Bauer mit einem blau, öfters grau tuchenen Kleide, aus dessen verschiedener Güte man gar nicht auf die Vermögensumstände des Landmanns schließen kann. Wenn die Bauern in den Gegenden, wo die alten Sitten noch unverändert geblieben sind, sich unterscheiden oder Staat machen wollen, so geschieht es in Strohhüten, deren es so feine gibt, daß man sie mit einem neuen Louisd'or bezahlen muß. Der weibliche Putz und Anzug ist sich auf dem Lande und in der Stadt unter den Dienstmädchen fast eben so ähnlich als die Tracht der Mannspersonen, und wenn sie von einander abweichen, so geschieht dieß weniger in Farbe, Zuschnitt und Form als in der Feinheit und Kostbarkeit des Stoffes, und der Neuheit und Reinlichkeit derselbigen

Kleidungsstücke. Alle tragen im Winter Mützen und im Sommer kleine flache Strohhütchen, die sich ein wenig auf die linke Seite hin neigen; doch gibt es unter den Bäuerinnen auch manche, die den Kopf mit einem karkaßähnlichen Netze bedecken. Alle haben ihre Haare in zwey Flechten gebunden, von welchen die schwarzen Bänder bis über den Saum des Rocks herab hangen. Ihre Mieder schließen genau an den Leib, und sind meistens von rothem Zeuge, das mit schwarzem Bande oder Plüsch eingefaßt, und bey jungen und wohlhabenden Mädchen mit silbernen Ketten zugemacht ist. Die Landmädchen tragen die Vorder- und Hintertheile gewöhnlich von verschiedenen Farben, den einen roth und den andern braun. Die obern Theile des Arms sind bloß mit feinen Hemdeärmeln, und eben so der ganze Hals mit einem feinen Oberhemde bedeckt, das durch ein schwarz sammtnes Halsband gehoben, und, wie es scheint, gehalten wird. Von dem Halsbande läuft an beiden Seiten ein sammtnes Band, bey Bäuerinnen oft nur ein lederner Riemen herab, der sich unter den beiden Armen durchzieht, und wieder zum Halsbande hinauf steigt, wo er befestiget oder angehakt ist. Die Röcke sind entweder von schwarzem, in der Stadt aber immer von

blauem Serge, und fangen nicht immer an denselbigen Stellen an, so wie sie auch nicht an denselbigen aufhören. In der Stadt bedecken sie ungefähr eben die Theile des Körpers, die in Deutschland dadurch bedeckt werden, doch sind sie meistens länger, und eben deßwegen schwerfälliger als in Deutschland. Unter den Landnymphen schürzen manche ihre Röcke bis nahe unter die Schultern hinauf, so daß sie keine Spanne lang Taille behalten und die Waden ganz sichtbar werden. Schon dieses Emporstreben der Röcke würde die schönste Bildung verderben, wenn nicht auch noch die hölzernen Cüls hinzu kämen, wodurch die Röcke gehoben, und an Stellen, wo die Natur dergleichen nie hinbauet, künstliche Höcker geschaffen würden. So wie ich die bernischen Dienstmädchen nicht so schön gefunden habe, als ich sie nach Erzählungen zu finden glaubte (denn die meisten haben ein zu rundes, plattes und gemeines Gesicht), so hat mir auch die bernische Tracht weniger gefallen als die Trachten in manchen Städten von Deutschland und selbst in Solothurn. In der letzten Stadt tragen die Haushälterinnen oder Kammermädchen schwarze Karkassen ähnliche Hauben, grüne hinten zugeschnürte Mieder ohne Ärmel und eben so leichte als reinliche Röckchen von Kat-

tun. In der bernischen Mädchentracht scheinen die doppelten sorgfältigen Bedeckungen des Halses und die langen schweren Röcke, besonders im Sommer, eine unleidliche Hitze erzeugen zu müssen. Wenn aber diese Tracht auch noch so gut steht, so ist dieß nur allein von jungen und schönen Mädchen wahr. Die alten Weiber hingegen werden nicht wenig dadurch verhäßlicht, da sie in kurzen Röcken und mit lang geflochtenen Haaren erscheinen.

Die Bauart der bernischen Bauerhäuser gefällt beym ersten Anblicke noch weniger als die Weibertracht; wenn man aber hört und sieht wie zweckmäßig sie ist, und wie viele Absichten sie erfüllt, so findet man sie schön, und muß sie auch schön finden. Die bernischen Bauerhäuser sind in Rücksicht auf Größe, Höhe und Neuheit eben so sehr verschieden, als ihre Besitzer es in Rücksicht auf die Vermögensumstände sind; in Ansehung der Bauart aber sind sie sich fast alle gleich. Die meisten sind mit Stroh gedeckt, und diese Strohdächer gehen nach allen Seiten sehr weit über die äußern Wände der Häuser herab, so daß sie in einiger Entfernung fast die Erde zu berühren scheinen. Nur den beiden Hauptthüren gegenüber sind in die herabhangenden Strohdächer Einschnitte gemacht, damit beladene Wägen hinein und

heraus fahren können. Diese Dächer schützen nicht nur gegen Regen und Kälte, sondern vertreten auch die Stelle von Scheuern. Unter ihnen stehen Wägen, Pflüge, Tonnen und anderes Geräthe sicher; sie dienen zu Holzmagazinen, und unter ihnen kann der Hausvater wie unter einem Obdache an seinem Geschirre arbeiten, sein Vieh ab- und anspannen und seine Viehställe besuchen. Bisweilen sind die Häuser höher als gewöhnlich von der Erde aufgemauert, und dann gehen unter dem Dache eine, bisweilen zwey Gallerien herum, wodurch die angeführten Vortheile verdoppelt oder verdreyfacht werden. Ein gemeines Bauerhaus ist in zwey Hälften getheilt: die eine besteht aus zwey Stuben, zwischen welchen die Küche liegt, und der Diele; die andere aus dem Heu- und Kornmagazine und den Viehställen, die rund herum angelegt sind. Unter den Stuben sind die Keller, in welche man oft von außen hinein geht. Die Stuben selbst sind im Emmethale und obern Aargau viel höher, geräumiger und zahlreicher als in den übrigen Theilen des Kantons, wo sie oft ängstlich niedrig, und die Fensterscheiben fast unsichtbar klein sind. Die meisten Häuser haben einen fließenden Brunn und unter diesem einen steinernen oder hölzernen Behälter, aus welchem das

Vieh saufen kann. Die Häuser mögen übrigens klein oder groß seyn, so findet sich nirgends etwas verfallenes oder unausgebessertes, oder andere Spuren von Nachlässigkeit, die aus Druck und Elend entsteht, sondern vielmehr allenthalben Merkmahle von beständiger haushälterischer Aufmerksamkeit und daher entstehender Ordnung und Überfluß. Wenn der Wind oder die Zeit irgendwo eine Handvoll Stroh aus dem Dache heraus reißt, so wird die Lücke gleich wieder ausgefüllt. Auch erblickt man nirgends Wägen oder Pflüge u. s. w. an solchen Stellen, wo sie durch Feuchtigkeit oder andere Ursachen Schaden nehmen könnten. Schon in der Mitte des Junius waren alle Hausväter auf den ganzen Winter mit Holz versehen, das auch schon gespalten und zusammengelegt war, und an welchem man die Reste des letzten Jahrs von dem neuen Vorrathe sehr gut unterscheiden konnte. Ich habe es an dem bernischen Landmanne wahrgenommen, was Herr von Moser von allen glücklichen Bauern überhaupt sagt, daß er das Nothwendige im Überflusse und in der größten Vollkommenheit habe.

Wenn der Bauer so glücklich ist als in der Schweiz, so nimmt die Bevölkerung auch ohne Belohnungen und Aufmunterungen zu. Im Emmethale hat sich die Zahl der Ein=

wohner seit einem Jahrhunderte verdoppelt; und im Amte Lenzburg ist sie seit 1760 um sechs tausend stärker geworden. In der französischen Schweiz hingegen nimmt sie aus Ursachen, die ich in der Zukunft vielleicht genauer erfahren werde, immer ab, und der ganze Kanton soll jährlich nicht viel mehr als tausend Menschen gewinnen. Die Volksmenge könnte noch um vieles wachsen, wenn der Flachsbau und die Flachsspinnerey sich mehr auf dem Lande verbreiteten, und besonders in die Landstädte, die meistens ohne alle gewinnende Gewerbe sind, ein Geist der Thätigkeit gebracht werden könnte.

Ungeachtet der bernische Bauer nicht die gesetzgebende Macht wie in den kleinern Kantonen besitzt, und nicht einmahl den geringsten Antheil an der Regierung hat und erhalten kann, so ist er doch mit seiner Obrigkeit eben so sehr zufrieden, als wenn er sie selbst gewählt hätte. Er würde auch gewiß für ihre Vertheidigung wie für die Vertheidigung seines Vaterlandes Gut und Blut wagen. Diese Liebe der Unterthanen für ihre milden Regenten ist in allen Ländern die sicherste Stütze der letztern, und im Kanton Bern die einzige sichere Stütze. Zwar haben sich alle Kantone ihre einmahl eingeführte Verfassung gegenseitig verbürgt, und selbst also die be=

mokratischen Stände müssen herbey eilen, wenn die Aristokratie in Bern in Gefahr kommen sollte; allein diese Garantie, welche den Magistrat in Freyburg und Genf schon mehrmahls gerettet hat, würde der bernischen Regierung keine so zuverlässige Hülfe gewähren. Denn erstlich wäre es sehr zu besorgen, daß, wenn die bernischen Unterthanen einen allgemeinen Aufstand erregten, alsdann die Bauern im Freyburgischen, Solothurnischen, Lucernischen und vielleicht noch weiter sich mit den Unzufriedenen vereinigen würden. Wenn aber auch dieser Fall nicht einträte, und die benachbarten Kantone ihre Unterthanen zur Hülfe von Bern aufbieten könnten, so wäre doch immer zu fürchten, daß diese Hülfe zu spät käme oder auch zu schwach wäre; denn im bernischen Gebiete könnten sich leicht mehr Unzufriedene versammelt haben, als die Nachbarn und Freunde gegen sie aufzubringen im Stande wären. Eine weise milde Regierung ist also, wie bisher, so auch ins künftige, das sicherste Erhaltungsmittel der einmahl eingeführten Regierungsform, für welche sich auch die benachbarten Kantone zu interessiren Ursache haben, weil ihr Regiment schon mehrmahls ganz allein durch bernische Hülfstruppen ist geschützt und befestigt worden.

In Bern wäre nicht leicht eine andere Revolution möglich als eine solche, welche die Verschwornen im Jahre 1749 im Sinne hatten, wodurch die höchste Gewalt der ganzen Bürgerschaft oder den Zünften sollte übergeben, und der kleine und große Rath ohne Unterschied aus den Zünften und von den Zünften sollte erwählt und ergänzt werden. Wenn die Verschwornen auch alle die Personen hingerichtet, und alle die Grausamkeiten ohne Hinderniß ausgeübt hätten, welche sie ausüben wollten, so würden doch gewiß die Landleute sich der Einführung einer demokratischen Regierungsform mit Nachdruck widersetzt haben, weil diese gar wohl wissen, daß allenthalben, wo die höchste Macht in den Händen der Zünfte liegt, diese Zünfte ihre Rechte auf Unkosten der Unterthanen erweitern, da hingegen die regierenden Familien in einem aristokratischen Staate sich um die Liebe der Unterthanen eben so sehr oder noch mehr, als um die Liebe ihrer Mitbürger bewerben, um in jenen alle Mahl eine sichere Hülfe gegen die Unzufriedenheit der letztern zu haben.

Nie, glaube ich, hat es einen verächtlichern und unbesonnenern Haufen von Verschwornen gegeben, als diejenigen waren, welche im Jahre 1749 in Bern bestraft wur-

den, und um welcher willen die Regierung in Bern in fremden Ländern, vorzüglich in Deutschland, auf das ungerechteste ist verläumdet worden. Ich sage dieses mit Zuversicht, da ich das Glück gehabt habe, über die letzte Verschwörung Nachrichten zu erhalten, die gewiß vielen Einwohnern in Bern nicht bekannt geworden sind. Die vornehmsten Verschwörer waren nicht die drey hingerichteten Henzi, Emanuel Fueter und Wernier, sondern Gottfried Kuhn, ein Rothgärber, Daniel Fueter, ein Goldschmid, und Gabriel Fueter, ein Kaufmann. Letztern kann man mit Recht das Haupt der ganzen Verschwörung nennen, weil er seinen Bruder, den hingerichteten Lieutenant Fueter, den Henzi und die meisten übrigen angeworben hatte. Der eigentlichen Verschwornen waren nicht viel mehr als zwanzig, und diese waren fast alle zu Grunde gerichtete Leute, die den ganzen Staat gern umgekehrt hätten, weil sie bey seiner damahligen Verfassung nicht länger bestehen konnten, oder weil sie sich bey einer allgemeinen Verwirrung am leichtesten an einzelnen mächtigen Personen zu rächen hofften, von denen sie beleidigt zu seyn glaubten. In der ganzen Rotte war Henzi der einzige Mann von Kopf und Charakter, von welchem man es bedauern muß, daß er durch

blinde Rache in eine so rasende Unterneh=mung als die Verschwörung war, getrieben wurde. Er hatte einen unversöhnlichen Haß gegen die Regierung, weil er im Jahre 1748 die Stelle eines Bibliothekars, um welche er sich beworben hatte, nicht erhalten konnte. Schon vier Jahre vorher hatte er sich in ei=ne unreife zu früh entdeckte Verschwörung eingelassen, und war deßwegen verwiesen, aber bald nachher wieder begnadigt und in sein Vaterland zurück gerufen worden. Er widersetzte sich stets den blutigen und zerstö=renden Gewaltthätigkeiten, womit die andern anfangen wollten, und er war auch der ein=zige, der nach Plan handelte und andere han=deln zu machen wünschte. Die übrigen, vor=züglich die drey, welche ich vorher als die vornehmsten unter den Verschwornen genannt habe, redeten und handelten wie Unsinnige. Ihre Absicht ging auf nichts weniger, als die angesehensten Männer des Staats umzu=bringen, den Rath in die Bibliothek einzu=sperren, die Stadt an mehrern Orten anzu=zünden, sich des Schatzes zu bemächtigen u. s. w. Eben diese wüthenden Menschen rede=ten ohne alle Vorsicht und Auswahl zu sech=zig andern Personen, von denen die meisten die Unausführbarkeit ihrer Anschläge sogleich einsahen, oder die Grausamkeit der Verschwö=

rer verabscheuten, denen sie aber doch durch geladene Pistolen oder Schmeicheleyen entweder Aufmerksamkeit oder Verschwiegenheit abgenöthigt hatten. Es war also nicht so wohl zu verwundern, daß die Verschwörung entdeckt wurde, als daß sie nicht schon viel früher verrathen worden war. Ein jeder hatte andere Einfälle, und fast alle waren so heiß, daß sie zur Ausführung schreiten wollten, ehe man noch ein einziges Mahl zu ordentlichen gemeinschaftlichen Berathschlagungen zusammen gekommen war, und ehe man sich noch über einen bestimmten Plan und die Mittel ihn durchzusetzen vereinigt hatte. Henzi war der erste welcher einzusehen anfing, daß man mit solchen Menschen, als seine Mitverschwornen waren, nichts großes ausführen und auch nicht sicher mehr an einem Orte leben könne. Er hatte deßwegen seine besten Sachen in der Stille eingepackt, und war eben im Begriffe wieder nach Frankreich oder Italien zu gehen, wo er schon ehemahls als Offizier gedient hatte, als die Verschwörung von einem Mitschuldigen entdeckt und er selbst nebst zwey andern ergriffen wurde. Der Angeber war ein Candidat, den die Regierung nicht nur mit einer großen Summe Geldes, sondern auch mit einer reichen Pfarre beschenkte, den aber weder die Gnade des Raths,

noch die Heiligkeit seines Amtes, womit man billig keinen Verschwörer und Verräther hätte bekleiden sollen, gegen allgemeinen Abscheu schützen konnte. Unter den Verschwornen, welche man gefangen genommen hatte, wurden nur drey hingerichtet, andere wurden verwiesen, die meisten aber begnadigt. Unter den entwichenen verurtheilte man die Urheber der Verschwörung und der gewaltsamsten Anschläge abwesend zu einer härtern Todesstrafe, als Henzi und seine Freunde litten; man hob aber in der Folge diese Strafe gänzlich auf, und beide verbannten Fueter leben jetzt ruhig in ihrer Vaterstadt. Wahrscheinlich würden auch die hingerichteten eine gelindere Strafe erhalten haben, wenn man nicht den Prozeß so geschwind betrieben und geendigt hätte. Dem Henzi besonders wünschte das damahlige Publikum ein weniger hartes Schicksal, weil er sich durch seine vor der Entdeckung schon fast angefangene Flucht von der Verschwörung gleichsam losgesagt, und er so wohl als die übrigen Unzufriedenen mehr auf eine unbesonnene Art von einer Veränderung der Staatsverfassung geredet, als eine wirkliche Verschwörung entworfen hatten. Henzi mußte aber nicht allein sterben, sondern auch Zeuge von der Hinrichtung seiner Gehülfen seyn. Dieß billige

ich eben so wenig, als daß man den Scharfrichter, der ein Bekannter oder Freund der Verurtheilten gewesen war, nöthigte, die letztern vom Leben zum Tode zu bringen, so sehr er auch darum bat, daß man dieß traurige Geschäft dieß Mahl einem andern auftragen möchte. Durch diese Grausamkeit strafte man nicht so wohl die Verschwörer als den unschuldigen Scharfrichter, wenn dieser anders seinen Freunden mit einem einzigen Streiche Kopf und Leben nahm; weil man aber voraus setzen konnte, daß Mitleiden und Unwille seine Hand zittern machen oder entkräften würden, so setzte man die Verurtheilten der Gefahr einer viel härtern Strafe aus, als ihnen nach den Gesetzen zuerkannt worden war. Der Scharfrichter hieb auch wirklich mehrmahls fehl, und bey diesem Anblicke der Zerfleischung seiner Freunde rief Henzi folgende Worte aus: quelle boucherie! Es ist falsch, daß er nach einem empfangenen Fehlhiebe soll zum Scharfrichter gesagt haben: tu juges comme ton magistrat. Ich weiß dieses von einer verehrungswürdigen Person, die nahe bey Henzi stand und ihn in den letzten Augenblicken genau beobachtete. Henzi war der einzige, welcher seine That oder vielmehr Thorheit bereute, und die Strafe derselben ohne Murren und Za-

gen litt. Als seine Freunde hingerichtet wurden, hielt er seine Augen unverwandt auf dem blutigen Schauspiele geheftet, ungeachtet die Umstehenden ihn baten, daß er sein Gesicht wegwenden möchte. Nach dieser Execution vermehrte man die Stadtwache auf 360 Mann; man verwarf aber mit einer großen Überzahl von Stimmen den Vorschlag von einigen, daß man zur Sicherheit der Regierung ein noch stärkeres Corps errichten möchte. Von den 360 Mann, welche beständig im Solde der Regierung stehen, liegt immer nur ein Drittel in der Stadt, und die beiden übrigen sind außer derselbigen. Bald nach der Verschwörung machte man verschiedene heilsame Gesetze, wodurch man sich einigen Verbesserungen oder Einrichtungen, welche die Verschwornen einzuführen die Absicht gehabt hatten, merklich näherte, und anstatt also durch die überstandene Gefahr erbittert zu werden und die Aristokratie noch mehr zu verstärken, machte man das Regiment milder, als es vorher gewesen war. Besonders aber beflissen sich die Rathsherren seit dieser Zeit ihre Mitbürger freundschaftlicher und höflicher als sonst zu empfangen.

Damit Sie aber doch nicht einen ganz politischen Brief erhalten, so will ich Ihnen

zum Beschlusse eine kleine Reise beschreiben, die wir von hier aus nach Solothurn gemacht haben.

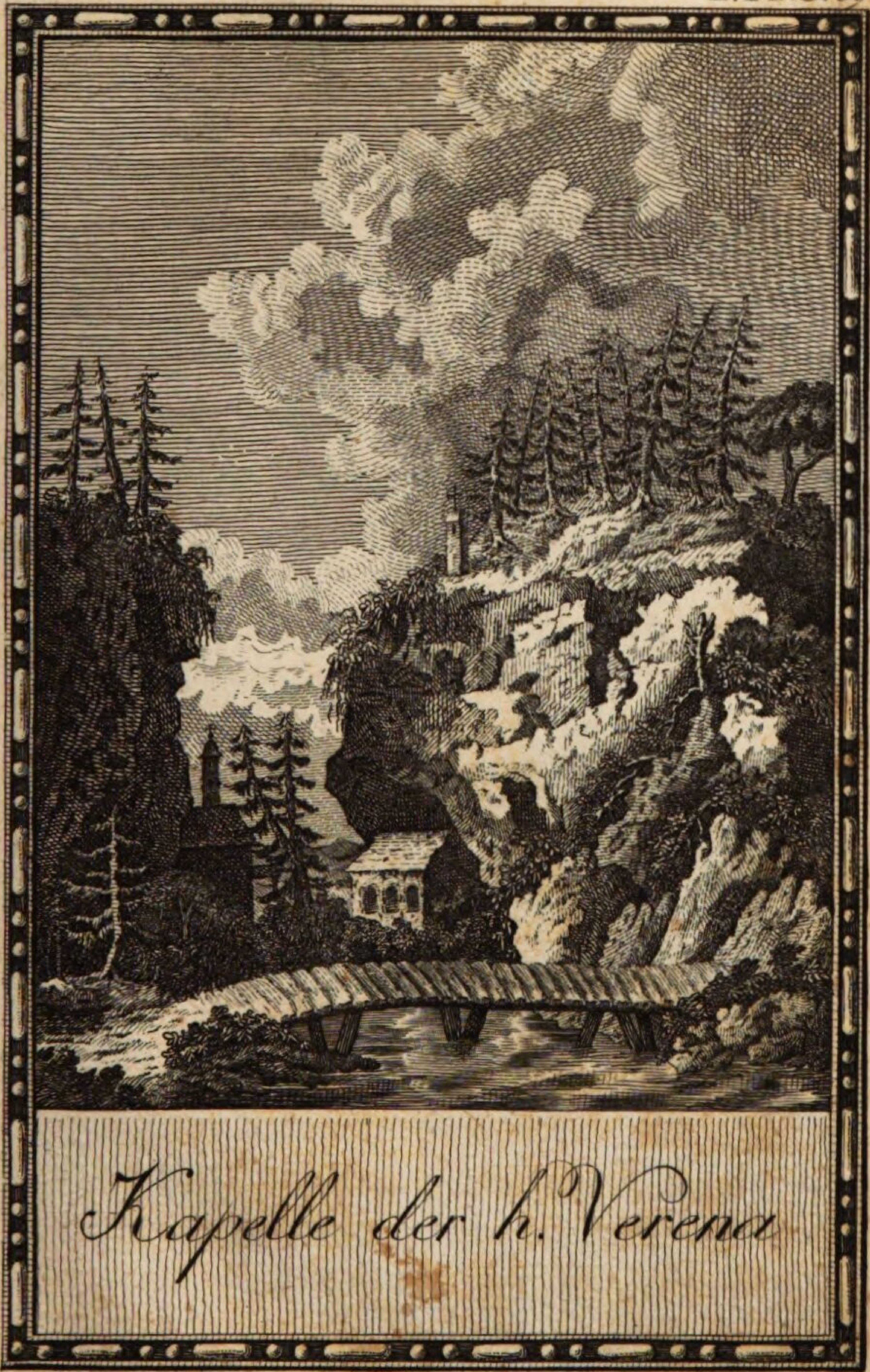
Der Weg nach Solothurn ist der einzige ungemachte, den ich bisher in der Schweiz gefunden habe, weil von Nidau und Biel aus keine große und sehr besuchte Straße nach Solothurn führt. Auch findet man auf dem ganzen Wege keine besonders schöne oder merkwürdige Gegenstände. Links hat man den Jura unmittelbar zur Seite, der nirgends, glaube ich, weniger fruchtbar und interessant als in dieser ganzen Strecke ist; rechts sieht man weitläuftige Wiesen und gut bebaute Äcker (denn Solothurn ist der einzige Kanton der mehr Frucht bauet, als er selbst braucht); allein ungeachtet diese Äcker einträglicher sind als im Aargau, so sind sie doch viel weniger mahlerisch. Der einzige Vorzug dieses Weges ist der, daß man die meiste Zeit die höchsten unter den bernischen Schneebergen erblickt. Die Bauerhäuser im Solothurnischen sind ganz nach bernischer Art gebauet, sie sind aber inwendig weniger reinlich, und auswärts mehr durch den Rauch angeschwärzt als die bernischen. Die Bauern selbst schienen mir nicht so gut gebildet zu seyn als ihre Nachbarn, allein ihre Gärten sind unstreitig besser gewartet und mit Obstbäumen

versehen, und ihr Hornvieh viel größer, als ich es bisher in der flachen Schweiz gesehen habe. Die Hauptstadt des Kantons ist dem Ansehen nach sehr bevölkert, hat aber weder so breite und regelmäßige Straßen, noch so schöne und gleichförmige Häuser als Bern. Die Lage der Stadt, und vorzüglich der Wall oder die Hauptpromenade, nimmt sich auf einer Zeichnung viel besser als in der Natur aus. Der Wall ist zwar mit schönen und hohen Linden besetzt, allein an der einen Seite wird die Aussicht durch die Brustwehre verschlossen, und auf der andern sieht man auf die Hintertheile von meistens elenden Häusern, deren Unreinigkeiten oder Abflüsse oft einen unerträglichen Gestank verursachen, und die nichts dadurch gewinnen, daß sie bisweilen auf Überbleibseln alter römischer Mauern errichtet sind. Wenn man sich aber einen weitläuftigern Gesichtskreis verschaffen und nahe an der Brustwehre spazieren gehen will, so ist man gezwungen alle Augenblicke einige Schuhe herab und hinauf zu springen, so oft man nähmlich an Stellen kommt, wo für die Laveten und Mündungen von Kanonen Einschnitte in den Wall und die Brustwehre gemacht sind. Ich hatte keine Lust alle die alten Mauern oder andere Reste aufzusuchen, welche noch aus den Zeiten der Rö-

mer übrig sind, und die hier häufiger als anderswo gefunden werden, weil an der Stelle der jetzigen Stadt Solothurn ehemahls das Castrum Solodurense, und wenigstens eine Zeitlang das Standlager einer Legion war. Mit desto größerer Aufmerksamkeit betrachtete ich die neue Hauptkirche, die erst vor wenigen Jahren vollendet worden ist, und dem Staate eine Million Gulden gekostet hat. Ich habe schon oft viel größere Gebäude und Kirchen gesehen als diese, aber keine, deren Anblick in mir so viel Ehrfurcht und Andacht erregt hat. Sie ist mit ihrer Fronte gegen die Hauptstraße gebauet, und so sehr über diese erhöht worden, daß man auf vierzig Stufen und in mehrern Absätzen zu ihr hinauf steigen muß. Diese prächtige Treppe, die an beiden Seiten mit Statüen und kleinen Springbrunnen geziert ist, trägt am meisten zu den feyerlichen Empfindungen bey, welche der schöne Tempel hervor bringt. Sie scheint dazu bestimmt zu seyn, daß sie das Gemüth zu andächtigen Gedanken und Gesinnungen vorbereiten soll; denn indem man sie langsam hinauf steigt, und sich dem majestätischen, der Gottheit geweihten Hause nähert, ist es, als wenn man mit der niedrigen Erde auch alle niedrigen und irdischen Gedanken ablegen, und keine andere als heilige Vorsätze und

Betrachtungen in der gereinigten Seele nähren müßte. Der untere Theil der Faßade ruht auf vierzehn korinthischen Säulen von einem weißen und sehr harten Steine, der in der Nachbarschaft der Stadt gebrochen, und in der ganzen Schweiz gesucht wird. Der mittlere und größte unter den drey Eingängen oder Thüren hat an jeder Seite drey, die kleinen aber nur zwey Säulen. Der obere Theil der Kirche ist auf acht Säulen gestützt, und dem untern vollkommen entsprechend. Die Mahlereyen in der Kirche haben mir besser gefallen als die Bildhauerarbeit und Statüen, womit sie besonders an ihren äußern Theilen geschmückt ist. Die kostbarsten und schönsten Stücke sind unstreitig der Altar und die Kanzel, die beide aus dem köstlichsten Marmor und mit ausnehmender Kunst gearbeitet sind, ohne im geringsten mit Zierathen überladen zu seyn. Die marmorne Kanzeltreppe, welcher man in Solothurn ein gewiß übertriebenes Gewicht von zwey tausend Zentner zu geben pflegt, ist so künstlich gewunden, daß sie durch nichts als sich selbst oder ihre Zusammensetzung gestützt zu werden scheint. Rund um die Kirche her ist ein freyer Platz, der mit lauter großen Steinen belegt ist. Diese Steine decken ausgemauerte Grüfte, deren eben so viele sind, als es bür-

gerliche Familien gibt. Die Grabsteine sind alle numerirt und an einer Stelle durchbohrt, wahrscheinlich um den giftigen Dünsten der verwesenden Leichname einen allmählichen Ausgang zu verschaffen. Nachdem wir die Kirche besehen hatten, stiegen wir auf den Thurm, wo die Aussicht so weitläuftig ist, als man sie in und um die Stadt herum nur haben kann. Die Aussicht entzückte uns aber nicht in dem Maße, als sie diejenigen zu entzücken pflegt, die über Basel nach Solothurn kommen. Was wir sahen war schön, erinnerte uns aber immer an etwas noch schöneres, was wir vor kurzem genossen hatten. In der Nachbarschaft von Solothurn liegen manche reiche Klöster und Landhäuser, es sind ihrer aber doch nicht so viele, daß sie das Auge lange fesseln könnten. Die Aar, welche die Stadt durchströmt, ist zwar bis drey Mahl so breit als bey Bern, sie windet sich aber lange so mahlerisch nicht, als ich sie schon mehrmahls vom Jura gesehen habe. An der einen Seite nähert sich dieses Gebirge der Stadt bis auf eine kleine halbe Stunde, anstatt aber die Landschaft zu verschönern, gibt es derselben vielmehr ein trauriges Ansehen, weil es an vielen Stellen ganz nackt und überhaupt viel öder scheint, als es wirklich ist. Wenn man sich vom Ju-



Kapelle der h. Verena

C. Schindelmayer sc.

ra wegkehrt, so verliert sich das Auge in einer fast unabsehbaren Fläche, die zwar sehr fruchtbar, aber doch nicht in dem Grade ist, als wir Ebenen in Franken und Schwaben gefunden hatten. — Schade ist es, daß der schöne Thurm seines Bruders beraubt geblieben ist, der ihm bestimmt war, aber nicht erbauet wurde, weil man fürchtete, daß das Fundament die Last nicht tragen würde, oder weil die Geduld und Fonds erschöpft waren. Diese Lücke ist eben so auffallend, als die Lage der Kirche, die mit ihrer Faßade nicht gerade gegen die Mitte der Hauptstraße zu gekehrt ist. Man entdeckt von der einen Seite mehr als von der andern, wodurch sie, so lange man sie von der Straße ansieht, ein schiefes Ansehen erhält.

Wir wollten Solothurn nicht verlassen, ohne zuvor die Kapelle der heiligen Verena und die Einsiedeley zu besuchen, welche vor ungefähr hundert Jahren, eine halbe Stunde von der Stadt, von einem ägyptischen Eremiten Arsenius angelegt und bewohnt worden ist, und noch jetzt von einem Kapuziner unterhalten wird, der aber gerade ausgegangen war, als wir hinkamen. Der Weg führt bey einer Menge von Klöstern, Kirchen und Kapellen vorbey, von welchen man ein unaufhörliches Geläute und Geklingel hört.

über der Thür einer Seitenkapelle las ich die Worte: Hier geht man ein in die Kapelle und den Ort, wo Maria Jesum empfangen, und ihren lieben Sohn gekocht (d. i. erhalten) hat. Wir standen eine fürchterliche Hitze aus, ehe wir die Einsiedeley erreichten, wurden aber für den vergossenen Schweiß hinlänglich belohnt. Die Einsiedeley liegt in einem engen und tiefen Bergthale, das von hohen Felswänden eingeschlossen wird, die von der Natur selbst gespalten und aus einander gerissen zu seyn scheinen. So einsiedlerisch die Gegend ist, so hat sie doch nichts furchtbares oder beängstigendes, weil das Thal nach beiden Seiten offen ist, und sich in einen lachenden Grund zu endigen scheint. Links sieht man zuerst eine Nische mit dem Bilde der heiligen Verena, die hier gewohnt haben soll, und dann am Felsen Christum auf dem Öhlberge, die drey Apostel zu seinen Füßen und etwas höher die Stadt Jerusalem, in welcher Gruppe man weder Ausdruck, noch richtig beobachtete Verhältnisse suchen muß. Unendlich rührender ist die Kapelle der heiligen Verena, zu welcher man von zwey Seiten auf etwa zwanzig Stufen hinauf steigen kann. Diese Kapelle ist von dem alten frommen Einsiedler mit unsäglicher Mühe in einen äußerst harten

Felsen hinein gehauen worden, und besteht aus drey Abtheilungen, die in Form von Gewölben oder Schwibbögen gearbeitet sind. Diese Gewölbe mögen etwa zwanzig Fuß tief und zwölf bis funfzehn breit seyn. In dem mittlern und größern liegt unser Heilaud im Grabe, die beiden übrigen sind leer und werden wahrscheinlich an gewissen Festtagen geöffnet. Da, wo das in den Felsen hineingehauene Gewölbe aufhört, ist das, was zu einer Kapelle fehlte so künstlich hinan gebaut worden, daß man die Grenzen der Kunst und der Natur kaum unterscheiden kann. Alle Inschriften, die ich hier gefunden habe, waren viel würdiger und passender, als man sie sonst an ähnlichen heiligen Orten zu finden pflegt. Von der Kapelle der heiligen Verena wandten wir uns zur Wohnung ihres ehemahligen Verehrers, die ihr gegen über an dem Fuße eines ungeheuern steilen Felsens errichtet ist, und von der Kapelle durch einen Bach getrennt wird, dessen tiefes Bett zeigt, daß er zu gewissen Zeiten viel fürchterlicher wird, als er jetzt war. Weil der abwesende Kapuziner die über den Bach angelegte Brücke verschlossen hatte, so mußten wir mit vieler Mühe an seinen gähen Ufern hinab und hinauf steigen, um in den Garten der Einsiedeley zu kommen, der vor der Hütte an=

gelegt ist. Das Gärtchen enthielt außer einigen Gemüsebeeten verschiedene Blumen, besonders Rosenstöcke, von welchen wir einige abbrachen, die wir mit der größten Sorgfalt aufbewahren und Ihnen bey unserer Rückkunft als Reliquien zeigen werden. Es that uns weh, daß wir nicht selbst um die Blümchen, die wir mit vorausgesetzter Erlaubniß ihres Pflegers nahmen, bitten konnten; allein wir zweifelten nicht, daß der gute Vater uns diese kleinen Geschenke gern gegönnet hätte. An der linken Seite des Hauses war ein kleines Holzmagazin, und an der rechten eine kleine Werkstätte oder Arbeitsplatz. Im Hause selbst, in welches wir nur durch das Fenster hinein sehen konnten, fanden sich ein schlechtes Bett und einige hölzerne Stühle. In eben diesem Geschmacke einsiedlerischer Genügsamkeit oder Dürftigkeit ist die Kapelle des ehemahligen Waldbruders gebauet, die mit der Hütte an derselbigen Seite, aber auf einem höhern Arme des Felsens steht, und deren merkwürdigste Verzierung das an der Wand gemahlte Bild ihres ersten Stifters ist. Ungeachtet ich ein abgesagter Feind des ungesellschaftlichen Lebens bin, so hatte doch der Anblick der Einsiedeley in dieser schönen Jahrszeit und in der schwülen Nachmittagsstunde, worin ich sie be-

suchte, so etwas feyerliches und bezauberndes, daß ich, wenn ich den ersten Regungen meines Herzens hätte folgen wollen, den Aufenthalt in diesem engen Thale dem Aufenthalte in jedem mir bekannten Kloster vorgezogen hätte. Freylich würde der Zauber dieser heiligen Stätte bald verschwinden, wenn man sie in Augenblicken sähe, wo die nahen herüberhangenden Felsen vom Donner erschüttert oder vom Blitze gespalten würden, oder auch das ganze Thal von ellentiefem Schnee unzugänglich geworden wäre.

Wenn Sie mir wieder schreiben, so melden Sie mir doch, wie weit man mit dem Drucke des zweyten Theils meiner Geschichte der Wissenschaften gekommen ist, und ob sie von ungefähr schon Probebogen von den beiden kleinern Schriften gesehen haben. Der Inhalt dieser Werke ist mir in einigen Monathen so fremd geworden, daß es mir vorkommt, als wenn ich in dem Falle daß sie verloren gingen, nicht den hundertsten Theil derselben wieder herstellen könnte. Tausend Grüße an alle unsere Freunde! Sie, mein Bester, brauche ich nicht mehr zu versichern, daß ich sie unverändert liebe u. s. w.

Sechster Brief.

Nidau am 18. Jul. 1782.

Liebster Freund!

In einem meiner vorhergehenden Schreiben versprach ich Ihnen, die ganze bernische Verfassung, so wie sie sich mir darstellen würde, zu schildern. Da ich Ihnen nun bisher meistens nur die vortheilhaften Seiten derselben beschrieben habe, so werden Sie erlauben, daß ich Ihnen auch die schwachen Seiten aufdecke. Bern ist so wenig als irgend ein anderer Staat, in welchem Menschen regieren und regieret werden, ohne alle Mängel. Diese Republik ist gleich allen übrigen krank, aber mit dem Unterschiede, daß ihre Krankheiten weder so zahlreich noch so unheilbar, als die der meisten europäischen Nationen sind. Auch haben die Berner nicht den unglücklichen Wahn, der manchen unheilbar Kranken eigenthümlich ist, daß sie vollkommen gesund seyen, noch viel weniger sind sie so kränklich empfindlich, daß sie durch die sanftesten Berührungen ihrer Schäden heftig

beleidigt würden *). Fremde können ohne Zurückhaltung tadeln, was ihnen an der bernischen Verfassung Tadel zu verdienen scheint, und ich habe nie bemerkt, daß ein vernünftiger und bescheidener Tadel übel wäre aufgenommen worden, oder daß man sich, wie in manchen andern Städten, gleichsam verabredet zu haben schiene, die Gebrechen des gemeinen Wesens vor Ausländern zu verbergen oder zu beschönigen. Vielleicht ist es ohne Beyspiel (eine Bemerkung die ich einem gelehrten Schweizer zu verdanken habe), was die Regierung von Bern im Jahre 1681 that, als Ludwig der Vierzehnte Straßburg eingenommen hatte, und man befürchtete, daß er seine räuberische Hand auch nach andern benachbarten Städten ausstrecken möchte. In diesem Jahre forderte man in Bern einen jeden Bürger auf, die Mängel der Republik unparteyisch und ohne Scheu anzuzeigen,

---

*) Dieß würde ich jetzt nicht mehr so ohne Einschränkung sagen als vor einigen Jahren. Die Berner tadeln ihre eigenen Gebrechen viel freymüthiger als andere Schweizer, können auch mündlichen Tadel sehr gut ertragen; allein vor gedrucktem Tadel, wenn er auch noch so gegründet und billig ist, fürchten sie sich im Ganzen genommen nicht weniger, als ihre übrigen Landsleute.

nach welcher Aufforderung auch nicht das kleinste Gebrechen übrig blieb, welches man nicht sammt allen Gegenmitteln den Vätern des Volks vorgelegt hätte. Von dieser Zeit an hat man unablässig an der Abschaffung von Mißbräuchen gearbeitet, und man kann also gar nicht zweifeln, daß man nicht denen, die noch übrig sind, allmählich abzuhelfen suchen werde. Die Schriften der Patrioten und Unzufriedenen, die vor etwa einem Jahrhunderte den Staatskörper auf das genaueste untersuchten, liegen im Archive des Staats, und werden von einem jeden Mitgliede der Regierung gelesen. Ich schmeichle mir gar nicht, daß ich in meiner Aufzählung der vornehmsten Mängel der Republik einem Berner etwas neues sagen könnte, Ihnen aber werde ich dadurch gewiß einen neuen Beweis von der Unparteylichkeit geben, womit ich an verehrungswürdigen Staaten, wie an großen Männern, kleine von der Menschheit unzertrennliche Fehler bemerken und anerkennen kann, ohne ihnen deßwegen die Hochachtung zu entziehen, die ich ihren Vorzügen schuldig bin.

Ungeachtet die Regierung in Bern seit mehr als zwey Jahrhunderten sich aus allen Kräften von der Oligarchie zu entfernen bemüht und auch wirklich entfernet hat, so wird

sie doch aller dieser Bestrebungen ungeachtet durch einen unaufhaltsamen Strom in den Abgrund dieser gefährlichen Verfassung hinein gezogen. Dieser Strom ist die beständige Abnahme der bürgerlichen, so wohl regierenden als regimentsfähigen Familien, wodurch die höchste Gewalt mit einem jeden Jahrzehend in die Hände einer kleinern Zahl von Familien kommt. Je kleiner aber die Zahl von regierenden Geschlechtern wird, desto größer muß nothwendig mit der Zeit die Zahl von Mitgliedern werden, welche ein jedes in den großen Rath gibt, desto leichter finden gefährliche Verbrüderungen Statt, und desto schwerer wird es, Bedrückungen und Untreue zurück zu halten und zur Strafe zu ziehen. Kurz, wenn man diesem Hange der Republik zur Oligarchie nicht steuert, so wird eben der Schauplatz von Erpressungen, Aufrühren und Verschwörungen wieder eröffnet werden, welche die bernische Geschichte der vorhergehenden Jahrhunderte schildert, und diese Unordnungen würden jetzt viel traurigere Folgen als vormahls haben, weil Bern weniger Hülfe von den Regierungen hoffen kann, denen es am öftersten geholfen hat. Beträchtliche Aufstände der Unterthanen im Kanton Bern würden höchst wahrscheinlich die jetzige Verfassung über den Haufen stürzen, und

wenn das Regiment in Bern zu Grunde ginge, so würde gewiß das Ende der übrigen aristokratischen Republiken nicht weit mehr entfernt seyn. Anstatt, daß die Unterthanen und Insassen des Kantons Bern sich vom Anfange dieses Jahrhunderts an beträchtlich vermehrt haben und noch immer vermehren, so ist die Zahl der bürgerlichen Familien fast jährlich kleiner geworden. Wenn man annimmt, daß um das Jahr 1740 etwa drey hundert bürgerliche Familien in Bern gewohnt haben mögen, so erschrickt man, wenn man hört, daß zwischen diesem Jahre und dem Jahre 1780 sieben hundert neun und zwanzig bürgerliche Personen mehr gestorben als geboren worden sind. Für die Richtigkeit dieses letzten Datums kann ich eben so gut stehen, als für die Zuverlässigkeit folgender Liste von bürgerlichen Ehen, die vom Anfange dieses Jahrhunderts an geschlossen worden sind.

Zwisch.	1700.	u.	1710.	wurd.	vollzogen	419	Ehen
—	1710	=	1720	—	—	412	—
—	1720	=	1730	—	—	472	—
—	1730	=	1740	—	—	411	—
—	1740	=	1750	—	—	356	—
—	1750	=	1760	—	—	397	—
—	1760	=	1770	—	—	392	—
—	1770	=	1780	—	—	330	—

Auch aus diesem Verzeichnisse erhellt, daß die Bürgermenge in Bern seit etwa achtzig Jahren fast um ein Drittel abgenommen habe. Die Ursachen, warum die Zahl der Ehen in zwey Decenniis merklich stärker war als in den übrigen, habe ich nicht erfahren können; daß aber die Zahl der Ehen und bürgerlichen Personen im gegenwärtigen Jahrzehend wachsen werde, läßt sich gar nicht hoffen, da selbst im großen Rathe fast hundert Mitglieder sind, die entweder gar keine Kinder oder doch keine Söhne haben.

Die beständige Abnahme der Bürgermenge muß aus Ursachen entstehen, die nicht auf dem Lande und selbst in der Stadt nicht auf die Insassen wirken. Der Hauptgrund liegt unstreitig in einem nicht geringen Grade von Sittenverderbniß, die alle Stände ergriffen hat, aber doch nicht allenthalben gleich unheilbar ist. Unter dem Pöbel der Bürger läßt sie sich, glaube ich, gar nicht heben, und dieser Schade ist so groß nicht, als er scheinen kann. Unter den Vornehmen kann man ihr kräftig entgegen wirken, wie ich in der Folge zeigen werde.

Die gemeinen Bürger in Bern sind auf eben die Art und aus eben den Ursachen verdorben, aus welchen es der Pöbel in Athen, Rom und andern ausgearteten oder

untergangenen Freystaaten war: aus Trägheit oder Mangel von gemeinnütziger Betriebsamkeit. Weil der größte Theil, gleich den Spaniern im südlichen Amerika, es für eine Erniedrigung hält, zu arbeiten, oder durch Handarbeit so viel zu verdienen, als zur Erhaltung ihrer selbst und ihrer Familien nöthig ist, so überlassen sie sich allen Ausschweifungen der sich selbst beschwerlichen stolzen Trägheit, besonders der Völlerey, fallen bald in Dürftigkeit, lassen sich eine Zeitlang aus den Fonds der Zünfte, wozu sie gehören, unterstützen, und überantworten zuletzt sich selbst dem Spitale oder der Insel und ihre Kinder dem Waisenhause. Die Bankerotte nehmen in Bern mit jedem Jahre zu, und sind viel häufiger, als sie nach Verhältniß der Größe der Stadt seyn sollten *).

Man behauptet es von allen Aristokratien, und wie ich glaube nicht ohne Grund, daß die regierenden Familien, besonders wenn sie selbst keinen Handel oder einträgliche Gewerbe treiben, eine jede Art von bereichern-

---

*) Leider sind Bankerotte, wie man mir schreibt, unter Vornehmen eben so gemein als unter Geringen. In die Insel kommen Bürger, wie es sich von selbst versteht, nur alsdann, wenn sie nicht bloß arm, sondern auch krank sind.

der Industrie unter den bloß regimentsfähigen Geschlechtern zurück zu halten suchen. Handel und Gewerbe vermehren die Bevölkerung, verbreiten Reichthum und Aufklärung, erregen in denen, die bisher nicht regierten, aber das Recht dazu hatten, kühne Hoffnungen und Ansprüche, und bringen endlich die Verfassung immer mehr und mehr der Demokratie nahe, welche Revolution auch unausbleiblich erfolgt, wenn sie nicht durch gewaltsame Mittel, wie jetzt in Genf, zurück gehalten oder vereitelt wird. Um also dieser Revolution vorzubeugen, hielten es von je her die Häupter auch der besten Aristokratien für eine heilige Grundregel, wenigstens nichts dazu beyzutragen, daß in demjenigen Theile ihrer Mitbürger, die mit ihnen gleiche Rechte, aber ungleiche Vorzüge hatten, das Vermögen und mit diesem der Muth vermehrt würde, ihre Rechte geltend zu machen. Der aristokratische Plato verwünschte deßwegen die Siege der Athenienser bey Salamin und Mykale aus keiner andern Ursache, als weil das ganze Volk dadurch war bereichert, und der Pöbel zur Anmaßung derselbigen Vorzüge mit den edelsten und reichsten Bürgern war gereizt worden. Auch verfluchte er den Themistokles, Perikles und andere nur deßwegen als Verderber des

Volks und Umkehrer der Solonischen Staatsverfassung, weil sie Schifffahrt, Künste, Manufakturen und Handel geschaffen oder erweitert, und dadurch die Macht des Volks immer mehr und mehr vergrößert hätten. Aus den Wirkungen muß man schließen, daß die schweizerischen Aristokratien über die gefährlichen Wirkungen einer allgemeinen Industrie in den Hauptstädten eben so wie Plato denken. Bern, Freyburg, Solothurn und Lucern haben wenig oder gar keinen Handel und Fabriken, da beide in den mehr demokratischen Städten Zürch, Basel, St. Gallen und bisher auch in Genf bis zum Neide der Nachbarn und Ausländer blühten. In Bern sind nur zwey Fabriken von seidenen Zeugen, die aber nicht von großer Bedeutung seyn sollen, und die Einwohner dieser Stadt müssen daher alle Bequemlichkeiten oder Produkte des Luxus entweder von Ausländern oder von ihren eigenen Unterthanen kaufen.

In Bern ist der Handel zwar nicht schimpflich wie ehemahls in Rom, auch gibt es keine ausdrückliche Gesetze, wodurch Handel und Gewerbe gedrückt würden. Unterdessen befangen sich die vornehmen Familien weder mit dem einen noch den andern, ungeachtet sie sich kein Bedenken machen, Söhne, die nicht

zur Regierung bestimmt sind, der Handlung zu widmen, und auch ihre Töchter an reiche Kaufleute zu verheirathen. Noch viel mehr aber, als durch das Beyspiel der Vornehmen, wird der Geist der Betriebsamkeit durch die ungeheuern Fonds der milden Stiftungen erstickt, deren ungemessene Bereicherung der Staat nicht gehindert, sondern vielmehr durch das populär scheinende Gesetz befördert hat, vermöge dessen alle Notarien verpflichtet sind, Testirende daran zu erinnern, daß sie doch ein oder das andere pium corpus bedenken möchten *). Die Zünfte allein sind so reich, daß sie verarmenden Mitgliedern aus der Bürgerschaft jährlich 30 bis 50 Thaler, und auf der Zunft vom Distelzwange, die lauter Edelleute enthält, 100 bis 150 Thaler und noch mehr Pension geben. Ein nichtswürdiger Mensch also, der das Glück gehabt hat, von Bürgern in Bern erzeugt zu werden, mag das Seinige noch so freventlich herdurch gebracht haben, und einer jeden Wohlthat, die ihn nicht bessert, noch so unwürdig seyn, als er will; so kann er doch immer versichert seyn, daß er von seiner Zunft werde unterhalten, oder daß er so wohl als seine Frau und Kinder in reichen

---

*) Man sehe meine Note zu S. 190 im I. Theile.

und prächtigen Stiftungen einen sichern und bequemen Zufluchtsort finden werde. Dieser Gedanke, immer versorgt zu werden, und niemahls die Erniedrigungen und das Elend der äußersten Armuth tragen zu dürfen, muß nothwendig oft im gemeinen Manne alle Arbeitsamkeit ersticken, und eine jede Art von Ausschweifung befördern, und man kann daher mit Recht annehmen, daß die reichen Zünfte und Spitäler in Bern eben den Schaden, wiewohl in geringerem Maße, stiften, den die unsinnige Verschwendung so wohl des Staats als einzelner reicher und ehrgeiziger Bürger in Athen und vorzüglich in Rom hervor brachte. Anstatt daß in Rom ein Pöbel von hundert funfzig bis drey Mahl hundert tausend Menschen auf Kosten des Staats und der Vornehmen gefüttert und dadurch immer träger und tugendleerer wurde, wird in Bern nur eine kleine Zahl von Familien durch die Verschwendung milder Stiftungen abgehalten, nicht das zu werden und zu thun, was sie werden und thun könnten. Wenn die Bürgerschaft in Bern jemahls sich wieder heben und ihren Vorfahren ähnlich werden sollte, so müßten nothwendig die Fonds von den Zünften und den Spitälern so weit vermindert werden, daß man nur allein denen, die in unverdiente oder unver-

meidliche Armuth verfielen, nothdürftigen Unterhalt und Pflege verschaffen könnte. Da aber der Staat dergleichen niemahls wird thun können, wenn er auch wirklich die Absicht hätte, so kann man leicht den Schluß ziehen, daß die Sittenverderbniß der gemeinen Bürgerschaft in Bern ganz unheilbar sey — ein Unglück, dessen Einfluß auf die Staatsverfassung man aber ganz hemmen kann, wie Sie in der Folge sehen werden.

Was die milden Stiftungen für die geringern Familien sind, das könnten die so genannten Familienkisten oder die unveränßerlichen Güter ganzer Familien, und ich würde hinzusetzen die reichen Landvogteyen, für die vornehmern Geschlechter werden, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß die Landvogteyen nicht allein nothwendige, sondern auch bey gewissen Einrichtungen durchaus heilsame Belohnungen wirklicher Verdienste sind und seyn werden. Die Familienkisten sollen einem Gesetze nach, das zwar den Verfall großer Häuser, aber auch die Vermehrung todter und tödtender Schätze zu verhüthen die Absicht hat, nicht mehr als 200000 Pfunde enthalten; allein man sagt, daß sie bisweilen noch ein oder gar zwey Mahl so reich werden. Ein anderes wahrhaft aristokratisches Gesetz verordnet, daß alle Kinder zu gleichen

Theilen erben, und daß der Vater nur über ein Drittel seines Vermögens zum Vortheile eines oder mehrerer Kinder disponiren könne. Durch dieses Gesetz wird der zu gefährlichen Anhäufung von Reichthümern in einer Familie vorgebeugt, indem große Güter bald wieder in kleinere Portionen getheilt werden.

Nicht bloß die geringern, sondern auch die höhern Stände in Bern sind sittlich krank; wiewohl die letztern lange so gefährlich nicht als die erstern. Die Verderbniß der sittlichen Natur ist in Bern noch nicht bis zu dem fürchterlichen Grade gestiegen, daß sie auch die physische Natur zerrüttet hätte, wie man dieses leider von den meisten großen Städten in Europa und von vielen regierenden oder sonst vornehmen Familien behaupten kann, in welchen Laster durch Häßlichkeit und Blödsinn, oder doch Schwäche des Verstandes bestraft worden sind. Ich stimme vielmehr dem Zeugnisse anderer Reisenden bey, daß ich in keiner Stadt von gleicher Größe unter den vornehmen und mittlern Ständen so viele schöne Mädchen und Frauen als in Bern gesehen habe. Die Bernerinnen haben nicht bloß eine blühende Farbe, sondern auch oft eine ganz untadelige Bildung und eine solche Fülle und Rundung, daß es ei=

nem jeden gleich auffällt, daß ihr körperlicher Zustand bisher noch nichts, oder nichts merkliches gelitten habe. Männliche Schönheiten sind mir nicht so häufig vorgekommen als weibliche, und viel weniger, als man in Deutschland in Städten sieht, wo zahlreiche Akademien, oder große Besatzungen, oder glänzende Höfe sind. Man muß aber auch die männliche bernische Jugend nicht nach dem beurtheilen, was man im Sommer sieht, weil die meisten und schönsten jungen Leute aus den angesehensten Familien in fremden Ländern dienen, und erst nach Michaelis auf Urlaub zu Hause kommen.

Die Sittenverderbniß in Bern hat auch noch nicht die Häupter des Staats, in so fern sie Regierer desselbigen sind, angegriffen. Magistratspersonen in einer Republik nenne ich alsdann verdorben, wenn sie unter dem Schutze des allgemeinen Beyspiels und ungestraft, oder doch in der Hoffnung ungestraft zu bleiben, ihre Pflichten vernachlässigen, Recht und Unrecht verkaufen, Bürger und Unterthanen drücken, und die öffentlichen Schätze plündern, um die Früchte ihrer Frevelthaten in schändlichen Lüsten verzehren zu können. Bestechlichkeit, Erpressungen und untreue Verwaltung der Einkünfte des Staats sind im

Bernischen unerhört, und wenn sie sich dann und wann äußern, so ist es fast unmöglich, daß sie unentdeckt und unbestraft bleiben sollten. Allgemeine Achtung ist noch ein großes Gut, und öffentliche Schande oder Verachtung eine große Strafe. Auch werden oft Geburt, große Reichthümer und vielgeltende Empfehlungen nicht geachtet, wenn sie in einem Candidaten mit höchst verdorbenen Sitten und einem notorisch ärgerlichen Leben verbunden sind. Öffentlicher Ehebruch und schändliche Entführungen werden mir dem Verluste aller bürgerlichen Ehre, aller Würden und Güter bestraft. Verderbliche Verschwendung ahndet der Rath sogar an Mitgliedern der Regierung wie an andern Personen dadurch, daß er dieselben für das erklärt, was sie sind, daß er sie aus dem Genusse und der Verwaltung ihrer Güter setzt, und ihnen nur einen Theil ihrer Einkünfte läßt, das übrige aber unter der Aufsicht eines Vormunds zur Unterhaltung der Familie und zur Bezahlung der Gläubiger anwendet. Wenn die Sitten der Magistratspersonen, als solcher, nicht unverdorben wären, so würde das Land nicht so blühend, die Unterthanen nicht so glücklich und zufrieden, und die Gesetze und Regierung nicht so

weise und sanft seyn können, als sie wirklich sind. Diese Unverdorbenheit der Vorsteher und Diener des Staats muß man wohl am meisten aus den vortrefflichen Gesetzen ableiten, wodurch alle Bürger, die noch in den gefährlichen Jahren der Verführung und der heftigsten Leidenschaften stehen, von der Regierung ausgeschlossen, und in den kleinen Rath nur Männer in einem solchen Alter gelassen werden, in welchem sie gemeiniglich mehr auf das allgemeine Beste, und ihr und ihrer Familien wahres und dauerndes Interesse sehen, als durch gegenwärtige Vortheile und Vergnügungen gereizt werden.

Die Sittenverderbniß in Bern entstand nicht aus einer zu großen oder schnellen Anhäufung von Reichthümern und einem damit verbundenen übertriebenen Luxus. Beide können in Bern nicht Statt haben, da diese Stadt weder reiche Eroberungen gemacht, noch einen beträchtlichen Handel und Gewerbe getrieben hat, und überdieß die Güter von Familien häufig in kleinere Theile zerstückelt werden. Hierzu kommt noch, daß die Prachtliebe durch eine Menge von heilsamen Gesetzen eingeschränkt ist, über deren Beobachtung ein besonderes Collegium wacht. Diese Aufwandsgesetze sind nicht so

strenge als in Zürch oder Basel, und das brauchen sie auch in einem aristokratischen Staate nicht zu seyn; sie sind auch nicht mehr so strenge, als sie im Anfange dieses Jahrhunderts waren, wo das Frauenzimmer noch keine seidene Kleider als nur allein bey feyerlichen Gelegenheiten tragen durfte; sie sind aber doch immer so strenge, daß sie den Luxus in den gehörigen Schranken halten können. Ihre Strenge beleidigt unkundige Ausländer, vorzüglich Franzosen, so sehr, daß ich von mehrern gemästeten Financiers gehört habe, daß sie um dieser Gesetze willen allein im Kanton Bern nicht leben möchten. Alles Gold und Silber auf Kleidern und Putzwerk, alle daraus verfertigten Zeuge, alles kostbare Pelzwerk, alle Besetzungen von Damenkleidern, die nicht mit den Kleidern von gleichem Stoffe sind, selbst also auch die jetzt so allgemein herrschenden Scherpen, endlich alle Spitzen, Federn, Perlen und Edelsteine, ausgenommen in Siegelringen, sind schlechterdings verboten. Zwar ist die Prachtliebe bisweilen schlauer als der Gesetzgeber, und man trägt also zum Beyspiele unter dem Titel von Siegelringen kostbare Steine, in die man an einem am wenigsten in die Augen fallenden Ort einen fast ganz unsichtbaren

Einschnitt hat machen lassen; allein diese Täuschungen der Gesetze sind selten und nur ein kleiner Gewinn für den Eiteln, der auf Kosten der Gesetze glänzen will. Wenn man das Verbot fremder Weine ausnimmt, die nicht ohne ausdrückliche Erlaubniß eingeführt werden dürfen, und nirgends häufiger als in Bern vorgesetzt werden; so erstrecken sich die Aufwandsgesetze nicht bis auf die Tafel, oder bis auf die Auszierung der Häuser und Gärten, und doch kann man die Berner auch in diesen Punkten keines übermäßigen Luxus beschuldigen. Zwar sind ihre Gastmahle kostbarer, und ihre Tafeln mit einer viel größern Menge von Schüsseln besetzt als in deutschen Städten von gleicher Größe; allein diese Verschwendung schadet nicht so wohl dem Vermögen und der Gesundheit der Berner (da sie weder mit Völlerey, noch mit Gefräßigkeit verbunden ist) als vielmehr der echten Geselligkeit. Je kostbarer in einer Stadt die Gastmahle werden, desto seltener werden freundschaftliche Zusammenkünfte, und je mehr man prunken will, desto weniger genießt man wirklich. Dieß ist ein so heiliges Naturgesetz, als es irgend eines in der physischen Welt gibt.

Ein jeder anderer als Sie, wenn er

das bisherige gelesen hätte, würde gar nicht einmahl errathen können, wo denn noch Sittenverderbniß seyn könnte, da der Stamm der Berner so ungeschwächt, die Häupter des Staats so untadelig und die Aufwandsgesetze so strenge seyen. Leider aber sind noch immer Theile genug übrig, deren Gebrechen und Krankheiten dem ganzen Staatskörper den Untergang drohen, wenn nicht bald kräftige Gegenmittel dagegen gebraucht werden.

Wenn dieser Brief gewissen bernischen Frauenzimmern in die Hände fiele, so würden diese mich gewiß für einen traurigen Pedanten, oder wenn sie mich auch nicht so ungerecht beurtheilen wollten, für einen lächerlich strengen Sittenrichter halten, der die Welt nicht kenne, oder sie nach den Vorschriften seiner Stubenmoral reformiren wolle*). Auch selbst bey der Sicherheit

*) Unter allen Urtheilen, die ich in meinen Briefen gefällt habe, hat kein anderes größere Bewegungen gemacht, und keines größern Unwillen gegen mich erreget, als mein Urtheil über das bernische Frauenzimmer. Nicht lange nach der Erscheinung meiner Briefe schrieb eines der liebenswürdigsten, tugendhaftesten und edelsten Frauenzimmer an mich, übernahm die Vertheidigung ihrer Mitbürgerinnen, welche Vertheidigung

unentdeckt zu bleiben, thut es mir leid, daß ich von dem schönen Geschlechte in Bern, das diesen Titel vorzüglich verdient, nicht

---

nicht bescheidener, muthiger und geschickter hätte geführt werden können. Ich kann daher nicht umhin, dieser allgemein hochgeschätzten Dame meinen Dank und meine Verehrung öffentlich darüber zu bezeugen, daß sie mir die erste Veranlassung gegeben, und am meisten dazu beygetragen hat, mein Unrecht einzusehen, das ich den bernischen Schönen angethan hatte. — Es ist mir gewiß wie unzähligen andern Reisenden ergangen, und wie es noch viel andern ergehen wird. Ich sammelte den Stoff zu meinem allgemeinen Urtheile über die Sitten und die Erziehung des bernischen Frauenzimmers aus den mancherley Geschichten und Beyspielen, die in den besten Gesellschaften in und außer Bern als notorisch erzählt und anerkannt wurden, und aus den Urtheilen, die ich von manchen verständigen Männern in und außer Bern über die einreissende Sittenverderbniß fällen hörte, und nach diesen Datis glaubte ich der Wahrheit gemäß das bernische Frauenzimmer nicht anders schildern zu können, als ich es geschildert habe. Auch darf ich nicht verhehlen, daß ich noch jetzt mehrere Schweizer und selbst Berner kenne, welche glauben, daß ich ihren Landsmänninnen nicht zu viel gethan habe. Nichts desto weniger bin ich jetzt überzeugt, daß ich aus einzelnen

lauter Schönes und Gutes sagen kann; aber für einen Philosophen, und noch dazu für einen verheiratheten Philosophen,

---

Fällen zu viel geschlossen, und daß ich den Urtheilen entweder von unzufriedenen oder nicht genug unterrichteten zu viel getrauet habe. Dieß glaube ich deßwegen, weil alle unparteyischen und einsichtsvollen Männer, die ich in Bern kennen gelernt habe, und die mit Bern länger und genauer bekannt sind, als ich zu werden Gelegenheit hatte, mir auf meine Anfrage einstimmig geantwortet haben, daß meine Aussprüche über die bernischen Damen zwar von manchen, aber nicht von den meisten wahr seyen, daß vielmehr der größte Theil der Ehen in Bern, selbst unter den Vornehmen glücklich sey, daß der größte Theil der Mütter und Frauen ihre Pflichten gegen Kinder und Männer gewissenhaft beobachte, und daß der größte Theil von Mädchen zu den Kenntnissen und Beschäftigungen, die sie künftig als Gattinnen und Mütter brauchten, sorgfältig angeführt würde. So wie es mich nie mehr gereuet hat, meinen Nebenmenschen Unrecht gethan zu haben, als da ich einzusehen anfing, daß ich das schöne Geschlecht in Bern beleidiget hätte; so hat es mich auch nie mehr gefreuet, dieß Unrecht öffentlich anerkennen und abbitten zu können. Die unerwartete Verzögerung der zweyten Ausgabe meiner Briefe ist mir vorzüglich aus dem Grunde unangenehm gewesen, weil ich dadurch gehindert wurde, so bald als

wäre es eine Schande, wenn er die Wahrheit der Schönheit aufopferte, oder wenn er nicht Muth genug hätte, von den bernischen Schönen zu sagen, daß die noch schöner seyn würden, wenn sie mit ihren äußerlichen Reizen die Tugenden ihrer Mütter und Großmütter verbänden, ohne welche sie selbst eben so wenig wahrhaftig glücklich seyn, als andere glücklich machen können.

Ich würde es den schönen Bernerinnen (und hier verstehe ich bloß Damen vom ersten Range; denn Frauenzimmer von unserm Stande schminken sich gewöhnlich nicht) gar nicht zum Verbrechen anrechnen, daß sie sich schminken, wenn ich es nicht bedauerte, daß sie die frische blühende Farbe, welche die Natur ihnen schenkte, durch elende Sudeleyen verdürben, wodurch die welken, blaßgelben Pariserinnen die ihnen versagten Rosen zu erkünsteln suchen. Man unterscheidet hier Rothauflegen von Schmin-

---

ich gewünscht hätte, mein ungegründetes Urtheil zurück zu nehmen. Übrigens wünsche ich nichts so sehr, als daß nie ein Reisender, der nach mir kommt, mit Grunde so über das bernische Frauenzimmer urtheilen möge, als ich ohne Grund, und vielleicht nur einige Menschenalter zu früh, geurtheilet habe.

ken, worunter man ganz allein das ekelhafte Überkleistern der Haut mit einem weißen Firnisse versteht, der meistens krebsartige Geschwüre oder unheilbare Auszehrung hervor bringt, und hier allein oder vorzüglich für einen Beweis von Eitelkeit und Koketterie gehalten wird. Vernünftige Reisende würden aber den bernischen Frauenzimmern gern den Gebrauch der rothen, und, wenn sie es nöthig fänden, in seltenen Fällen auch der weißen Schminke verzeihen, wenn sie nicht zugleich mit diesen auch andere Sitten der Französinnen angenommen hätten. Man kann jetzt nicht mehr mit Stanian sagen, daß Gesetze und Mode sich aller Galanterie widersetzen, daß die Besorgung des Hauswesens alle Zeit und Gedanken der Bernerinnen von ihrer ersten Kindheit an beschäftigen, und daß es nur wenige Frauenzimmer gebe, die in Liebeshändel verwickelt wären, als welche in allen Ländern eine Frucht der Prachtliebe und Geschäftlosigkeit der Weiber zu seyn pflegten. Es gibt freylich auch unter den Damen vom ersten Range noch manche, denen ihre Tugend wichtiger und theurer als ihre Schönheit ist, die ihre Männer und Kinder mehr als ihre Anbeter lieben, und die sich um das Innere ihres Hauses

mehr als um den Beyfall junger Herren bekümmern; allein diese Beyspiele werden immer seltener, so wie die Zahl der Schweizerfranzösinnen mit jedem Jahre wächst. Man sieht nach gerade in Bern eine sorgfältige Erziehung der Kinder und Verwaltung des Hauswesens nicht mehr als Pflichten vornehmer Weiber, sondern als Geschäfte von Haushälterinnen, Informatoren und andern Bedienten an, und ist schon geneigt, sie für Beschimpfungen einer vornehmen Geburt und Standes zu halten. Den Morgen bringen die meisten bernischen Damen am Putztische, oder doch in der Gesellschaft junger Herren, und den Nachmittag und oft auch den Abend in Assembleen, oder an Gastmahlen und auf Bällen zu. In einem solchen Wirbel unaufhörlicher Zerstreuungen, und bey einer solchen Entfernung von allen ernstlichen Arbeiten und Gedanken ist es äußerst schwer, daß das Herz unverdorben, die Tugend unbefleckt und die heiligste unter allen Verbindungen unverletzt bleibe. Wenn nicht die so genannten Vergnügungen der großen Welt durch kleine abwechselnde und vorübergehende Intrigen gewürzt würden, wie wäre es möglich, daß das leere unbeschäftigte Herz den aus ihrer Einförmigkeit ent-

stehenden Ekel und die damit verbundenen unzertrennlichen Neckereyen, Klatschereyen, Nebenbuhlereyen u. s. w. ertragen könnte? Eheliche Treue ist in Bern zwar noch nicht wie in Paris eine Thorheit, worüber man öffentlich zu spotten das Herz hätte, man hat aber doch schon seit geraumer Zeit aufgehört, sie für eine nothwendige Tugend zu halten.

Wenn junge Weiber es einmahl bis zu der Überzeugung gebracht haben, daß sie nicht zur Beglückung ihres Mannes, ihres Hauses und ihrer Kinder, sondern zum Vergnügen ihrer Verehrer und zur Verschönerung glänzender Gesellschaften da sind, so ist es fast unmöglich, daß ihre Töchter zu weisen und gewissenhaften Ehefrauen und Hausmüttern erzogen werden. Wenn die Tochter es immer sieht, daß die Mutter ihren Mann, ihre Kinder und ihr Hauswesen vernachlässigt, wie sollte es ihr in den Sinn kommen, daß die Sorge dafür jemahls ihre Pflicht werden könnte? Wenn die Tochter ferner bemerkt, daß die Mutter nur sich und ihrem Vergnügen lebt, und in Gesellschaft ihrer Liebhaber allen Arten von Ergetzungen nachjagt: wie sollten dann in ihr nicht allmählich die Hoffnungen aufsteigen, daß sie dereinst ähnliche Freyheit und Vergnügungen genießen

werde? Auch werden die jungen Bernerinnen bey weitem nicht so strenge und sorgfältig als unsere deutschen Mädchen erzogen. Man hält sie nicht wie unsere Landsmänninnen zur Führung der Haushaltung, zur Besorgung und Aufsicht über die Küche, oder zu andern ernsthaften und anstrengenden Arbeiten und Kenntnissen an; Zeichnen, Tanzen, Musik, einige weibliche Arbeiten, die zur Abkürzung der langen Weile in großen Gesellschaften erfunden worden sind, am allermeisten die französische Sprache, sind die einzigen Künste und Geschäfte, in welchen sie unterrichtet werden. Das Französische ist nicht bloß unter dem jungen Frauenzimmer, sondern unter allen Personen von Erziehung so herrschend, daß darüber die Muttersprache fast ganz vernachlässiget wird. Fremde redet man in allen Gesellschaften nur französich an; selbst im vertrautesten freundschaftlichen Umgange werden häufig französische und deutsche Wörter unter einander gemischt, und die Komplimente beym Empfange und Abschiede fast immer französisch gemacht. So wie es aber fast keine Person von einiger Erziehung in Bern gibt, die nicht gut oder doch geläufig französisch redete und schriebe, so finden sich, wenn man die eigentlichen Gelehrten ausnimmt, gewiß nur wenige, die

einen deutschen Brief oder Aufsatz ohne Fehler schreiben könnten. Von deutschen Produkten werden dem bernischen Frauenzimmer nur allein einzelne Romane bekannt, und es geht auch hier wie anderswo, daß man keiner andern Art von Werken mehrere und größere Fehler und Ungereimtheiten nachsieht als diesen. Selbst von französischen Büchern liest das schöne Geschlecht wenig mehr als die Neuigkeiten des Tages und einige Modeschriften. Bey dieser Art der Erziehung und des Unterrichts können der Geist und das Herz der jungen Bernerinnen nicht sehr zum Kampfe mit den ansteckenden Sitten ihrer Zeit vorbereitet und gerüstet werden. Mir ist keine Stadt in Deutschland bekannt, wo unverheirathete Personen von beiderley Geschlechte so häufig und vertraulich mit einander umgehen als in Bern. Junge Herren mischen sich nicht nur in die Kreise und Versammlungen von Jungfrauen, sondern besuchen diese auch allein auf ihren Zimmern. Ungeachtet die Bernerinnen das verdiente Lob haben, daß sie ihre jungfräuliche Ehre eben so rein bewahren als die dem Himmel geweihten Bräute, die in unzugänglichen Mauern verschlossen sind; so halte ich doch den frühen und vertrauten Umgang junger Mädchen mit Personen von

unserm Geschlechte für eine der weiblichen Tugend und besonders den künftigen Ehemännern höchst gefährliche Schule, in welcher die wahre Ausbildung unverheiratheter Frauenzimmer gehindert, ihre Eitelkeit und Prachtliebe zu sehr genährt, ihre Abneigung gegen ernstliche Arbeiten und Kenntnisse vermehrt, und der Grund zu vielen Verirrungen gelegt wird, wenn mit der Veränderung des Standes und der dadurch erlangten größern Freyheit alle die Bewegungsgründe wegfallen, wodurch sie bisher zurück gehalten wurden.

Man kann, glaube ich, aus der ganzen Geschichte kein Beyspiel anführen, daß das weibliche Geschlecht sich selbst und zuerst verdorben habe, oder die erste Ursache einer allgemeinen Sittenverderbniß geworden sey. Auch in Bern ist das Frauenzimmer nicht aus eigner Bewegung, sondern auf fremden Antrieb von der strengen Tugend der alten Zeit abgefallen. Die männliche Jugend war die erste Verführerinn, und eben diese Verführerinn wurde wieder durch schlechten Unterricht und Erziehung verkehrt.

Nirgends vermisse ich die Weisheit der bernischen Regierung so sehr als in dem gänzlichen Mangel öffentlicher Anstalten und Gesetze für die Ausbildung der vornehmern

Jugend *). Diese Vernachlässigung des wichtigsten oder eines der wichtigsten Theile des Staats ist um desto mehr zu verwundern, da in keiner Art von Staaten Gesetze und Anstalten für die Erziehung nothwendiger als in Aristokratien sind, wo außerordentliche Vorzüge des Geistes und Körpers allein in Bürgern und Unterthanen die Meinung hervor bringen und bestärken können,

*) Seit einigen Jahren faßte die bernische Regierung den ernstlichen Vorsatz, dem Mangel von Erziehungsanstalten für die vornehmere oder, wie man in Bern sagt, politische Jugend abzuhelfen. Herr von Bonstetten, von welchem ich schon mehrere vortreffliche Aufsätze gelesen habe, legte der Obrigkeit seine Vorschläge in einer Abhandlung vor, die den Titel führt: Über die Erziehung der patricischen Familien in Bern, Zürch 1786. 52 S. Ungefähr um dieselbige Zeit erschien in Bern ein anderer Entwurf einer Erziehungsanstalt für die politische Jugend in Bern vom 14. bis zum 18. Jahre, der die Herren Professoren Ith und Tscharner zu Verfassern hatte. Die Wünsche und Vorschläge der letztern Herren sind viel eingeschränkter als die vom Herrn von Bonstetten, die dagegen vielleicht nicht in gleichem Grade ausführbar sind. Mein Urtheil über die Gedanken dieser Patrioten will ich so lange zurück halten, bis die Obrigkeit die neuen Anstalten zur Bildung der politischen Jugend ausgeführt hat.

daß diejenigen, von denen sie regieret werden, auch werth sind, ihre Regenten zu seyn. Aus diesem Grunde waren die Gesetze über die Erziehung der Jugend nirgends häufiger und strenger als in den aristokratischen Staaten des Alterthums. In Bern hingegen fehlt es durchaus an öffentlichen Instituten für die Erziehung und den Unterricht vornehmer Jünglinge, und eben deßwegen ist diese Stadt, deren Söhne mit den glücklichsten Anlagen geboren werden, in Ansehung der wissenschaftlichen Aufklärung unter den protestantischen Städten der Schweiz mit am allerweitesten zurück. Es fehlt nicht viel daran, daß Wissenschaften mit Pedanterey, und Gelehrsamkeit mit entbehrlicher Schulfüchserey verwechselt wird. Ich habe mehrmahls, besonders Frauenzimmer, sagen gehört, daß sie ihre Söhne, die zu Kriegsdiensten bestimmt wären, selbst der Qual des Lateinlernens und mühseligen Erwerbung anderer Schulkenntnisse entzogen hätten, weil sie gar nicht eingesehen, wozu künftige Offiziere dergleichen Dinge, die eigentlichen Gelehrten ganz nützlich seyn möchten, brauchen könnten. Hier konnte ich mich nicht entbrechen zu erwiedern, daß viele deutsche Offiziere, die den Offizieren einer jeden andern Nation auf der ganzen Erde an die

Seite gesetzt werden könnten, über den Nutzen alter Sprachen und wissenschaftlicher Kenntnisse ganz anders dächten. Sie hielten nähmlich dafür, daß eine sorgfältige Entwickelung des Geistes einen Offizier nicht nur brauchbarer im Felde, sondern auch angenehmer, gesitteter und besser im Frieden mache, indem die Bekanntschaft mit Wissenschaften die Rohheit seines Standes mildere, und vor unzähligen Ausschweifungen bewahre, wozu lange Weile, Leerheit des Kopfes, Zügellosigkeit von Bekannten u. s. w. nur zu oft verleiteten. Dem Frauenzimmer würde ich es aber noch verzeihen, wenn es von Wissenschaften und gelehrter Erziehung schlecht, oder doch nicht so vortheilhaft dächte, als es denken sollte; allein daß viele, vielleicht die meisten von der Regierung, Wissenschaften nicht wenig gering schätzen, das, mein Bester! macht in mir eben so viel Unwillen als Mitleiden rege. Mehrere Fremde, die sich lange in Bern aufgehalten und die herrschende Denkungsart mit einem unparteyischen Auge beobachtet hatten, haben mich versichert, daß Verachtung der Wissenschaften eine bernische Staatsmaxime sey, weil man befürchte, daß eine größere Aufklärung solche Gährungen als in Genf hervor bringen, oder den gelehrten

Mitgliedern Verachtung gegen die ältern Ungelehrten einflößen und das Ansehen der letzteren schwächen möge *). Ich nehme diese Vermuthung zwar nicht in der ganzen Ausdehnung an, in welcher sie mir ist mitgetheilt worden, allein wenn Gelehrsamkeit nicht so wohl ein Vorwurf als eine Empfehlung von jungen Männern wäre, so könnte ich nicht begreifen, warum die einsichtsvollsten Väter ihren Söhnen nicht einen sorgfältigern Unterricht geben ließen, wie in Bern so häufig geschieht. Gesetzt aber auch, daß die Regierung nicht eigentlich die Absicht hat, das Aufkommen der Wissenschaften zu hindern, so kann man wenigstens so

*) Auch diese Verachtung der Wissenschaften hat sich merklich seit der letzten Regimentsbesatzung im J. 1785 verloren, wodurch auf einmahl eine große Zahl redlicher, aufgeklärter und thätiger Männer in den regierenden Rath gekommen sind. Die vornehmsten Beförderer der Wissenschaften sind die verehrungswürdigen Herren von Sinner, von Steiger, von Frisching, von Müllenen, von Tscharner und mehrere andere, deren Beyspiele und Aufmunterung, wie man mir schreibt, einen vorher unbekannten Eifer für die Erwerbung nützlicher Kenntnisse in der bernischen Jugend hervor gebracht haben.

viel behaupten, daß sie, die sonst so vieles zum Wohl der Bürger und Unterthanen thut, für die Aufmunterung der Wissenschaften nur wenig beträchtliches geleistet hat. Was sie aber ins künftige auch thun mag, so wird doch gewiß nur wenig ausgerichtet werden, so lange die einem deutschen und noch dazu einem göttingischen Professor so unerträglich scheinende Censur so strenge bleibt, als sie bisher in Bern und in den übrigen Kantonen war. Diese Censur ist so hart *), daß man sie viel eher für ein Werkzeug der Unterdrückung in den Händen eines morgenländischen Despoten, als für die Verordnung glücklicher Freystaaten halten sollte. Kein Bürger, Unterthan oder Insaß darf das geringste, nicht einmahl in fremden Län-

*) In Bern ist es zwar nicht wie in Zürch durch ein ausdrückliches Gesetz untersagt, Bücher ohne Censur in und außer dem Vaterlande drucken zu lassen. Es sind sogar Personen von der Regierung, auch andere sichere Männer, die sich als Verfasser nennen, durch Nachsicht und Gewohnheit von der Censur frey; allein nichts desto weniger lehrt die Erfahrung, daß der noch immer zu ängstliche Geist der Regierung in Bern eben die Schüchternheit von Schriftstellern hervor bringt, die anderswo eine Folge von wirklichen Gesetzen ist.

dern ohne vorhergegangene Untersuchung drucken lassen, und kein Zeitungsschreiber in der Schweiz hat das Herz, von den politischen Angelegenheiten seines Vaterlandes und der übrigen Kantone das Geringste bekannt zu machen. Ungeachtet jetzt alle übrigen europäischen Zeitungen von den Begebenheiten in Genf voll sind, so wird in den schweizerischen das tiefste Stillschweigen darüber beobachtet, und ich würde also weniger als Sie davon erfahren, wenn ich nicht täglich in Gesellschaften von Personen käme, die Verwandte unter den bernischen Truppen in Genf haben. Da die Zeitungsschreiber so sehr eingeschränkt werden, so kann man leicht denken, daß die Politiker und Geschichtschreiber es nicht weniger sind, und eben daher rührt es, daß die Geschichte, Verfassung und Statistik der schweizerischen Kantone, aller Schreibereyen von Ausländern ungeachtet, viel weniger bekannt und bearbeitet als die von andern Ländern sind. Man sagt, glaube ich, nicht zu viel, wenn man annimmt, daß man in dem durch Lettres de cachet und Bastille so furchtbaren und berüchtigten Paris viel freymüthiger über Staatssachen und inländische Geschichte redet und schreibt als in der Schweiz, wo Freyheit und Eigenthum so sicher als in

Bayerische
Staatsbibliothek
München

irgend einem Lande der Welt sind. Diese Einschränkung der Preßfreyheit stimmt, wie der grundlose Verdacht gegen die Wissenschaften und der Mangel hinlänglicher Erziehungsanstalten, mit der Weisheit und Milde der übrigen Maßregeln und Einrichtungen der bernischen Regierung nicht überein, und ich sehe sie deßwegen für traurige Reste aus den Zeiten an, in welchen der Staat nicht von klugen und rechtschaffenen Aristokraten, sondern von kurzsichtigen Oligarchen beherrscht wurde, und wo man noch glaubte, daß echte Staatskunst nicht ohne einen gewissen Zusatz von Machiavellisterey Statt finden könne.

Wenn es nicht schon durch unzählige Beyspiele bewiesen worden wäre, daß falsche Grundsätze, die man sich öffentlich zu gestehen schämen würde, nicht nur denen, gegen welche sie gebraucht werden, sondern auch ihren Ausübern selbst auf die Länge höchst nachtheilig werden; so könnte man es abermahls mit dem Beyspiele von Bern beweisen. Die Verachtung oder doch Vernachlässigung der Wissenschaften und der öffentlichen Erziehung hat die sichtbarsten und schrecklichsten Einflüsse so wohl auf die Jugend als auf die übrigen Stände und Geschlechter. Weil in Bern gar keine öffentliche Schule oder

Institut ist, in welchen Söhne aus angesehenen Häusern erzogen und unterrichtet werden könnten, und weil über dieß viele vornehme Familien es für eine Entheiligung ihres Standes halten würden, wenn man ihre Kinder mit den Kindern geringerer Bürger vermischen wollte, so werden die erstern Hauslehrern übergeben, die man gemeiniglich aus den Studenten oder Candidaten des bernischen Gymnasiums zu wählen pflegt. Dieß Gymnasium war vor nicht gar langer Zeit noch ganz nach alter Art, oder wie die meisten katholischen hohen Schulen eingerichtet, und fast einzig und allein für künftige Gottesgelehrte bestimmt. Bey den vielen Verbesserungen oder Veränderungen des Schulwesens in Deutschland standen auch in Bern Patrioten auf, welche die Zwecke und Gemeinnützigkeit der Lehranstalten erweitern, und mit der Schule, wie sie bisher war, noch eine Kunstschule verbinden wollten. Die Wünsche und Vorschläge dieser Reformatoren fanden bey der Regierung Gehör; die Herren von Bern bewilligten eine ansehnliche Summe zur Verbesserung des Schulwesens, und man fing wirklich an, das, was man bisher vorgeschlagen hatte, auszuführen; allein, hier ging es wie bey allen Reformationen, die zu früh angefangen, oder zu

hitzig betrieben werden. Es erhoben sich so wohl an der Schule als im Rathe Gegner aller Neuerungen. Diese konnten zwar nicht hindern, daß nicht das alte System verrückt worden wäre, allein sie hinderten doch, daß es nicht so eingerichtet wurde, als man es einrichten wollte. Man erreichte also nicht allein die Absichten nicht, welche man zu erreichen hoffte, sondern man vereitelte auch zum Theile den Zweck, für welchen die Schule ursprünglich gestiftet worden war. Dieß können Sie, wenn Sie wollen, im Spitzbart ausführlicher lesen, in welchem Romane Personen und Begebenheiten nach der Natur geschildert seyn sollen *). Bey einer solchen Verwirrung der bernischen Schule kann man mit Rechte zweifeln, ob auf derselben Männer genug gebildet werden, welche die Erziehung und den Unterricht von jungen Leu-

---

*) Ich habe den Spitzbart nachher selbst gelesen, und ohne alle Erinnerung gefunden, noch ehe ich den Verfasser wußte, daß dieser Roman nicht für Bern geschrieben sey. Diesem Buche ging es, wie ein schweizerischer Freund mir scheibt, wie Zimmermanns Katechismus für kleine Städte. Man glaubte in Arau, Zofingen, Winterthur u. s. w., daß das Buch eine Satyre wider sie sey, und der Verfasser lebte in Brugg und schrieb für Brugg.

ten, die zu Kriegs- und Staatsbedienungen bestimmt sind, zu leiten und zu vollenden im Stande wären. Wenn sie aber auch mehrere hervor brächte, als man mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen kann, so läßt sich doch voraus sehen, daß diese mit allen ihren Talenten und guten Absichten doch nur bey wenigen Zöglingen etwas ausrichten würden; denn wenn die letztern nur geringe Schwierigkeiten in der Erlernung alter Sprachen oder nicht ganz unentbehrlicher Kenntnisse überwinden, oder sich Ergetzungen, die andern von ihrem Alter erlaubet werden, versagen sollen, so müssen ihnen nothwendig immer die Beyspiele von vielen angesehenen Männern in der Stadt, und vielleicht in ihrer eigenen Familie einfallen, die ohne verdrießliches Arbeiten und ohne ausgebreitete Gelehrsamkeit in den Rath gekommen sind, oder ihr Glück in fremden Kriegsdiensten gemacht haben, und ich brauche nicht hinzu zu setzen, was für Wirkungen solche Betrachtungen auf junge Gemüther haben müssen. Wenn aber die jungen Berner aus guten Häusern die Jahre erreichen, wo sich kein Hauslehrer weiter bey ihnen in Ansehen erhalten kann, so werden die meisten ohne fernere genaue Aufsicht sich selbst überlassen, und nur wenige werden auf deut-

sche Universitäten oder auch in Herrn Pfeffels Akademie geschickt. Die letztere ist jetzt mehr als zur Hälfte mit jungen Schweizern besetzt, weil es in der ganzen Schweiz gerade an einem solchen Institute fehlt. Gewöhnlich sind die jungen Schweizer von Familie, wenn sie auf die Universität oder in die Militärakademie kommen, zu wenig vorbereitet, als daß sie Geschmack an den Wissenschaften finden, und ihren Aufenthalt in fremden Ländern recht nutzen sollten; wenn sie also ins Vaterland zurück kehren, so fangen sie einige Jahre später eben die Lebensart an, welcher sich ihre Gespielen, die nie ihre Vaterstadt verließen, schon früher ergeben haben. Aus Unfähigkeit zu eigenem Lesen, oder Nachdenken, oder Schreiben, vertändeln oder verderben sie ihre Zeit mit jungen Leuten von ihrem Alter, oder auch in Gesellschaft der Weiber und Töchter ihrer ältern Mitbürger. Zwar werden manche als Schreiber oder Sekretäre in verschiedenen Collegiis gebraucht: allein diese Stellen können nur wenigen zu Theil werden, und geben über dieß denen, die sie erhalten, nicht Beschäftigung genug. Noch weniger aber können die Angelegenheiten des äußern Standes die jungen Berner von einem schädlichen Müßiggange zurück halten; dieser so ge-

nannte äußere Stand besteht in einer Gesellschaft von jungen Leuten von Familie, die in allen Stücken dem regierenden Körper der Republik nachahmen. Er ist also in den kleinen und großen Rath abgetheilt, wählt auf ähnliche Art seine Häupter und Magistratspersonen, besetzt eingebildete Vogteyen, redet und rathschlagt über erdichtete oder auch über solche Gegenstände, die jetzt wirklich verhandelt werden, zieht seine angewiesenen Einkünfte, hat seinen Schatz, sein schönes Standhaus, Bediente u. s. w. Ich kann diese Anstalt nicht schlechtweg tadeln, da ich das Innere derselben und ihre guten Wirkungen nicht genau genug kenne; wenn man aber aus dem Erfolge ähnlicher Einrichtungen schließen darf, so sollte man denken, daß die bernischen Jünglinge ihre Zeit besser als in leeren Bewerbungen und Berathschlagungen zubringen könnten, und daß sie mehr dabey gewinnen würden, wenn sie nach dem Beyspiele der Römer sich durch den vertrauten Umgang mit den größten und erfahrensten Staatsmännern zu bilden suchten. Zu den Scharen von Jünglingen, die von den Zeiten ihrer ersten Jugend an bis ins dreyßigste Jahr und noch länger ohne bestimmte Geschäfte in dem Kreise der Vergnügungen ihrer Hauptstadt herum getrieben werden,

gesellen sich jeden Winter die jungen Offiziere, die während der Urlaubzeit aus fremden Diensten zurück kommen. Diese Offiziere sind meistens noch ungebildeter als ihre Brüder und Verwandte, die bürgerliche Bedienungen zu erlangen hoffen, dabey aber unendlich größeren Gefahren, verdorben zu werden, ausgesetzt. Man stürzt sie nähmlich in dem feurigsten und biegsamsten Alter in den Wirbel der Ergetzlichkeiten und Verführungen großer Städte hinein, und überantwortet sie ohne Aufsicht der Gesellschaft von Menschen, unter welchen es lächerlich oder fast ein Verbrechen wäre, unschuldig bleiben zu wollen. Wenigstens hat das Bernerregiment in französischen Diensten den Ruf, daß es das verdorbenste Corps im ganzen Heere sey *). Es dauert also nicht lange, so wer-

*) Anstatt: das verdorbenste Corps im ganzen Heere sey, wünschte ich gesetzt zu haben: das verdorbenste unter allen Schweizer Regimentern sey.—Die Offiziere dieses Regiments haben an mich schreiben lassen, um mich in Rücksicht der Sitten ihres Corps eines bessern zu belehren; allein nach abermahligen sorgfältigen Erkundigungen kann ich meine erste Nachricht nicht anders als bestätigen; doch würde es mir lieb seyn, wenn ein ganzes Regiment aus einem Volke, das ich so sehr schätze als die Schwei-

den die neuen Ankömmlinge in alle Ausschweifungen der ältern Offiziere eingeweiht, und wenn beide alsdann in ihre Vaterstadt zurück kommen, so machen sie so wohl die männliche Jugend als das weibliche Geschlecht mit den Thorheiten und Lastern fremder ausgearteter Völker und Städte bekannt. Die Vernachlässigung also der Erziehung, verbunden mit den fremden Kriegsdiensten, ist die Hauptursache der Verderbniß der bernischen Jugend und des Verlusts der reinen einfältigen Sitten, welche Stanian noch im Anfange dieses Jahrhunderts an den bernischen Matronen rühmte. Man wird keine ernstliche und sichere Besserung hoffen können, so lange der Staat nicht anfängt, die öffentlichen Erziehungsanstalten zu vervollkommnen, und die Jugend zu nöthigen, daß sie sich durch Erwerbung nützlicher Kenntnisse zu künftigen würdigen Volksregierern vorbereite, und von dem sie selbst und andere verderbenden Müßiggange entferne.

Die Verbesserung der Schulanstalten kann in Bern nicht das Hinderniß finden, wodurch sie in so vielen Gegenden von Deutschland vereitelt wird, nähmlich durch Man-

---

zer, weniger verdorben wäre, als das allgemeine Gerücht selbst in Bern sagt.

gel von hinlänglichen Fonds. Die rühmliche Sparsamkeit der bernischen Regierung bietet auch hier alle Mittel dar, die zur Erreichung einer so wichtigen Absicht, als die Veredlung ihrer eignen Nachkommenschaft und die daraus erfolgende Befestigung ihrer Verfassung ist, erfordert werden. Die größten Hindernisse liegen in mehrern Vorurtheilen, welche die Regierung oder doch viele Mitglieder derselben vorher überwinden müssen, und die vorzüglich darin bestehen, daß man es bedenklich und dem Ansehen der größern Familien nachtheilig findet, wenn die Söhne der letztern mit den Kindern gemeiner Bürger oder Einwohner in öffentlichen Anstalten vermischt werden sollten; daß man ferner nur Bürger oder Unterthanen des Kantons Bern oder höchstens nur Schweizer für fähig hält, junge Berner und Schweizer zu bilden *), und daß man endlich wachsende Aufklärung und Ausbreitung von Wissenschaften für gefährlich, und dem Einflusse und der Achtung der alten Mitglieder der Regierung für schädlich ansieht. Es

*) Dieß Vorurtheil ist jetzt überwunden, indem man vor einigen Jahren Herrn Tralles, der hier in Göttingen studirte, als Professor der Naturlehre nach Bern gerufen hat.

wird aber, denke ich, bald eine Zeit kommen, wo die bernische Regierung die wahren Ursachen und die eben so schrecklichen als unvermeidlichen Folgen der herrschenden Sittenverderbniß erkennen, und eine ernstliche Verbesserung der Erziehungsanstalten, als das einzige und sicherste Mittel, dem Untergange ihrer Familien und der Staatsverfassung vorzubeugen, ergreifen wird.

Wenn die Regierung ihr Gymnasium bis zu einem Erziehungsinstitute für ihre ganze und also auch edlere Jugend erweitern wollte, so würde sie selbst unsere am besten eingerichteten deutschen Universitäten nicht ohne vielerley Einschränkungen zu Mustern nehmen dürfen, weil sie mit den Stiftern und Vorstehern der letztern nicht ganz dieselbigen Absichten hätte. Anstatt daß auf unsern Akademien die Rechtsgelehrsamkeit die Hauptwissenschaft ausmacht, und den größten Theil der Zeit junger Standespersonen wegnimmt, würde man zwar dieß Studium nicht vernachlässigen, dabey aber doch viel mehr, als in Deutschland geschieht, auf solche Wissenschaften Rücksicht nehmen müssen, die einem künftigen schweizerischen Staatsmanne oder geschickten Offiziere noch brauchbarer oder unentbehrlicher sind. Wenn die Regierung einmahl die so nöthi-

gen Einrichtungen zur Verbesserung der Erziehung gemacht, und zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit gebracht hätte, so müßte es alsdann nicht dem Eigensinne der Eltern oder der Trägheit der Jugend überlassen werden, ob die letztere an den Wohlthaten des Vaterlandes Theil nehmen wollte oder nicht; vielmehr müßte ein unerweichliches Gesetz alle diejenigen, welche sich dereinst um Plätze in der Regierung bewerben wollten, nöthigen, vorher ihre Studien ordentlich zu vollenden, und sich zur Führung eines jeden Amts in der Republik gehörig vorzubereiten. Eine solche Verordnung würde man im geringsten nicht als einen mit der republikanischen Freyheit unvereinbaren Zwang tadeln können, da die Jugend in allen gut eingerichteten aristokratischen Staaten viel strengern Gesetzen unterworfen war. In Sparta, Athen und Rom waren ehrwürdige Collegia oder Personen, welche über die Sitten aller Stände und vorzüglich der Jugend wachten, und ich halte es daher für einen Fehler der bernischen Verfassung, daß keine eigentliche Sittenrichter da sind, welche die Jugend im Zaume halten könnten. Damit aber die Regierung wenigstens in Stand gesetzt würde, die Fleißigen und Unfleißigen zu unterscheiden,

so wäre es immer heilsam, wenn man den erstern wiederhohlte Gelegenheiten verschaffte, ihre Talente und Fortgänge in den Wissenschaften zu zeigen. Ernstliche Prüfungen würden wahrscheinlich in Bern eben so nützlich als in Deutschland seyn, wo auch die Söhne aus den vornehmsten Familien nicht einmahl Beysitzer von hohen Collegiis werden können, ohne ein strenges Examen ausgehalten zu haben. Solche Prüfungen würden am vortheilhaftesten einige Jahre vor dem Alter angestellt werden, wo junge Leute fähig werden in die Regierung zu kommen. Man würde dadurch zwey gleich wichtige Absichten erreichen: daß die Candidaten nach der Vollendung ihrer Studien nicht im Fleiße nachließen, und daß sie in dem Falle, wenn man sie als unfähig abweisen müßte, doch noch Zeit genug vor sich hätten, durch eine ungewöhnliche Anstrengung ihrer Kräfte das Versäumte nachzuhohlen. Vielleicht wäre es auch eine heilsame Aufmunterung zur Arbeitsamkeit und Tugend, wenn man junge Männer, die sich vorzüglich durch Talente, Fleiß und Sitten auszeichneten, auf die eine oder andere ehrenvolle Art belohnte, sie etwa ein Jahr früher, als die Gesetze es erlauben, für fähig erklärte, in den Rath erwählt zu werden, u. s. w. Doch ich vergesse, daß ich zu

einem göttingischen und nicht zu einem bernischen Freunde rede, den diese Projektenmachereyen mehr interessiren würden.

Wenn aber die Regierung in Bern sich vors erste noch nicht entschließen, oder es auch nicht in ihrer Gewalt haben sollte, die Erziehung und Sitten der Jugend zu bessern, und dadurch der beständigen Abnahme der bürgerlichen Familien vorzubeugen, so bleibt ihr doch immer noch eine Palliativkur übrig, wodurch sie das Übel zwar nicht von Grund aus heilen, aber doch die fürchterlichste Folge der Sittenverderbniß, Umkehrung der Aristokratie in eine gefährliche Oligarchie, verhüthen kann. Dieses Mittel hat schon der Herr von Haller vorgeschlagen, und ich verehre ihn deßwegen nicht weniger, als wegen irgend einer der wichtigen Entdeckungen, die er in den Wissenschaften gemacht hat.

Herr von Haller gab den Rath, daß man so wohl die regierenden als die regimentsfähigen Familien nie unter eine gewisse Anzahl hinab sinken lassen, und wenn dieses geschähe, daß man alsdann die erstern aus den letztern, und diese wieder aus solchen Theilen des Staats ergänzen sollte, die bisher keine Hoffnung gehabt hätten, in die Regierung zu kommen. Wenn also die regimentsfähigen Bürger sich bis über eine gewisse

Zahl verminderten, so sollte man alsdann entweder gewissen adelichen Familien im Pays de Vaud, oder einigen unter den ewigen Habitanten, oder endlich den angesehensten Geschlechtern in den Municipal-Städten das bernische Bürgerrecht schenken, und im letzten Falle die dadurch erledigten Plätze in den Municipal-Städten mit wohlhabenden und verdienten Landleuten besetzen. Herr von Haller urtheilte mit Recht, daß man durch diese Einrichtung nicht nur den Gefahren einer Revolution zuvor kommen, sondern auch alle Eifersucht unter den verschiedenen Ständen tödten, und alle Theile des Staats mit einem gemeinschaftlichen Bande an die gegenwärtige Regierungsform binden würde. Wenn man nicht wüßte, daß die Einführung gewisser Verbesserungen oft viel mehr Mühe kostet, als die von gewissen Mißbräuchen, so müßte man sich wundern, daß man bisher einen Vorschlag nicht angenommen hat, der mit so großen und augenscheinlichen Vortheilen verknüpft ist. Besonders würde man durch die Ausführung des Hallerischen Projekts den Adel im Pays de Vaud gewinnen, der die Vorzüge der bernischen Regierung, die ihm eine jede Vergleichung seiner Besitzungen mit denen seiner französischen und savoyardischen Nachbarn offenbaren

müßte, nur zu leicht vergißt, weil er sich in seinem Vaterlande zu keinen großen und einträglichen Bedienungen erheben kann, und nicht selten Landvögte über sich hat, die ihm weder an Geburt noch Erziehung gleich sind. Auch die Municipal-Städte, besonders die freyen Städte im Aargau, würden nicht länger in dem Vorurtheile beharren, daß die bernische Regierung sie demüthigen, oder wenigstens den Landmann auf ihre Unkosten empor bringen wolle.

Indem ich von den Municipal-Städten im Bernischen rede, erhalte ich Gelegenheit eines andern großen Gebrechens zu erwähnen, das die Regierung in Bern so gut als ein jeder anderer einsieht, das sie aber doch nicht durch den Gebrauch der höchsten Gewalt abschaffen mag, um nicht ein viel größeres Übel, willkürliche Kränkung feyerlich zügestandener und bekräftigter Rechte, zu stiften. Der Fehler, den ich tadeln will, besteht in den reichen Gemeinheiten der meisten Municipal-Städte, und der Einträglichkeit ihres Bürgerrechts. In mehreren Städten, vorzüglich in Thun, Burgdorf und andern gibt das Bürgerrecht so große Einkünfte, daß die Besitzer desselben ohne alle andere Arbeit oder Zuflüsse, oder doch mit einer sehr geringen Hülfe von Industrie

oder eigenem Vermögem gut davon leben können. Diese Einkünfte werden entweder aus Wäldern, oder Wiesen, oder Alpen gezogen, und bringen zwey unvermeidliche große Nachtheile hervor: geringere Nutzung und Wartung der Gemeinheiten, und Erstickung fast aller Industrie, indem die Erfahrung aller Zeiten lehrt, daß, wo der gemeine Mann kümmerlich ohne alle Arbeit leben kann, er sich nie durch Anstrengung seiner Kräfte Überfluß oder die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen sucht. Zum Unglücke besitzen gerade in denjenigen Städten, wo das Bürgerrecht am einträglichsten ist, die Zünfte das härteste ausschließende Recht, dasjenige allein zu liefern, was ihre Handwerke zu liefern pflegen. Durch diesen unnatürlichen Zwang wird die ohne dieß schon schwache Industrie und Wetteifer, welche die Einträglichkeit des Bürgerrechts noch übrig lassen würde, gänzlich erstickt. Im allgemeinen wohnen daher gerade in den reichsten Städten die armseligsten Einwohner, da hingegen in solchen, wo das Bürgerrecht nicht allein nichts einbringt, sondern mit kleinen Ausgaben verbunden ist, wie in Aarau, Handel und Manufakturen in dem blühendsten Zustande sind.

Die letzte Unvollkommenheit in der ber=

nischen Verfassung ist die Menge und Kostbarkeit der Rechtshändel, worüber ich selbst gutgesinnte Richter habe klagen hören. Die Menge von Prozessen ist meinem Urtheile nach eine nothwendige Folge des außerordentlichen Wohlstandes der Bauern, und also ein Übel, welches immer auf ein viel größeres damit verbundenes Gut schließen läßt. Wenn der Landmann durch Auflagen und Erpressungen wie in Savoyen und Frankreich zu Grunde gerichtet ist, so leidet er alles Unrecht, welches ihm von Mächtigern zugefügt wird, mit einer stillen wehrlosen Geduld, weil es ihm so wohl an Muth als an Kräften fehlt, seinen Bedrücker zur Rechenschaft zu ziehen. Auch in solchen Ländern, wo man dem Bauer zwar das Nothwendige läßt, aber fast alles Überflüssige ohne Erpressungen durch ordentliche Auflagen nimmt, auch in solchen Ländern meidet der Bauer, so viel er kann, Prozesse, weil er weiß, daß er die dazu erforderlichen Kosten entweder sich und seiner Familie an den Nothwendigkeiten des Lebens, oder auch der Erhaltung seines Viehs, seines Geschirres oder seines Hauses entziehen müsse. Wenn also in solchen Ländern, wo die öffentlichen Abgaben dem Bauer wenig oder gar nichts überflüssiges lassen, die Unterthanen durch

die Plackereyen und unrechtmäßigen Zumuthungen ihrer Amtleute zu langwierigen Prozessen gezwungen werden, so verarmen dadurch nothwendig ganze Dörfer, weil sie außer den öffentlichen Lasten nicht auch noch die Last von kostbaren Rechtshändeln tragen können. In solchen Ländern hingegen, wo der Landmann, im Durchschnitte genommen, wohlhabend oder reich ist, ist er auch immer prozeßsüchtig, weil Wohlstand in nicht besonders gutgearteten und aufgeklärten Menschen allemahl Übermuth, Trotz, Eigensinn und Rechthaberey erzeugt. Ich selbst habe es oft erlebt, daß reiche Bauern, bloß in der Absicht ihre Gegner zu kränken oder mürbe zu machen, zweydeutige Rechte, und selbst offenbares Unrecht in langwierigen Prozessen verfochten haben, ungeachtet sie voraus sahen, daß sie am Ende verlieren, und viele hundert Thaler dabey einbüßen würden. Wenn aber auch diesen Erfahrungen zu Folge die bernische Regierung die Prozeßwuth ihrer Unterthauen nicht schwächen, und die Menge von Rechtshändeln nicht hindern kann, so ist es wenigstens in ihrer Gewalt, durch eine weise Prozeßordnung die Kostbarkeit der Prozesse zu vermindern. Dieß kann sie ihren Grundsätzen zu Folge nicht durch die Verminderung der

Instanzen, deren es in wichtigen Sachen drey bis vier gibt, indem man von den niedern Gerichten an den Landvogt, vom Landvogte an die oberste Appellationskammer, von dieser, wenn die streitige Sache von einem gewissen Belange ist, an den großen Rath appelliren darf. Der sicherste Weg, die Kostbarkeit von Rechtshändeln zu vermindern, wäre nicht so wohl eine scharfe Prozeßordnung, wodurch der Gierigkeit und den Ränken der Anwälde Schranken gesetzt würden (denn diese werden immer vereitelt), sondern Erhöhung der Summen, bis zu welchen streitige Sachen steigen müssen, wenn man von einer niedrigern Instanz an eine höhere appelliren wollte. Die bernischen Advokaten, die selten Rechtsgelehrte von Profession sind, lassen sich ihre Mühe ungeheuer bezahlen. Sie sollten von einer jeden Partey, die sie vor einem in wenigen Stunden zu erreichenden Gerichte auf dem Lande vertreten, nur einen Louisd'or nehmen, sie nehmen aber oft drey bis vier neue Louisd'or — eine Taxe, die allem Anscheine nach kräftiger als alle Gesetze den Kitzel zu prozessiren ersticken müßte und doch nicht erstickt.

Die peinliche Prozeßordnung und Gesetzgebung in Bern hat vor der anderer Kantone große Vorzüge, ungeachtet sie auch

nichts weniger als untadelig oder vollständig ist. Wenn ein Missethäter in der Stadt selbst ergriffen wird, so instruiren der Großweibel und Gerichtsschreiber, denen in wichtigen Fällen ein Mitglied des kleinen Raths zugeordnet wird, den Prozeß. Bey einem jeden Verhöre werden dem Delinquenten seine zuletzt niedergeschriebenen Aussagen wieder vorgelesen, damit er, wenn er etwas zu erinnern findet, die nöthigen Einschränkungen oder Verbesserungen machen oder hinzufügen könne. Findet der kleine Rath den Prozeß vollständig, so spricht er das Urtheil ab; fällt alsdann das Urtheil entweder zum Tode, oder bey einem Bürger von Bern nur auf Verlust der Ehre, oder auf Leibesstrafen aus, so wird der Prozeß dem großen Rathe vorgelegt, dessen Mitglieder die Akten mit Muße in der Kanzelley lesen können. Wenn nun auch der große Rath den Prozeß für vollständig erklärt, so tritt alsdann der Großweibel auf, und bringt alle möglichen Gründe zu Gunsten des Delinquenten vor, der keinen andern Kläger als die Akten oder den Prozeß selbst hat. In den meisten Fällen neigen sich die Richter auf die gelindere Seite, und wenn etwa die Stimmen gleich sind, so entscheidet der Präsident fast ohne Ausnahme für die Meinung derjenigen,

welche die gelindeste Strafe zuerkannten. Eine etwas andere Bewandtniß hat es, wenn der Delinquent außer der Stadt gesündigt hat und festgesetzt worden ist. In diesem Falle instruirt im deutschen Gebiete der Republik der Landvogt, im Pays de Vaud aber das Gericht des Orts den Prozeß, und schickt die Acten nach Bern, wo sie von einem Collegio von drey Rathsherren untersucht werden. Halten diese den Prozeß für gehörig instruirt, so legen sie ihn, wenn die Acten aus dem deutschen Gebiete eingeschickt sind, dem kleinen Rathe vor, der das letzte Endurtheil fället; sitzt hingegen der Verbrecher in den wälschen Landen, so werden die Acten an die Obrigkeit des Orts zurück geschickt, die zwar das Urtheil spricht, aber dieß Urtheil dem Rathe in Bern entweder zur Bestätigung, oder Milderung, oder Schärfung (welches letztere aber selten geschieht) mittheilen muß. Die Tortur ist zwar im Bernischen noch nicht durch einen Ausspruch der höchsten Obrigkeit abgeschafft, sie wird aber nur selten oder fast niemahls mehr gebraucht.

Die Republik Bern hat eben so wenig ein vollständiges peinliches Gesetzbuch *)

*) An einem solchen Gesetzbuche wird, wie ich höre, jetzt auch mit Ernste gearbeitet.

als ihre übrigen Schwestern in der Schweiz. Man hat schon lange daran gedacht, diesem Mangel abzuhelfen, und eine der letzten Veranlassungen zu dem Wunsche einer sichern Prozeßordnung und eines vollständigen Gesetzbuches, ist für den Criminalisten nicht weniger als für den Philosophen interessant.

Vor wenigen Jahren fand man in Bern ein ermordetes Kind nicht weit von einem Hause, in welchem sich eine berüchtigte Weibsperson aufhielt. Natürlich fiel der Verdacht der begangenen That am stärksten auf diejenige, welche ihn durch ihr bisheriges Leben in der ganzen Nachbarschaft am meisten verdient hatte. Das Mädchen wurde eingezogen und verhört, läugnete aber Anfangs die That, und gab vor, daß sie wirklich jetzt schwanger sey. Man hielt dieses für eine leere Ausflucht, und ließ die Gefangene nicht nur von einer oder mehreren Wehmüttern, sondern auch von Ärzten untersuchen. Die Wehmütter allein bezeugten, daß die Delinquentinn nicht schwanger sey, aber Merkmahle an sich habe, welche bewiesen, daß sie schon ein Mahl Mutter geworden; die Ärzte hingegen bezeugten das Gegentheil. Durch die Zeugnisse der Wehmütter betrogen drang man stärker in die Gefangene, und diese schien allmählich zu wanken, und bekannte endlich

die That mit vielen Umständen, die man aber, durch das Bekenntniß verführt, nicht untersuchte, weil man sie sonst als irrig und unmöglich würde befunden haben. Hierauf verurtheilte man die Angeklagte zum Tode, die dieses Urtheil, wie es schien, mit der Ergebung einer Person anhörte, welche sich selbst für schuldig, und die ihr zuerkannte Strafe für gerecht hielt. Die Gefangene bereitete sich mit vieler Andacht zum Tode, und erst am letzten Abende vor dem Tage, an welchem sie hingerichtet werden sollte, machte sie dem Geistlichen, der mit ihr betete, das seltsame Geständniß, daß sie für ihre Person gern sterben wolle, weil sie glaube, daß sie durch ihre Sünden den Tod verdient habe, daß es ihr aber doch Leid thue, und Gewissensangst verursache, daß das unschuldige Kind, welches unter ihrem Herzen liege, und an dessen Leben sie seiner heftigen Bewegungen wegen gar nicht zweifeln könne, zugleich mit ihr umkommen müsse. Man kann leicht denken, daß der Geistliche durch diese Erzählung nicht wenig betroffen wurde. Er erkundigte sich sorgfältig nach der Wahrheit der Nachricht, welche die bußfertige Sünderinn ihm gegeben hatte, und theilte sie alsdann der höchsten Obrigkeit mit. Diese schob sogleich die Vollziehung des Todesurtheils

auf, ließ die Delinquentinn abermahls untersuchen, und vernahm zu ihrem größten Erstaunen, daß sie in der letzten Hälfte ihrer Schwangerschaft sey. Hierauf erhielten die ersten unwissenden oder nachlässigen Prüferinnen der Unschuld der Beklagten einen derben Verweis, und der letztern gab man außer ihrer Freyheit eine jährliche Pension zum Ersatze für das Unrecht, welches man ihr gethan, und die Angst, die man ihr verursacht hatte. Nichts war den Richtern räthselhafter, und wird es wahrscheinlich auch Ihnen seyn, als warum das unschuldige Mädchen nicht lebhaft und beständig widersprochen habe, wodurch es seine Richter gewiß zu einer neuen Untersuchung ihres Zustandes veranlaßt, und vor der Gefahr, ein ungerechtes Urtheil zu fällen, bewahrt hätte. Als man die bisherige Delinquentinn hierüber befragte, antwortete sie, daß sie zuletzt geschwiegen hätte, weil sie ihren gnädigen Herren nicht länger hätte widersprechen, und nicht noch größere Unkosten hätte verursachen mögen. Hätten Sie wohl gedacht, daß falsche Ehrfurcht in einer Person von eingeschränktem Verstande sogar die Furcht vor dem Tode überwinden könne? Sie sehen, wie vorsichtig man seyn muß, wenn man aus dem Geständnisse von Delinquenten, oder dem

Mangel von Widerspruch nicht falsch schließen will.

Ich habe diese Tage her einige Criminal-Acten, eine mir von jeher sehr interessante Art von Schriften, gelesen, die in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts in Nidau abgefaßt worden sind. Aus diesen Acten lernt man, daß man zwischen den Jahren 1625 und 1630 in der Schweiz nicht weniger Hexen als in Deutschland verbrannte, und daß die Sitten nicht weniger roh und die Polizey nicht weniger schlecht, als in unserm Vaterlande gewesen sey. Einbrüche, Straßenräubereyen und Mordthaten waren so häufig, daß weder auf öffentlichen Wegen, noch selbst in Dörfern und Städten nur einige Sicherheit gewesen seyn kann. Unter den Mördern, die man in dem angezeigten Zeitraume hinrichtete, war einer, der in den letzten drey Wochen vor seiner Gefangennehmung fast alle Tage einen Menschen umgebracht hatte, und wie es schien, nicht immer aus Raubsucht, sondern mehrmahls aus Muthwillen und aus unmenschlicher Wuth, die durch die Gewohnheit zu morden entsteht, und nur durch Blut und Würgen gekühlt wird. Ein noch größeres Ungeheuer war ein berüchtigter Räuber, mit Nahmen Schwarzbeck, der sich in dem zwey-

ten oder dritten Decennio dieses Jahrhunderts durch seine Kühnheit und List in der ganzen Schweiz furchtbar machte. Dieser Bösewicht mordete oft ganz allein zur Lust oder aus Schalkheit. Einstens goß er einem armen Kesselflicker, den er an einem einsamen Orte schlafend fand, einen ganzen Tiegel voll glühenden Bleyes in den Hals, womit der Unglückliche einige Gefäße hatte ausbessern wollen. Ein anderes Mahl zwang er einen Schneidergesellen, dem er in einem Walde begegnete, daß er ihm seinen Rock flicken mußte. Als dieses geschehen war, sagte er spottend, daß er ihm jetzt auch seine Mühe belohnen wolle. Er fing hierauf an, den schwachen Schneider zu binden, und henkte ihn mit den Beinen an einen Baum, so daß der Kopf einen Ameishaufen berührte. Der Unmensch gestand noch im Gerichte, daß keine von seinen Thaten ihm so viel Vergnügen verschafft hätte als die Verdrehungen, welche der geängstete Schneider gemacht, und die er bis auf die letzte Zückung mit innigster Freude ruhig betrachtet habe. Er brach sogar noch auf seinem Wege zum Gerichtplatze in ein lautes Gelächter aus, als er vor der Stelle vorbey geführt wurde, wo er dem Schneider den ihm so scheinenden lustigen Streich gespielet hat-

te *). Seine letzte Missethat war folgende: daß er in das Pfarrhaus zu Sengen in Kanton Bern einbrach, daß er den Pfarrer knebelte, und dessen Frau im Angesichte des Mannes nothzůchtigte. Dieser verstockte Bösewicht empfand nicht die geringste Reue über seine Verbrechen, und gar keine Furcht vor dem Tode oder der Zukunft. Er mukste nicht einmahl, da seine Arme und Beine zerschlagen wurden, und bey dem ersten Stoße auf die Brust, der sie noch nicht quetschte, rief er, als wenn er der Ohnmacht des Henkers spottete: das kracht einmahl. Bey solchen Factis kann man nicht mehr zweifeln, so sehr man auch Freund und Vertheidiger der menschlichen Natur seyn mag, daß es geborne sittliche Monstra gebe, die ohne alle Menschlichkeit, ohne theilnehmendes Mitgefühl mit den Freuden und Leiden anderer, ohne moralischen Sinn geboren werden, und selbst in den Martern ihrer Ne-

*) Man setze lieber: als er sich des ihm so scheinenden lustigen Streiches erinnerte, den er dem Schneider gespielt hätte. Auch meldet man mir, daß die Frau des Pfarrers nicht genothzüchtiget worden sey, und daß eben diese Frau sich über dieß Gerücht mehr als über den Verlust von 10000 Gulden betrübt habe, der ihr durch den Einbruch zugefügt worden.

benmenschen ein grausames Vergnügen finden.

Die angeblichen Zauberer oder Zauberinnen, die im Anfange des letzten Jahrhunderts zu verschiedenen Zeiten in Nidau hingerichtet wurden, stimmten alle in ihren Bekenntnissen auf eine höchst merkwürdige Art überein. Alle erzählen, daß, als sie entweder über den Verlust eines Hauses, oder Kindes, oder Mannes, oder eines andern Guts, in großer Noth und Betrübniß gewesen, ihnen ein hübscher Herr begegnet, sey, der sich Hans, und nur ein Mahl Benjamin oder Jakob genannt habe. Dieser Unbekannte habe sie freundlich über die Ursache ihrer Traurigkeit befragt, und sich endlich erboten, sie aus ihrem Unglücke heraus zu reissen, wenn sie Gott abläugnen und sich ihm ergeben wollten. Einige sagten, daß sie sich Anfangs zu einer solchen Gottlosigkeit nicht hätten entschließen können, daß aber doch zuletzt die Hoffnung, aus ihrem Elende errettet zu werden, über ihre Ängstlichkeit das Übergewicht erhalten hätte. Alle gestanden, daß sie von ihrem Verführer Geld erhalten, welches aber nachher nur als Laub oder Pferdemist befunden worden, und die weiblichen Zauberinnen setzten noch hinzu, daß der böse Feind sie beschlafen, daß aber seine Natur

kalt und seltsam gewesen sey. Auch darin stimmten sie alle übereiu, daß sie vom Teufel Samen, oder Pulver, oder Salben empfangen, womit sie Menschen und Vieh getödtet hätten. Wenn sie das eine oder das andere nicht hätten thun wollen, so wären sie auf eine grausame Art geschlagen worden. Nicht selten hätten sie sich mit andern, besonders auf der Petersinsel, zu einem Schmause versammelt und getanzt, bey welcher Gelegenheit die Teufel gegeigt hätten. Die Speisen, die sie an solchen Festen genossen, seyen schwarz, ekelhaft und schwammicht gewesen. — Alle Zauberer oder Zauberinnen, deren Geständnisse ich gelesen habe, bereuten ihre Gottlosigkeit und litten geduldig ihre Strafe, die darin bestand, daß sie auf Leitern gebunden und lebendig verbrannt wurden.

Nachdem ich die nidauischen Acten gelesen habe, so urtheile ich über die vormahls so häufigen Hexenprozesse ganz anders als vorher. Wenn ich sonst in den Chroniken oder andern Geschichtbüchern der dunkeln Jahrhunderte fand, daß man so und so viele Unholden verbrannt habe, so seufzte ich oder wurde unwillig darüber, daß barbarische Richter ihrer Unwissenheit und ihrem Aberglauben so viele unschuldige Schlachtopfer dargebracht hätten. Jetzt hingegen bin

ich überzeugt, daß man die Hexen von beiderley Geschlechte zwar nicht als der Zauberey schuldig hätte verbrennen sollen, daß aber doch viele von denen, welche man als solche verbrannt hat, als Giftmischer den Tod verdienet hatten. Unter denen, deren Prozesse ich untersucht habe, war keiner, der nicht durch Salben oder Pulver, von denen er wußte, daß sie tödtlich seyn würden, mehrere Menschen umgebracht hätte. Diese häufigen Vergiftungen widerlegen auch die Meinung derjenigen, welche glauben, daß alles, was die angeblichen Hexen gesehen, gelitten und gethan zu haben vorgaben, lauter leere Einbildungen schwacher Personen gewesen seyen. Die Angeklagten mochten sich einbilden, was und wie viel sie wollten, so konnten sie sich doch schwerlich träumen lassen, daß sie verschiedene plötzlich gestorbene Personen umgebracht hätten *).

Mir kommt es sehr wahrscheinlich vor,

---

*) Es gibt aber doch auch Beyspiele von wohllüstigen Weibern, die zuerst glaubten, daß sie sich mit dem Teufel vermischt hätten, und nachher, da sie völlig rasend geworden waren, sich einbildeten, daß sie Menschen und Thiere umgebracht hätten. Man sehe Ephemer. Natur. Curiosf. Centur. III. p. 294.

daß es in jenen Zeiten der Finsterniß manche Bösewichter gegeben habe, welche die Vorurtheile des großen Haufens von Erscheinungen des bösen Geistes, seinen Geschenken, u. s. w. zu anderer Verderben, und verruchten Absichten nutzten, die also schwachen abergläubigen Menschen unter bedenklichen Umständen erschienen, und sie durch kleine Geschenke und Versprechungen dahin vermochten, gewisse Personen aus dem Wege zu räumen. Übrigens gebe ich gern zu, daß alle diejenigen, welche sich in allem Ernste einen Umgang mit einem übernatürlichen Wesen zutrauten, bis zu einem gewissen Grade, und in gewissen Augenblicken verrückt gewesen seyn, und vieles mit ihren Sinnen wahrzunehmen geglaubt haben, was sie nur in lebhaften Träumen und mit den Augen einer überspannten Fantasie sahen. Die auffallende Übereinstimmung in den Aussagen der Hexen beweist, daß ihre Einbildungskraft in dem damahligen allgemeinen Aberglauben ein Schema oder eine Regel gefunden habe, nach welcher sie träumte. Weil alle in dem Wahne standen, daß der Teufel gewissen Menschen erscheine, sie berücke, u. s. w. so glaubten die häufigen Hexen, daß Personen, die mit ihnen geredet, ihnen gewisse Pulver, Salben,

u. s. w. überreicht hatten, der böse Feind oder seine Gesellen gewesen wären.

Ich rüste mich jetzt zu meiner Reise in die kleinen Kantone, und ich werde alle meine Kräfte zusammen nehmen müssen, wenn ich Ihnen noch vorher eine minder lange und beschwerliche, aber vielleicht eben so interessante Reise durch den merkwürdigsten Theil des Fürstenthums Neuenburg beschreiben will.

Wenn ich eine kleine Strecke von der großen Chaussee ausnehme, die von Nidau nach Bern führt, so ist der nächste Weg zwischen der erstern Stadt und Neufchatel oder Neuenburg nicht gemacht, weil er wenig besucht wird; wir trafen aber doch viele Kutschen mit verwiesenen oder freywillig fliehenden Genfern an, die alle nach Biel wollten, und sich da so lange aufzuhalten gedenken, bis ihr und ihres Vaterlandes Schicksal ganz entschieden seyn wird. Die Gegenden zwischen Nidau und Neuenburg sind nicht schlecht, aber gar nicht schweizerisch, und es war mir bisweilen, als wenn ich in der Nachbarschaft von Göttingen führe. Nicht sehr fruchtbare Felder, Wiesen und bisweilen Weinberge wechselten mit Wäldern ab, bis wir den Neuenburgersee erreichten, der durch seine Breite, Länge, grünliche Farbe und die ungestümen Wel-

len, die er eben damahls ans Ufer warf, einen prächtigen Anblick gewährte. Schon beym ersten Durchfahren durch die Stadt, und beym ersten Eintritt in den besten Gasthof merkten wir, daß wir nicht mehr in der reinlichen deutschen Schweiz seyen, und ich sagte deßwegen auch zu meinem Freunde Feer, daß es schon in Neufchatel nach Frankreich rieche. Als wir uns ein wenig erfrischt hatten, suchten wir einige Herren auf, die ich in Göttingen gekannt hatte; wir fanden sie aber nicht zu Hause, weil sie aufs Land gegangen waren. Ihre Abwesenheit ersetzte uns der deutsche Pfarrer, der so gefällig war, uns so wohl durch die Stadt als in die merkwürdigsten umliegenden Gegenden zu führen. Die erstere hat viele einzelne schöne Häuser, die sich aber nicht recht ausnehmen, weil die Straßen zu enge, unreinlich und uneben sind. Besonders ist diejenige, welche nach Yverdon hinaus führt, so abschüssig, daß man beym Herabfahren die hintern Räder sperren muß. Neufchatel liegt auf dem Abhange des Jura, dessen Fuß sich im See verliert, und in einem Winkel, welchen zwey hervorlaufende Arme dieses Berges machen. Aus dieser Lage entstehen zwey große Unbequemlichkeiten, daß der Boden der Stadt sehr ungleich, und die Hitze

in den Sommermonathen größer als in allen übrigen Städten der Schweiz ist, weßwegen sich auch die wohlhabenden Einwohner in der heißen Jahrszeit auf ihren Landhäusern aufhalten. Das einzige schöne öffentliche Gebäude, welches ich bemerkt habe, ist das neue Waisenhaus, dessen Erbauern ich gern die unlateinische Inschrift verzeihe, die man über der Hauptthür liest *). Außer der Stadt sind gar keine und in der Stadt nur sehr mittelmäßige Promenaden am See, die lange so gut nicht unterhalten werden als die Spaziergänge in den Städten der deutschen Schweiz. Die Bäume waren

*) Die Inschrift auf dem öffentlichen Gebäude, wovon ich hier rede, und das nicht ein Waisenhaus, sondern ein Armenhaus ist, scheint nur so lange ungrammatikalisch, als man die Geschichte der Stiftung nicht kennt: sie heißt nähmlich: civis pauperibus. Der Bürger von Neufchatel, der das Armenhaus erbaute, war ein reicher Kaufmann in Lissabon, David Pury, der nicht nur bey seinen Lebzeiten große Summen an seine Vaterstadt schenkte, sondern auch nach seinem Tode sein großes aus mehreren Millionen bestehendes Vermögen an die Bürgerschaft von Neufchatel vermachte, damit es unter ihrer Aufsicht zu den im Testamente angegebenen nützlichen Absichten verwandt würde.

ungleich, und schienen vernachläßigt zu seyn. Viele von den Schranken, womit sie eingefaßt waren, mangelten ganz, und durch einen Theil der Allee hatte man Linien gezogen, auf welchen man Wäsche trocknete, die nicht bloß einen Sinn beleidigte. Wenn nicht der Platz vor der Hauptkirche, die auf dem höchsten Theile der Stadt liegt, gleich dem Schloßgarten zu eingeschränkt wäre, so würde ich ihn der gewöhnlichen Promenade vorziehen. Nachdem wir uns in der Stadt genug umgesehen hatten, gingen wir zu dem Bache Serriere, der ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt nach Yverdon zu entspringt, und wenige Schritte von seinem Ursprunge mehrere Mühlen treibt. Der Weg, der dahin führt, ist eben so wenig angenehm als der entgegengesetzte, auf welchem wir von Nidau herein gekommen waren. Man ist immer zwischen zehn bis zwölf Schuh hohen Mauern eingeschlossen, die alle Aussicht benehmen, und in der Mittagszeit an heißen Tagen eine erstickende Hitze hervor bringen müssen. Selbst diese fürchterlichen Mauern scheinen aber den Besitzern noch nicht Sicherheit genug gegen die Räuber ihrer Trauben zu verschaffen, indem die Rücken der Mauern mit scharfen, in Kalk befestigten Glasstückchen besetzt sind — eine Vertheidigungsanstalt,

die mir ganz neu war, und die, wenn sie nothwendig ist, auf ganz andere Diebe schließen läßt, als die man in den Weinbergen am Rhein, im Elsaß, in Schwaben, in Franken und in der deutschen Schweiz fürchtet. Die Serriere sammt den Werken, die an ihr angelegt sind, hat viele Ähnlichkeit mit dem schönen Bache, der die Papiermühle hinter Wehnde treibt. Jene ist bey ihrem ersten Ursprunge nicht einmahl so reich als der letztere, sie erhält aber aus ihrem eigenen Bette viel stärkere Zuflüsse als dieser, und kann also auch in gleicher Entfernung viel mächtigere Räderwerke in Bewegung setzen. Die neuen Quellen, wodurch der Anfangs schwache Bach so schnell anwächst, sind so unsichtbar, daß man sie fast nicht entdecken kann, und die Serriere wird also tief und reissend, ohne daß man zu bestimmen im Stande ist, wo und wie es geschieht. Der Kessel, aus welchem sie hervor springt, ist viel tiefer, und die Berge, mit welchen sie eingeschlossen ist, sind viel höher als die bey unserer Papiermühle. Wenn man zu den dunkeln Werken an der Serriere hinab steigt, und in der kaum gebrochenen Finsterniß, die in diesem Abgrunde herrscht, schmutzige und meistens geschwärzte Menschen herum tappen und arbeiten sieht, so ist es einem,

als wenn man auf einmahl in den Tartarus der Dichter oder in die Werkstätte der Cyklopen versetzt wäre. Die Mühle, in welcher Eisendrat verfertigt wird, ist viel größer als die bey Schaffhausen. Sie war mir aber doch weniger interessant als ein Eisen- und Kupferhammer, den ich zum ersten Mahle sah. Die vernichtende Kraft, womit der letztere über dicke glühende Massen von Kupfer herfiel, und sie in wenigen Augenblicken in kleine Stücke theilte, erweckte in mir das Bild eines reissenden und ergrimmten Thieres, welches seine Beute nicht verzehren, sondern ganz zerstören will. Man zeigte uns einen Vorrath von Kupferplatten, womit Kriegsschiffe beschlagen werden, und die für die französische Flotte bestellt waren. Als wir aus diesen finstern Wohnungen und Werkstätten arbeitsamer Menschen wieder an das Tageslicht kamen, freueten wir uns, daß wir noch Zeit genug übrig hatten, die angenehmsten Landhäuser an der andern Seite der Stadt zu besehen. Unter diesen Landsitzen zeichnen sich besonders zwey aus: der des Herrn du Perron, der in Surinam große Reichthümer erworben hat, und ein anderer la Rochette genannt, welcher einem Herrn Bosset gehört. Der erstere ist viel größer und prächtiger als der letztere,

liegt aber tiefer, und hat eine weniger ausgebreitete Aussicht. Das Ameublement wird von Schweizern, die keine fürstliche und königliche Schlösser gesehen haben, als sehr kostbar beschrieben, ich hatte aber doch keine Lust, mich dabey aufzuhalten. La Rochette liegt auf einer beträchtlichen Höhe des Jura, und hat deßwegen einen so weitläuftigen Horizont, als man in der Nachbarschaft von Neufchatel nur erhalten kann. Auf der Terrasse vor dem zierlichen und geräumigen Landhause übersieht man alle übrigen Gärten und Sommersitze, die unzähligen Weinberge, die ich nirgends so prächtig und bis zu einer solchen Höhe gefunden habe als um Neufchatel, die ganze Stadt, den herrlichen See und das entgegengesetzte freyburgische Ufer, hinter welchem der Gesichtskreis in großer Entfernung durch eine Reihe von Schneebergen geschlossen wird. Die Aussicht von la Rochette würde mit den schönsten in der ganzen Schweiz wetteifern können, wenn der Vorgrund bis an den See nicht zu klein, die entgegengesetzten Ufer nicht zu kahl und öde, und die Weinberge, womit man umringt ist, nicht zu einförmig wären. In dem Bossetschen Garten ist an der linken Seite eine einladende kühle Einsiedeley und eine artige Allee, man bedauert aber doch,

daß nicht noch mehr Schatten da ist. Die Seite des Hauses, die gegen den Berg zu gekehrt ist, wird von dickbelaubten Bäumen beschattet, damit der Wein, der in mehrern über einander angelegten und in den Felsen hineingehauenen Kellern aufbewahrt wird, desto weniger von der Sonne leide. Von dem obern Keller laufen lederne Röhren in die untern, und auf diese Art kann man ohne Beschwerlichkeiten Wein aus dem erstern in die letztern bringen. Der Spaziergang nach la Rochette machte mit dem zur Serriere einen angenehmen Kontrast. Vom ersten kamen wir nicht eher als kurz vor dem Abendessen zurück.

So wohl Neufchatel als Locle und la Chaux de Fonds sind jetzt mit verwiesenen oder flüchtigen Representants angefüllt, deren Anzahl man über acht hundert schätzt. Sie machten die größte Zahl der Fremden bey Tische aus, und einige von ihnen hatten auch ihre Weiber und Töchter bey sich. So lange wir in der Schweiz sind, hat man an allen Wirthstafeln fast von nichts als von Genf gesprochen, und sie können also leicht denken, daß jetzt, da viele Genfer, und unter diesen solche, die eine wichtige Rolle gespielt hatten, gegenwärtig waren, die Übergabe dieser merkwürdigen Stadt gleichfalls der Gegenstand des Tischgespräches

gewesen sey. Solche Gespräche sind meistens sehr lebhaft, weil fast alle Schweizer und Fremde in eben so viele Parteyen als die Einwohner von Genf getheilt, und einige den Negatifs andere den Representants gewogen sind. Man mag so wenig Hang zu politischen Discursen haben, als man will, so wird man doch durch lange Weile oder die allgemeine Theilnehmung allmählich in das Interesse von Genf oder einer der streitenden Factionen hinein gezogen. Der vornehmste Redner an unserm Tische war Claviere, eines von den Häuptern der Representants, die vorläufig verwiesen worden sind. Schon der Anblick dieses Republikaners verkündigte einen Mann von Geist, der aber durch Nachtwachen, Sorgen und unnatürliche Anstrengungen unsäglich gelitten hatte und noch litt. Seine Haare und Kleider waren so nachlässig, als wenn er so eben von einer langen und beschwerlichen Reise zurück gekommen wäre. Die Muskeln seines Gesichts waren in Augenblicken der Ruhe hangend und erschlafft, und seine Augen trübe und entzündet, weßwegen er sie alle Augenblicke rieb, wie man zu thun pflegt, wenn man die nächsten Gegenstände nicht deutlich mehr unterscheiden kann. Wenn er redete, so drückten seine Stimme, Geberden und Mienen bald

den feurigsten Unwillen, und bald einen Grad von fressendem bittern Kummer aus, der auch den härtesten Negatif hätte erweichen können. Er sprach mit einer bewundernswürdigen Fertigkeit und Kenntniß der Sachen von den Angelegenheiten seiner Vaterstadt, und alles, was er über die Maßregeln und Absichten der Negatifs und das Betragen der Representants sagte, schien mir eben so richtig gedacht, als schön und glücklich ausgedrückt zu seyn. Bey allem republikanischen Eifer, womit er redete, hatte er doch Geduld genug, Einwendungen anzuhören, und höflich zu beantworten. So bald er aber auf das Betragen der vermittelnden Mächte kam, so verlor er nicht nur alle Mäßigung (und dieß galt noch mehr von seinen jungen Landsleuten), sondern brachte auch solche Dinge vor, die man nicht ohne Unwillen über seine Unwissenheit oder ohne Mitleiden mit seiner Verblendung anhören konnte. Die aufgebrachten Genfer waren in dem lächerlichen Wahne, daß die Franzosen und Berner ihre Stadt hätten zerstören, daß sie die Representants aller ihrer Güter berauben und das Territorium der Stadt unter sich theilen wollen. Bey dieser letzten Äußerung brach einer aus der Gesellschaft in ein lautes Gelächter aus, und ungeachtet ich eine solche

Art zu widerlegen sonst immer verabscheue, und gegen Unglückliche für eine unverzeihliche Grausamkeit halte, so war ich doch in Gefahr, mit einzustimmen. Den Franzosen sind die Genfer nicht so feind als den Bernern, weil sie glauben, daß diese sie als Bundsgenossen hätten schützen sollen. Weil ich schon einige Wochen vor der Übergabe von Genf in Bern anlangte, so habe ich Gelegenheit gehabt, besser als irgend ein Genfer die wahren Gesinnungen der Berner zu erfahren. Allen meinen Erkundigungen nach sind die letztern zwar über die Genfer unwillig, daß sie ihrem Staate so viele Unruhen und Unkosten verursacht haben (welche letztere in diesem Jahrhunderte viele Tonnen Goldes betragen sollen), und daß sie die Regierung in Bern gezwungen, wider ihren Willen verhaßte Maßregeln zu nehmen; allein diesen gerechten Unwillen abgerechnet, bin ich überzeugt, daß die Herren von Bern um das Wohl von Genf mehr als die Genfer selbst bekümmert gewesen sind, daß sie nichts so sehr als die Hartnäckigkeit der Genfer in der Vertheidigung ihrer Stadt gefürchtet, und daß endlich die Nachricht von der unblutigen Einnahme der Stadt nicht nur in der Stadt Bern, sondern auch im ganzen Kanton eine so große Freude hervor gebracht hat,

als wenn Bern selbst von einem augenscheinlichen Verderben errettet worden wäre. Die Vorwürfe also, welche die Genfer den Bernern machen, sind nicht nur ungerecht, sondern auch undankbar, weil sie gerade ihre größten Wohlthäter treffen. Doch hiervon und von vielen andern Dingen, die Genf angehen, will ich Ihnen umständlicher schreiben, wenn ich alle Nachrichten und Facta, die mir bekannt geworden sind, in Genf geprüft und bewährt habe.

Gleich an dem folgenden Tage nach unserer Ankunft brachen wir Morgens um fünf Uhr wieder von Neufchatel auf. Wir hatten die Absicht, unsern Weg durch das wegen seiner Schönheit und Furchtbarkeit berühmte Val de Ruz zu nehmen, allein wir änderten unsern Entschluß, weil wir hörten, daß wir alsdann Locle nicht ohne einen großen Umweg erreichen würden. Der nächste Weg, den wir wählten, mag weniger schön seyn, ich glaube aber gewiß, daß er viel romantischer als der uns zuerst empfohlne war. So bald man aus dem Thore von Neufchatel heraus kömmt, fängt man an, Berg an zu fahren, und dieß dauert vier Stunden fort, bis man das Wirthshaus à la Tourne erreicht, das beynahe auf dem Rücken des Jura liegt. Die Straße ist fast durchgehends

gemacht, weil sonst der Transport der Waaren, welche die arbeitsamen und kunstreichen Bewohner des Jura brauchen und absetzen, zu hoch kommen würde. So bald die Weinberge aufhörten, stiegen mein Freund Feer und ich aus dem Wagen, und gingen bis nach la Tourne zu Fuße, um die Gegenden desto besser beobachten zu können. Alle Örter, durch welche wir kamen, waren städtisch gebaut, und wurden immer reinlicher, je höher sie lagen. Rechts hatten wir den Jura, und links sahen wir meistens von einer stets zunehmenden Höhe auf die herrlichen Gestade des Neuenburgersees hinab. Am reichsten und ausgedehntesten war die Aussicht, als wir Colombieres gegenüber waren; denn hier hatten wir ein weites, fruchtbares, mit Städten und Dörfern angefülltes Thal zu unsern Füßen. Bald nachher schien es, als wenn wir von aller Gesellschaft von Menschen oder doch von der milden bebauten Natur getrennt werden würden. Der Weg drehte sich auf einmahl rechts, und ging in einen engen Busen des Jura hinein, wo sich nicht allein kein Ausgang, sondern kaum die Möglichkeit eines Ausganges zeigte. An beiden Seiten erhob sich das drohende und mit traurigen Tannen besetzte Gebirge über unsern Häuptern, und links wurden wir von

dem einen Arme desselben durch einen fürchterlichen Abgrund getrennt, an welchem der Weg immer herlief. Hier hörten wir lange nichts als das Geläute von Kühen, die in einer schwindelnden Höhe über uns an einem so steilen Abhange des Jura weideten, daß wir sie für Blendwerke würden gehalten haben, wenn wir sie nicht bald in der Nähe und eine kleine Stunde später eben so tief unter uns gesehen hätten. Als wir in la Tourne ankamen, sehnten wir uns nicht nur nach Ruhe, sondern auch nach stärkender Nahrung, wodurch wir unsere erschöpften Kräfte wieder ersetzen könnten. Wir fanden auch wirklich so herrlichen rothen Neuenburgerwein, so ausgesuchtes Brod und Käse, und besonders so schmackhafte Bergbutter, daß wir unser Frühstück mit keinem Königsmahle vertauscht hätten. Gegen zehn Uhr machten wir uns wieder auf den Weg, mein Freund und ich zu Fuße und meine Frau im Wagen. Von hier an wurden die Straßen zwar weniger steil, aber doch ausgefahrner und holperiger, das Erdreich öder und unbebauter (denn nur selten sah man Getreide, Gärten und Fruchtbäume), und selbst die Wiesen wurden kahler, als ich sie noch in der Schweiz gesehen hatte. Die Dörfer und Häuser aber blieben gleich neu und

zierlich, nur waren die Dächer platter, breiter und mit Schindeln gedeckt, die oft durch Lasten von Steinen nieder gedrückt wurden. Auf dieser Höhe des Jura werden Quellen und Bäche schon selten, und man fängt deßwegen das Regenwasser häufig in kleinen Zisternen auf, in welche es durch Röhren geleitet wird. Wir hofften schon vor Mittage in Locle zu seyn, und unsere Geduld wurde deßwegen nicht wenig geprüft, als wir diesen Ort erst nach ein Uhr zu Gesichte bekamen. So große Hitze und Beschwerlichkeiten wir auch ausgestanden hatten, so versäumten wir doch keinen Augenblick, und besahen während der Zeit, daß unser Mittagsessen zubereitet wurde, die berühmten Mühlen, welche die Gebrüdere Robert in eine Felsenhöhle hinein gebaut haben. Diese Mühlen sind eine kleine halbe Stunde von Locle entfernt, und wir zerflossen fast im Schweiße, als wir vor dem Munde der Felsenhöhle anlangten. Zum großen Glücke war die Luft darin nicht so kalt, als sie in natürlichen Grotten sonst zu seyn pflegt, und wir konnten es also, bald nachdem wir angekommen waren, wagen, das berühmte Werk in der Nähe zu besichtigen. In dieser Absicht legten wir unsere Kleider, die durch Mehl oder die allenthalben herab triefende Feuchtigkeit verdorben worden wä-

ren, ab, und zogen gröbere Kittel an, die man für neugierige Fremde aufbewahrt. Das Werk ist allerdings kühn und bewundernswürdig; allein ich weiß nicht, wie viel ich mußte erwartet haben, daß es meiner Erwartung nicht Genüge that. Der Bach, der alle Triebwerke in Bewegung setzt, war jetzt nur so groß, daß man leicht hätte hinüber springen können; allein er wird bisweilen wüthend, und überschwemmt das ganze niedere Thal, besonders wenn der Schnee auf den obersten Höhen des Jura zu schmelzen anfängt; weßwegen man sich auch durch einen starken Damm gegen seine Gewalt verwahrt hat. Dieser Bach fällt auf drey über einander hangende und in den Felsen befestigte Räderwerke, und stürzt sich zuletzt mit einer furchtbaren Gewalt in einen unergründlichen Schlund, der mit einem eisernen Gitter versehen ist, und sich in der Entfernung von einigen Stunden in der Grafschaft Burgund wieder ausleeren soll. Die beiden ersten Mühlen kann man zwar nicht besehen, ohne sich zu beschmutzen, allein man hat doch nichts zu fürchten, wenn man nur vorsichtig ist, und eine Lampe in der Hand dem Müllerknechte folgt, der gleichfalls mit einer Lampe vorher gehet. Der Gang zum letzten Triebwerke aber, von welchem das Wasser in den Abgrund hinab schießt, ist viel

steiler, enger und beschwerlicher als die beiden ersten, und hier hört man ein so entsetzliches Getöse, daß man auch bey dem heftigsten Schreyen fast kein Wort verstehen kann. So wie die Natur ohne alle Hülfe der Kunst den Bach in den Felsen leitete, so hatte sie auch schon den Felsen selbst ausgehöhlt, und das Hauptwerk des Künstlers bestand darin, daß er die ungeheuern Räder und andere Maschinen in dem Felsen zu befestigen, und an bequemen Orten Lager und Treppen nach seinen Absichten zu sprengen und zu arbeiten wußte. Ich erstaune weniger darüber, daß man ein solches Werk zu Stande gebracht hat, als daß seine Schöpfer auf dem öden kalten Jura geboren worden sind und gelebt haben. Wir kamen erst um halb drey Uhr wieder aus der Mühle heraus, und hatten also weder Zeit noch Kräfte mehr, eine mäßige Anhöhe an der linken Hand zu ersteigen, die uns von Burgund trennte, und von welcher wir eine Aussicht in dieß schöne Land gehabt hätten.

Mit Locle verhält es sich eben so wie mit allen Städten, die sich in der Zeit von einigen Zeugungen ungewöhnlich aufgenommen haben. Man trifft abwechselnd Beweise des neuern Wohlstandes und Reichthums nebst den Denkmahlen der vorigen Armuth

und Einfalt an. Ein Theil der kleinen wenig zierlichen Häuser, die vor den Zeiten der Industrie gebauet wurden, ist noch unverändert; die meisten aber sind neu und schön, und einige so prächtig, als ich sie bisher in der Schweiz nur gesehen habe. Nicht bloß in Locle, sondern auch in der Nachbarschaft werden mit großem Eifer neue Gebäude aufgeführt, und dieses ist sehr natürlich, da das Erbauen und Vermiethen von Häusern eine der vortheilhaftesten Speculationen ist. Häuser, die in diesem reichen Flecken nicht einmahl von der ersten Größe sind, tragen hundert neue Louisd'or oder 2400 fr. Livres Miethe ein, und für zwey mäßige Zimmer mit einer kleinen Küche werden jährlich sieben bis acht neue Louisd'or bezahlt. Wenn man die Menge und Mannigfaltigkeit von reichen Waaren betrachtet, die fast in allen Häusern ausgekramt sind, so sollte man glauben, daß man in einer großen Stadt und noch dazu in der Meßzeit wäre. Auch herrscht hier und in la Chaux de Fonds eben so viel Luxus als in großen Städten, und nicht bloß diese Produkte des Luxus, sondern auch die theure Miethe und Lebensmittel, die fast alle aus dem benachbarten Burgund und Erguel herauf gebracht werden, bezahlen die Einwohner mit den Früch-

ten ihres Genies und ihres Fleißes, die durch die Concurrenz unglaublich wohlfeil werden. So soll man das ganze Werk einer Taschenuhr für weniger als einen Dukaten liefern — ein Preis, dessen Niedrigkeit selbst Genfer in Erstaunen setzt. Man mag aber auch kommen und hinein sehen in welches Haus man will, so ist alles, Mann, Weib und Kinder ohne Unterlaß mit der größten Emsigkeit beschäftigt. Es gibt hier, glaube ich, eben so große Horlogeries oder Niederlagen von Uhren, und nicht minder reiche Großhändler mit dieser Waare als in Paris, London und Genf. Die letztern bezahlen den Künstlern, wenn diese selbst nicht Verlag genug haben, ihre Arbeit, und schicken alsdann goldene und silberne Uhren bey vielen Dutzenden und selbst Tausenden in allen Ländern von Europa umher. Von Locle bis nach la Chaux de Fonds geht eine treffliche Chaussee, die den Jura hinab bis in das Erguel fortgeführt ist. Nie hat mich der Anblick einer Stadt so bezaubert als der von la Chaux de Fonds, wo wir noch frühzeitig genug ankamen, um uns gehörig umsehen zu können. Wir fuhren durch zwey lange Reihen ganz neuer und schöner Häuser von zwey oder drey Stockwerken, die alle wohl geordnete, und meistens mit kleinen

niedlichen Springbrunnen versehene Gärtchen vor sich hatten, und so wohl den Wohlstand als die Kunst der Einwohner verkündigten. Mit solchen Häusern war aber nicht bloß die Straße an beiden Seiten besetzt, sondern auch das ganze Thal übersäet. Diese Häuser, die sich dem Auge ganz und einzeln darbieten, machen einen viel stärkern Eindruck, als wenn sie in einer einzigen Linie zusammen gebaut wären, indem durch den Anblick eines jeden Hauses der Gedanke, daß hier lauter Wohnungen von fleißigen, geistvollen, freyen und glücklichen Menschen sind, erneuert und vervielfältigt wird. Eine gleich große Zahl von Pallästen oder prächtigen Landsitzen, würde mich viel weniger entzückt haben, weil diese höchstens Bewunderung, oft Unwillen oder die traurige Vorstellung erregen, daß sie von ungerechtem Raube oder Gewinn aufgeführt, und Werkstätte oder Sitze von städtischer Üppigkeit und sich selbst marternder langen Weile sind. Dieser ganze neue Anbau, von welchem das ehemahlige Dorf la Chaux de Fonds jetzt gleichsam nur ein Anhang ist, ist erst seit zwanzig oder dreyßig Jahren entstanden, und erweitert sich mit jedem Jahre wie die Industrie der Einwohner.

La Chaux de Fonds liegt fast auf der ober-

sten Fläche des Jura und in einem der höchsten Bergthäler in der ganzen Schweiz, dessen Breite ungefähr drey Viertelstunden betragen mag. Die höchsten Arme des Jura, wovon es eingeschlossen ist, scheinen nicht viel höher als der Heinberg bey Göttingen zu seyn. Wegen der gewaltigen Höhe, auf welcher sie leben, genießen die Einwohner nur vier bis fünf Monathe Sommer, und selbst in der Mitte des Julius, als wir da waren, hatten wir eine so kalte Nacht, daß alle Fenster beschlugen, und wir Federdecken nicht entbehren konnten. Feldfrüchte, Gemüse und Obst gedeihen hier entweder gar nicht, oder die wenigen Arten, die noch einiger Maßen fortkommen, werden schlecht und reifen spät, die Kirschen zum Beyspiele erst im Monath August. Die Einwohner müssen daher fast alle Nothwendigkeiten und Süßigkeiten des Lebens mit großen Kosten aus den niedrigen Gegenden von Frankreich und dem Baslergebiete herauf bringen lassen. Die Wiesen schienen hier fruchtbarer zu seyn, als wir sie in geringeren Höhen des Jura gefunden hatten; doch glaube ich gern, was man den Einwohnern der hohen Bergthäler im Fürstenthume Neuenburg vorwirft, daß sie aus ihrem Lande nicht alles dasjenige ziehen, was sie daraus ziehen könnten, weil

sie durch ihre mechanischen Arbeiten gehindert werden, ihre Wiesen und Felder gehörig zu warten, und diese daher ärmern Leuten überlassen, die zu künstlichern Beschäftigungen kein Geschick oder Lust haben. Der Gasthof zur goldenen Lilie ist groß, reinlich und so schön meublirt als irgend einer, den ich in der Schweiz gesehen habe. Wir wurden hier wie in Locle und im Neuenburgischen überhaupt eben so gut als billig bewirthet.

In der ganzen Schweiz war ich auf die Bekanntschaft von keinem einzelnen Manne begieriger als auf die von Jacques Droz, der selbst in diesen Gegenden der Berühmte und Große genannt wird. Gleich nach unserer Ankunft also war unser erstes Geschäft, ihm unsern Besuch zu machen. Wir fanden ihn aber so wenig als seinen noch genievollern Sohn zu Hause, weil dieser in London arbeitet, und jener nach Biel gereist war, um Verwandte zu besuchen. Es schmerzte mich nicht wenig, daß ich der angenehmen Hoffnung, womit ich mir so sehr geschmeichelt hatte, beraubt wurde, von einem der größten und erfinderischsten Köpfe in Europa die Geschichte seiner bewundernwürdigen Familie und seines merkwürdigen Geburtsorts zu hören. Wenn es mir bloß um den Anblick des außerordentlichen Mannes zu thun

gewesen wäre, so würde ich keine Ursache haben, seine Abwesenheit zu bedauern, weil ich ihm den folgenden Tag auf unserer Rückreise begegnete. Ich hatte große Lust ihn anzureden, wurde aber durch die Furcht der unleidlichen Hitze zurück gehalten, der ich ihn an einem schattenlosen Orte ausgesetzt hätte. Er schien ein starkgliederiger Mann von mittelmäßiger Statur, vollem breiten Gesichte, starken dicken Augenbraunen, und großen schwarzen Augen zu seyn. Sein Gesicht verrieth einem jeden einen Mann von Geist, allein daß er ein so großes Genie sey, hätte ich doch aus seinen Blicken und Zügen nicht errathen. Überhaupt bin ich auf meiner Reise durch viele neue Beyspiele in der Beobachtung bestätigt worden, daß, so wie es Personen gibt, die geistreicher scheinen als sie sind, auch wieder andere gefunden werden, die keine Merkmahle ihrer großen Talente an sich tragen, und daß man also in Gefahr ist, zu irren, wenn man aus der scheinbaren Kraft der Blicke und dem Feuer der Augen auf eine gleiche Energie und Lebhaftigkeit des Genies schließt. Wir verfehlten aber nicht bloß den Schöpfer, sondern auch das größte Werk, an welchem Vater und Sohn, besonders der letztere, gemeinschaftlich gearbeitet haben, und das sich jetzt

in Paris findet, wo es durch einen Ouvrier oder dazu bestellten Mann Liebhabern für Geld gezeigt wird. Dieß Werk soll alles, was man vorher von Automaten gekannt hat, fast eben so sehr übertreffen, als die Arbeiten der größten Künstler die ersten rohen Versuche in dieser Art, und auch den aufmerksamsten Kennern soll der Mechanismus unbegreiflich seyn. Ungeachtet wir aber das wundervollste Meisterstück der Droz nicht sehen konnten, so waren doch Stücke genug vorräthig, die für das erstaunliche Genie des Vaters zeugten, und die uns von einem Gehülfen des letztern mit vieler Gefälligkeit gewiesen wurden. Nach dem, was wir sahen, zu urtheilen, unterscheiden sich die Droz vom Pfarrer Hahn am meisten darin, daß sie mit gleicher Kunst und Erfindung im Wesentlichen mehr Geschmack und Pracht in den Verzierungen verbinden, weßwegen ihre Arbeiten auch mehr als die des erstern in die Augen fallen. Das täuschendste unter allen Werken, was wir fanden, war eine in ihren kleinsten Theilen vollendete Flötenuhr, welche die Gestalt eines kostbaren Vogelbauers hatte, in dessen Boden das Uhrwerk angebracht war. Der auf einer Stange sitzende Kanarienvogel war so vollkommen erhalten, und alle seine Bewegungen, wenn

die Uhr spielte, so lebhaft und natürlich, daß man ihn fast nicht anders als für lebendig halten konnte. In la Chaux de Fonds lebt zwar keiner, der den Droz an Erfindungskraft und Ruhm gleich kommt, aber viele, die ihnen nacheifern, und die berühmtesten Künstler in Paris und London übertreffen. Ist es nicht fast unglaublich, daß in einem abgelegenen und unfruchtbaren Winkel des Jura, wo vor einigen Menschenaltern weder Uhren noch Uhrmacher waren, und wo der Künstler, der die erste Uhr zu Stande brachte, selbst die Werkzeuge dazu erfand, daß in diesem Winkel jetzt die feinsten und künstlichsten Instrumente für alle mechanischen Arbeiter in den Hauptstädten Frankreichs und Englands verfertigt werden? Die Droz und alle übrigen ihnen durch Genie verbrüderten Künstler in den Bergthälern des Jura sind schöpferische oder Originalgenies im strengsten Verstande dieses Worts, und ihre Talente und Arbeiten nicht weniger als die erhabensten Werke der Natur in der Schweiz bewundernswerth. Sie zogen und ziehen noch jetzt ohne fremden Unterricht oder Muster alles aus sich selbst hervor, wenn ihnen aber zu ihren Unternehmungen irgend ein Gehülfe oder Arbeiter fehlt, so scheuen sie keine Kosten, son=

dern lassen ihn für gemeinschaftliche Rechnung aus Paris oder London kommen.

Ich verdenke es einem jeden Reisenden, der in die Schweiz kommt, und die merkwürdigen Gegenden nicht besucht, wo die größten mechanischen Genies aller Zeiten nicht einzeln, sondern haufenweise beysammen wohnen, und wo also Talente dieser Art einheimisch oder natürliche Produkte zu seyn scheinen. So bald man auf die Menge und unerreichbaren Kräfte der Künstler in den gebirgigen Theilen des Fürstenthums Neuenburg aufmerksam geworden ist, so muß man bey einigem Nachdenken nothwendig einen Schritt weiter gehen, und die Ursache dieser höchst merkwürdigen Erscheinung aufsuchen. Meiner Meinung nach kann man von der auffallenden Menge der in Locle und la Chaux de Fonds, auch im Val de Travers und im Val du Lac de Joux sich findenden Künstler keinen andern befriedigenden Hauptgrund angeben, als die diesen höchsten Bergthälern des Jura eigenthümliche feine, und, wenn ich so sagen darf, geistige und beseelende Luft, deren mächtigen Einfluß auf die innerste Organisation des Menschen man nirgends auf eine so unzweydeutige Art bemerkt hat oder bemerken kann. Man durchlaufe das ganze Verzeichniß al-

ler physischen und moralischen Ursachen, von welchen wir annehmen müssen, daß sie so wohl auf die sichtbaren als unsichtbaren Anlagen und Kräfte des Menschen wirken, und man wird gewiß keine einzige finden, wobey man stehen bleiben könnte als bey der Bergluft allein. Religion und Staatsverfassung haben die Bewohner der hohen Bergthäler des Jura mit den übrigen Einwohnern des Fürstenthums und vieler anderer Gegenden der Schweiz gemein; die Nahrungsmittel sind schlecht, oder kommen auch aus solchen Ländern, wo sie keine Kraft in Bildung großer Genies äußern; mildes Klima, fruchtbarer Boden und schöne Natur, deren Einflüssen man mit Recht sehr vieles zuschreibt, sind den Bewohnern des Jura gänzlich versagt; sie leben vielmehr in öden Thälern, die acht Monathe lang von einem beschwerlichen Winter gedrückt werden, und die von der Natur nicht einmahl zu einem beständigen Aufenthalte für Menschen, sondern zu kurzdauernden Weiden für Herden bestimmt zu seyn scheinen. Ihnen blieb vor ihren begünstigten Nachbarn nichts übrig als der Genuß einer reinern Himmelsluft, mit welchem Göttertranke sie aber auch die vorzüglichen Kräfte einsogen, wodurch sie alle schönen und guten Gaben, welche die Natur

glücklichern und reichern Gegenden schenkt, oder der Fleiß des Menschen gewinnt, anschaffen und zugleich lernbegierige Künstler aus allen Völkern Europens an sich ziehen können. Der größte Theil von Arbeitern und selbst Einwohnern in la Chaux de Fonds besteht in Fremden, und man sagt, daß die Hälfte Deutsche seyen. Man hört auch eben so viel deutsch als französisch reden, und zwar das erstere von allen Dialekten. Als wir Abends bey Tische saßen, wurden wir auf eine angenehme Art überrascht: wir hörten unter unsern Fenstern von Handswerksburschen deutsche Kriegslieder singen, in welchen die Tapferkeit der Preußen und Hannoveraner, besonders der letztern, und ihre Thaten gegen die Franzosen gepriesen wurden. Wir konnten es leicht an der Aussprache und am Tone erkennen, daß die Sänger Niedersachsen und zwar Hannoveraner seyn mußten. Es freute mich sehr, daß ein Ort, der allen Gelehrten bekannt zu seyn verdiente, und so wenigen bekannt ist, gemeine Arbeiter aus den entferntesten Gegenden von Deutschland herbey gelockt hatte. Überhaupt sind in der ganzen Schweiz, Genf ausgenommen, die geschicktesten Handwerker und fast alle Gesellen Deutsche, welche man wegen ihres Fleißes und ihrer Reinlichkeit

den Franzosen sehr weit vorzieht. Der Abschied von Handwerksburschen ist in der Schweiz viel feyerlicher als in Deutschland. Wenn sie eine kleine Stadt verlassen, wo sie bisher gearbeitet hatten, so legen sie ihre besten Kleider an, bekränzen ihre Hüte mit Blumen, und singen von eben so geputzten Brüdern begleitet Liebes- oder Abschiedslieder, die von den Schweizern mit vielem Vergnügen gehört werden, weil man die Deutschen für eben so gute Sänger als ehrliche und geschickte Arbeiter hält. In der That scheinen in der deutschen Schweiz nicht bloß die Menschen, sondern auch die Vögel viel weniger musikalisch als in Deutschland zu seyn. Uns war es wenigstens auffallend und selbst traurig, daß alle die schönen Wälder, durch welche wir kamen, so verlassen und einsam waren, und daß wir nicht ein einziges Mahl solche vollstimmige Concerte als in den deutschen Wäldern, nicht einmahl den Gesang einer Nachtigall hörten.

Daß die reine Bergluft die Schöpferinn der bewunderungswürdigen Künstler sey, die auf den nackten und beynahe höchsten Gipfeln des Jura wohnen, läßt sich um desto weniger bezweifeln, da man in der Schweiz überhaupt beobachtet hat, und es fast eine allgemein anerkannte Wahrheit ist, daß die

so genannten Oberländer, oder die Hirten auf den hohen Alpen so wohl im Berner Gebiete als auch in andern Kantonen viel geistreicher und aufgelegter zu Künsten und Wissenschaften als die Bewohner der niedrigen und fruchtbaren Thäler seyn. In dem bernischen Oberlande ist es nichts seltenes, Hirten zu finden, die eine Sammlung der besten philosophischen und mathematischen Werke haben, und den ganzen Winter, wenn ihre Herden und Hirtengeschäfte ruhen, mit Lesen oder eigenen Untersuchungen und künstlichen Arbeiten zubringen. Wahrscheinlich würden mechanische Künstler in dem Oberlande nicht seltener als in den höchsten Thälern des Fürstenthums Neuenburg seyn, wenn nicht die bernischen Hirten so reich wären, daß sie sich mit Künsten und Wissenschaften mehr zum Vergnügen, als aus Noth oder um Vortheile daraus zu ziehen, abgeben.

Wenn man den Jura von der Seite von Neufchatel hinauf und an der andern Seite ins Erguel hinab fährt, so kann man auf eine gewisse Art die Grade der Wirksamkeit der Bergluft und das Genie der Jurabewohner wahrnehmen und bestimmen. So weit Weinberge und Winterfrüchte gebauet werden, sieht man noch keine Uhrmacher oder

Spitzenwirkerinnen, wo aber fast alle ländliche Industrie aufhört, da fängt die mechanische und künstliche an. Doch hat unter allen den Dörfern, die an den Abhängen des Jura liegen, noch kein einziges Künstler vom ersten Range oder große Erfinder, sondern nur geschickte und fleißige Arbeiter und Nachahmer hervor gebracht. Die schöpferischen Genies werden nur allein auf den obersten und unfruchtbarsten Höhen des Jura in Locle und la Chaux de Fonds gebildet. Eben diese Bemerkung gilt auch von der andern gebirgigen Hälfte des Fürstenthums Neufchatel, wo die großen Meister nur allein in den Dörfern Couvet, Travers und andern benachbarten Orten, die gleichfalls in einem hohen Bergthale, wiewohl nicht so hoch als Locle und la Chaux de Fonds liegen, geboren wurden; alle Dörfer aber, die sich zwischen Neufchatel und den eben genannten Örtern finden, haben nie etwas mehr als geschickte Arbeiter (ouvriers) erzeugt. Dieser große Unterschied im Reichthume des Genies, den man in den Bewohnern der höchsten und minder hohen Gegenden des Jura bemerkt, widerlegt auch die Vermuthung derjenigen, welche glauben, daß Noth und Bedürfniß allein die Künstler des Jura gebildet habe. Noth und

Armuth bringt zwar, wiewohl auch nicht immer, Fleiß und Arbeiter, aber keine Erfinder hervor. Denn wenn Noth allein die Mutter großer Künstler wäre, warum hätten dann auch nicht die Heiden in Deutschland oder andern Ländern ihre Droz, Roberts u. s. w. aufzuweisen?

Die reinere Luft, welche das ehrwürdige Haupt des Jura umfließt, schafft und entfaltet nicht bloß ungewöhnliche Talente, sondern erzeugt auch schönere und edlere Formen, als man in den tiefern Thälern sieht. Schon in Neufchatel fanden wir schöneres Blut als in der deutschen Schweiz. Die Bildungen, besonders weiblicher Körper und Gesichter wurden immer feiner, je höher wir den Jura hinan kamen, und am feinsten waren sie unserm Bedünken nach in la Chaux de Fonds. Auch in der übrigen Schweiz bringen die Berge schönere Menschen als die niedrigen Gegenden hervor, und dieß hindert mich, der Vermuthung des Herrn von Saussure beyzutreten, welcher glaubt, daß die Luft in den großen Thälern, in welchen die schweizerischen Städte liegen, vielleicht gesünder als auf den hohen Bergen sey. Die weibliche Kleidung im Fürstenthume Neufchatel hat nichts schweizerisches oder eigenthümliches, sondern ist der französischen

oder deutschen ähnlich, und steht besser als die Tracht der bernischen Bäuerinnen.

Es that uns Leid, daß unsere Umstände uns nicht erlaubten, in la Chaux de Fonds noch länger zu bleiben, und die übrigen Merkwürdigkeiten und vorzüglichen Künstler in Muße zu sehen und zu besuchen. Ich reiste aber mit dem festen Vorsatze ab, noch ein Mahl wieder zu kommen, welches so gar schwer nicht ist, da man la Chaux de Fonds von Nidau aus in einem einzigen Tage erreichen kann. Vom ersten Orte hat man, wenn man in die Landschaft Erguel hinab will, nur noch eine kleine und nicht sehr steile Erhöhung des Jura vor sich. Wenn man aber diese einmahl erstiegen hat, so geht oder fährt man zehn Stunden hinter einander beständig und zwar Anfangs auf steilen, aber schön gemachten Wegen abwärts, den Weg über den Bielerberg ausgenommen, der durch einen Einschnitt in den Jura läuft, und bey weitem nicht so hoch als das Gebirge selbst ist. Von la Chaux de Fonds aus trifft man alle halbe oder gar Viertelstunden wohlhabende und städtische Dörfer an, in welchen gleichfalls Uhrmacher und Spitzenwirkerinnen wohnen. Als wir in das fruchtbare Erguel herab kamen, das zwar keinen Wein, aber die schönsten Feldfrüchte trägt,

weideten wir unsere Augen an den fetten Fluren und Wiesen, als wenn wir ihres Anblicks eben so viele Monathe beraubt gewesen wären, als wir uns nur Tage von ihnen entfernt hatten: so sehr waren unsere Augen durch die Einförmigkeit der Weinberge gesättigt, und durch die kahlen Thäler und Seiten des Jura ermüdet. Wir kehrten den Mittag in Courtelari ein, wo wir in dem Gasthofe zur Lilie eben so gut als in den Gasthöfen gleiches Nahmens in Locle und la Chaux de Fonds bewirthet wurden, ungeachtet diese Straße nicht sehr besucht werden kann. Der Bellelay-Käse, den wir hier zum ersten Mahle aßen, und das so genannte wälsche Hammelfleisch von den Höhen des Jura, die dem Bischofe von Basel oder der Abtey Bellelay gehören, hatten einen eben so eigenthümlichen Wohlgeschmack als die Butter in la Tourne oder der Honig in la Chaux de Fonds. Von Courtelari an wird das Thal immer enger, bis zwey bey Sonceboz sich begegnende Ketten so nahe zusammen rücken, daß nur eben Raum genug für die Schüß, die das ganze St. Imberthal durchströmt, und die bequeme Straße bleibt, welche der Bischof von Basel durch diesen Theil des St. Imberthals und das ganze Münsterthal angelegt hat. Ungeachtet

dieser Weg bis auf die Anhöhe vor Biel mit mehrern andern Wegen in der Schweiz in Ansehung der romantischen Situationen nicht zu vergleichen seyn soll, so gestehe ich doch, daß ich bisher keinen so wilden und feyerlichen gesehen habe. Man ist an beiden Seiten von den ungeheuern Armen des Jura so enge eingeschlossen, daß wir Nachmittags um fünf Uhr bey dem heitersten Himmel nicht mehr Licht hatten, als man in großen Ebenen kurz nach Untergang der Sonne zu haben pflegt. Über dieß sind die Seiten des Gebirges fast durchgehends mit Tannen bewachsen, und scheinen um desto höher und größer, weil man sie besonders rechts von ihren Wurzeln an bis zu den Gipfeln übersehen kann, ohne daß die obern Theile durch die niedrigern bedeckt würden. In diesem engen Trichter oder Bergthale sind zwey bis drey Stellen besonders merkwürdig. Die erste ist nicht weit vom Eingange, wo drey bis vier hundert Schuh hohe Felspyramiden auf einander gethürmt sind, auf deren Absätzen und Zwischenräumen mittelmäßige Tannen stehen, wodurch diese Gruppe außerordentlich mahlerisch wird. Noch furchtbarer sind die Felswände oder Massen, die man bey dem Eisenhammer sieht, welcher an der Schüß angelegt ist; doch machten weder die letztern,

noch die erstern auf mich einen so starken Eindruck als die unersteigliche Felsmauer, von welcher ich Ihnen in einem meiner vorhergehenden Briefe schrieb, daß man sie von Nidau aus wahrnehmen könne. Weil die Breite des Weges gegen die entsetzliche Höhe dieser senkrechten Felswand ganz verschwindet, so ist es nicht bloß, als wenn die Felsmauer über dem Wege hinge, oder den Einfall drohte, sondern als wenn sie wirklich schon im Fallen wäre, und den Weg und alle, die sich auf demselben fänden, zerschmettern wollte. Nicht das erste Mahl allein, sondern so oft ich hinan blickte, wurden meine Augen trübe, und mir selbst fing an zu schwindeln, wozu ich sonst gar nicht geneigt bin. Hier hörten wir auch das Geschrey von Adlern, die in ihren Lagern wahrscheinlich niemahls von Menschen werden gestört werden. Die Felsen am Wege, die man oft um des letztern willen gesprengt oder weggeräumt hat, sind in Ansehung ihrer Lagen, glaube ich, noch mehr als in Ansehung ihres Stoffes verschieden. Viele oder vielleicht die meisten sehen blätterichten, leicht von einander zu trennenden Schiefern gleich, andere hingegen sind wie künstlich gearbeitete Quaderstücke nach unregelmäßigen Richtungen durchschnitten. Die Schauspiele, welche die Schüß

verschafft, sind noch mannigfaltiger, als welche der Jura darbietet; denn bald fließt sie ruhig und ohne alles Geräusch an dem Fuße des Wanderers hin, und an einer dieser Stellen besinne ich mich, daß man eine Gondel unterhielt; an andern Stellen und oft nur in der Entfernung von wenigen Schritten stürzt sie schäumend über Felsstücke und herabgefallene Bäume hin, die sie in ihrem Laufe aufhalten. Oft hört man nur ihr dumpfes Gebrülle aus einer unabsehlichen Tiefe herauf, ohne daß das schärfste Auge und selbst die Strahlen der Sonne ihr unzugängliches und mit dem dicksten Gesträuche überschattetes Bett durchdringen könnten. An solchen Stellen, wo man gräßliche Abgründe zur Seite hat, ist der Rand der Chaussee mit einem festen Geländer besetzt. Durch diese Schutzwehr werden Reisende nicht nur gegen einen jeden Zufall, der ihnen mit ihrem Wagen oder Pferden begegnen könnte, gesichert, sondern es werden dadurch auch Trunkene von einem gefährlichen Sturze bewahret. An den letzten Nutzen würde ich nicht gedacht haben, wenn mir nicht ein taumelnder Arbeiter aus Ilsingen begegnet wäre, der entweder, weil er die Gefahr nicht merkte, oder weil er seinen Zustand verbergen wollte, immer an der rechten Seite des We-

ges ging, wo ein unglücklicher Tritt ihn auf einmahl in eine Tiefe hätte hinab werfen können, die ihn gewiß eben so wenig als das Reich der Schatten wieder würde entlassen haben.

Weil die Luft so heiter war, als sie auch an schönen Sommertagen selten zu seyn pflegt, und ich also hoffen konnte, daß ich die von der untergehenden Sonne vergoldeten Schneeberge in ihrer größten Herrlichkeit sehen würde, so eilte ich die letzte halbe Stunde, so sehr ich konnte, um aus den finstern Mauern des Jura heraus zu kommen, und eine freye Aussicht auf die Schneegebirge zu erhalten. Ich war auch so glücklich, den Ausgang des engen Bergthals zu rechter Zeit zu erreichen, und konnte also von einer Höhe, welche mir die Schneeberge bis an ihre Füße zeigte, alle die Schauspiele und unerwarteten Verwandlungen beobachten, welche die immer tiefer sinkende Sonne an den majestätischen Alpen hervor brachte. Als ich die Schneeberge zuerst erblickte, glänzten sie im weißlichen Schimmer der höhern Sonne, von welcher noch die ganze Landschaft vor mir erleuchtet wurde; es dauerte aber nicht lange, so senkten sich die niedrigern Thäler, Hügel und Berge in dunkle Schatten, und die Schneegebirge allein kleideten sich in ei-

nen Mantel von hohem rosenfarbenen Lichte, über welchen das menschliche Auge nichts milderes sehen und die kühnste Phantasie nichts prächtigeres erdichten kann. Bald nachher wurden auch die Füße der höchsten Gebirge und ihrer kleinern Nachbarn in tiefe Nacht gehüllt, deren Finsterniß den rosenfarbenen Glanz erhöhte, womit die Häupter der erstern umstrahlt waren. In diesen Augenblicken, in welchen außer den erhabensten Spitzen das ganze übrige Land mit Nacht bedeckt war, schienen mir die erleuchteten Gipfel einige Mahle viel tiefer als sonst und zugleich so nahe zu seyn, als wenn sie das nächste Thal begrenzt hätten. Endlich wurde der Lichtkranz, mit welchem nur noch das Wetterhorn und die Jungfrau geschmückt waren, immer kleiner, matter und bläulicher, bis er zuletzt in eben die Finsterniß verschwand, die sich schon eine halbe Stunde in den tiefern Gründen gelagert hatte.

Weil ich im Begriffe bin, morgen nach Bern abzureisen, und mit meiner Frau und meinem Freunde Herrn Prof. Abel aus Stuttgard in die Gletscher, und mit dem letztern in die kleinen Kantone zu gehen, so sinne ich umher, ob ich nicht noch eines oder das andere über Bern, was Sie interessiren könnte, vergessen habe. Ich finde aber nur noch

zweyerley: die Sprache und die Preise der Dinge. Von der ersten will ich so lange schweigen, bis ich sie mit den Dialekten in den kleinen Kantonen werde vergleichen können. Über den letztern Punkt will ich Ihnen so viele Data mittheilen, als Sie brauchen werden, um selbst ein Urtheil zu fällen.

Die Schweiz (denn was ich in Bern bemerkt und gehört habe, gilt mit kleinen Veränderungen auch von den übrigen Kantonen) die Schweiz also steht mit Recht in dem Rufe, daß der Aufenthalt darin viel theurer als in Deutschland sey, und Montesquieu sagte richtig, daß die Natur durch die Unfruchtbarkeit und Lage ihres Landes den Schweizern schon so schwere Taxen aufgelegt habe, daß sie nicht viele andere mehr tragen könnten. Unter den Nothwendigkeiten des Lebens sind nur allein Wein und Holz wohlfeiler als bey uns. Den Preis des erstern habe ich Ihnen schon zu einer andern Zeit gemeldet; vom letztern kostet die Klafter in Nidau nur eine halbe Caroline und in Bern zwanzig Batzen mehr. Von den übrigen zum menschlichen Leben unentbehrlichen Dingen haben nur noch wenige denselbigen Preis, wofür man sie bey uns kauft; alle andern sind viel theurer. Das erstere gilt von Eyern, Milch und Butter, das letztere von Brot,

Salz, Fleisch, Geflügel, Lichtern, Seife und selbst von Fischen, so reich auch die Schweiz an Seen ist. Von weißem Brote kostet das Pfund 2 Batzen, Rind- Hammel- und Kalbfleisch Jahr aus Jahr ein sieben Kreuzer, Schweinefleisch 10 Kreuzer, ein Paar junge Hähne 4 bis 6 Batzen, junge Tauben vier bis fünf, ein Pfund Lichter auch fünf, Seife aber 6 Batzen und ein Pfund Salz zu 17 Unzen gerechnet 3½ Kreuzer. Bey dem letztern müssen selbst solche Ausländer, die nicht in die Schweiz kommen, die Theuerung in diesem Lande am meisten entgelten, weil das Salz in so großer Menge zu den Käsen gebraucht wird. Den Käse habe ich nicht zu den Nothwendigkeiten des Lebens gerechnet, ungeachtet er hier zur täglichen Nahrung gehört, und der Glarner Schabziger selbst zum Frühstücke gegeben wird. Das Pfund von gutem Emmethaler Käse kostet auf der Stelle vier Batzen, andere noch geschätztere Arten, wie Bellelay, Sanen und Urseler Käse sind viel theurer. In Bern ist der Gesindelohn und die Häusermiethe höher als in Göttingen. Einem Mädchen bezahlt man jährlich 18 und mehrere große Thaler, oder 28 und mehr Thaler nach unserm Gelde, und für 150 Thaler kann man keine so große und bequeme Wohnung

als bey uns haben. Von allen Gewürz- und Krämerwaaren ist der Reis, glaube ich, die einzige, die nicht theurer oder gar wohlfeiler als in Göttingen ist, weil man sie aus der ersten Hand aus Italien bekommt. Alle andern Gewürzwaaren sind wegen des schweren Transports auf der Axe theurer als bey uns. Weil die Lebensmittel so kostbar, und die Handwerksleute im Ganzen nicht so fleißig sind als in Deutschland, so kann man leicht vermuthen, daß ihre Arbeit auch theurer als bey uns seyn müsse, und dieser hohe Arbeitslohn ist es auch, der die deutschen Handwerksbursche in so großer Menge in die Schweiz lockt. Unter den Fabrikwaaren sind nur allein Bänder, ungedruckte Kattune und einige leichte seidene Zeuge wohlfeiler als bey uns, die Leinwand hingegen, so viel deren auch im Lande gemacht wird, hat mit der deutschen einerley Preis, welches man auch von französischen Seidenwaaren sagen kann. Die Tücher endlich und mehrere andere englische, deutsche und niederländische Waaren sind viel theurer, einige fast noch ein Mahl so theuer als bey uns.

Aus den kleinen Kantonen werde ich Ihnen schwerlich schreiben, weil das Postwesen darin noch nicht so gut als in den größern eingerichtet ist; Sie sollen aber nichts dabey

verlieren, weil ich ein sehr genaues Tagebuch halten werde. Das Andenken an Sie und meine übrigen Freunde wird mich nicht verlassen, ich mag an dem Rande von Gletschern umher kriechen, oder die höchsten Berge ersteigen, u. s. w.

Nidau am 20. Jul.

Siebenter Brief.

Bern am 23. Jul. 1783.

Liebster Freund!

Ungeachtet ich voraus sehe, daß ich diesen Brief erst in drey oder vier Wochen abschicken werde (denn ich denke den Gotthard hinab zu steigen, und die italiänischen Vogteyen und selbst Meiland zu besuchen), so will ich doch ein jedes freyes Stündchen dazu nützen, alles Merkwürdige, was mir aufstößt, für Sie und meine übrigen Freunde sogleich aufzuschreiben, weil sich sonst meine Beobachtungen zu sehr anhäufen, und in diesem Gedränge manche wahrscheinlich sich verlieren würden.

Als wir vorgestern von Nidau nach Bern

reisten, dachten wir nicht, daß wir noch heute hier seyn würden; allein Bern übt auf uns eine unsichtbare und unwiderstehliche Zauberkraft aus. Wenn wir einmahl da sind, so finden sich immer angenehme Hindernisse, die uns aufhalten. Doch haben die Erkundigungen, die Herr Professor Abel und ich vor unserer Abreise in die kleinen Kantone von erfahrnen Personen einziehen wollten, uns viel mehr Zeit gekostet, als wir uns vorgestellt hatten. Diese Erkundigungen, die man in keiner Reisebeschreibung und Geographie der Schweiz findet, und nichts desto weniger für einen Reisenden höchst wichtig sind, bestehen hauptsächlich in den Fragen: wie man eine jede Tagereise einrichten, wo und unter welchen Bedingungen man Führer oder Begleiter findet, und wo man an einem jeden Orte einkehren solle: welche Gegenstände man vorzüglich zu beobachten, an welche Personen man sich zu wenden, und wie man sich allenthalben, besonders gegen Wirthe, zu betragen habe; wie viel Wäsche, Kleidungsstücke und andere Bequemlichkeiten und Nothwendigkeiten man mitnehmen müsse, u. s. w.

Es ist allerdings rathsam, auf dieser Fußreise sich mit so wenigem Gepäcke als nur möglich zu beschweren, und mein Freund

und ich haben daher alle unsere Habseligkeiten in ein kleines Felleisen zusammen gepackt. Wäsche, Strümpfe und starke so wohl als bequeme Schuhe sind die Hauptstücke, womit man sich versehen muß. Einer unserer gütigen Freunde hat uns auch einen Vorrath von Chokolade und Kirschwasser mitgegeben. Das letztere empfiehlt man auf Bergreisen vorzüglich, weil nichts die verlornen Kräfte so schnell herstellen, und wenn es mit Wasser vermischt ist, so angenehm und gefahrlos kühlen soll. Auf Reisen nimmt man es in flachen umflochtenen Bouteillen mit, die ungefähr ein Quartier halten mögen.

Zu den Nothwendigkeiten einer Bergreise rechnet man auch den so genannten Alpenstock, oder einen hohen, glatten und einige Finger dicken Stecken, der unten mit einem spitzigen und starken Eisen versehen ist, damit man ihn desto leichter in einen harten und steinigen Boden hinein treiben und sich daran halten könne. Alle meine Freunde wünschen mir Glück dazu, daß ich die Reise in die kleinen Kantone nicht in zu großer Gesellschaft mache, weil man alsdann in Gefahr sey, in manchen Wirthshäusern keine Betten zu bekommen, oder von den Wirthen, die zu große Haufen von Reisenden

und die damit verbundenen Beschwerlichkeiten scheuen, abgewiesen zu werden.

Unterseen am 24. Jul. Nachmittags um 1½ Uhr.

So eben bin ich hier angelangt, und habe außer unserem Schiffer, der uns als Begleiter durch die kleinen Kantone führen wird, auch gleich einen Fuhrmann bedungen, der uns auf einem kleinen Leiterwagen von hier bis Lauterbrunnen und Grindelwald, und dann meine Frau von dem letztern Orte nach Unterseen zurück bringen soll. Während daß unser ehrlicher Schweizer (denn dieß scheint er zu seyn) füttert und anspannt, will ich Ihnen unsere heutige Reise beschreiben, wenn es mir anders der Jubel der Soldaten aus dem Oberlande erlaubt, die von Genf zurück gekommen sind, und in unserem Wirthshause mit ihren Freunden und Verwandten auf ihre glückliche Zurückkunft trinken.

Wir fuhren heute Morgen schon vor vier Uhr von Bern ab, und legten die drey Meilen bis Thun in weniger als vier Stunden Zeit zurück. In der ganzen Schweiz haben wir keine schönere Wege und kein so fruchtbares oder besser bebautes Land als zwischen

Bern und Thun gefunden. Felder und Wiesen sind gewöhnlich mit grünen Hecken eingefaßt, und mit herrlichen Obst- besonders Kirschbäumen bepflanzt, mit welchen letztern auch ein großer Theil der Chaussee an beiden Seiten besetzt ist. Den Wohlstand der Einwohner beweisen die häufigen Dörfer, die im ganzen Kanton Bern, so weit wir ihn bereist haben, nicht so reich an neuen und netten Häusern sind. Diese Häuser scheinen nicht nur geräumig, sondern auch bequem zu seyn, selbst alsdann, wenn die Wände von Brettern aufgeführt und die Dächer mit Schindeln gedeckt sind. Nichts ist auffallender als der Unterschied zwischen den hölzernen Wohnungen, die man diesseits des Thunersees und jenseit desselben, besonders in Unterseen, antrifft. Die erstern sind groß, wohl unterhalten, und haben so wohl an der Erde als im zweyten Stocke bequeme Zimmer; die andern sind meistens kleiner, niedriger, schmutziger und mit Splittern von Holz bedeckt, die von großen unordentlichen Haufen von Steinen niedergedrückt werden. Nahe vor Thun sahen wir zuerst ganze Herden von dem großen so genannten Schweizerviehe, das sich in den niedrigen Gegenden der Schweiz eben so wenig findet oder erhält als in Deutschland oder in andern fla-

und die damit verbundenen Beschwerlichkeiten scheuen, abgewiesen zu werden.

Unterseen am 24. Jul. Nachmittags um 1½ Uhr.

So eben bin ich hier angelangt, und habe außer unserem Schiffer, der uns als Begleiter durch die kleinen Kantone führen wird, auch gleich einen Fuhrmann bedungen, der uns auf einem kleinen Leiterwagen von hier bis Lauterbrunnen und Grindelwald, und dann meine Frau von dem letztern Orte nach Unterseen zurück bringen soll. Während daß unser ehrlicher Schweizer (denn dieß scheint er zu seyn) füttert und anspannt, will ich Ihnen unsere heutige Reise beschreiben, wenn es mir anders der Jubel der Soldaten aus dem Oberlande erlaubt, die von Genf zurück gekommen sind, und in unserem Wirthshause mit ihren Freunden und Verwandten auf ihre glückliche Zurückkunft trinken.

Wir fuhren heute Morgen schon vor vier Uhr von Bern ab, und legten die drey Meilen bis Thun in weniger als vier Stunden Zeit zurück. In der ganzen Schweiz haben wir keine schönere Wege und kein so fruchtbares oder besser bebautes Land als zwischen

Bern und Thun gefunden. Felder und Wiesen sind gewöhnlich mit grünen Hecken eingefaßt, und mit herrlichen Obst- besonders Kirschbäumen bepflanzt, mit welchen letztern auch ein großer Theil der Chaussee an beiden Seiten besetzt ist. Den Wohlstand der Einwohner beweisen die häufigen Dörfer, die im ganzen Kanton Bern, so weit wir ihn bereist haben, nicht so reich an neuen und netten Häusern sind. Diese Häuser scheinen nicht nur geräumig, sondern auch bequem zu seyn, selbst alsdann, wenn die Wände von Brettern aufgeführt und die Dächer mit Schindeln gedeckt sind. Nichts ist auffallender als der Unterschied zwischen den hölzernen Wohnungen, die man diesseits des Thunersees und jenseit desselben, besonders in Unterseen, antrifft. Die erstern sind groß, wohl unterhalten, und haben so wohl an der Erde als im zweyten Stocke bequeme Zimmer; die andern sind meistens kleiner, niedriger, schmutziger und mit Splittern von Holz bedeckt, die von großen unordentlichen Haufen von Steinen niedergedrückt werden. Nahe vor Thun sahen wir zuerst ganze Herden von dem großen so genannten Schweizerviehe, das sich in den niedrigen Gegenden der Schweiz eben so wenig findet oder erhält als in Deutschland oder in andern fla-

und die damit verbundenen Beschwerlichkeiten scheuen, abgewiesen zu werden.

Unterseen am 24. Jul. Nachmittags um $1\frac{1}{2}$ Uhr.

So eben bin ich hier angelangt, und habe außer unserem Schiffer, der uns als Begleiter durch die kleinen Kantone führen wird, auch gleich einen Fuhrmann bedungen, der uns auf einem kleinen Leiterwagen von hier bis Lauterbrunnen und Grindelwald, und dann meine Frau von dem letztern Orte nach Unterseen zurück bringen soll. Während daß unser ehrlicher Schweizer (denn dieß scheint er zu seyn) füttert und anspannt, will ich Ihnen unsere heutige Reise beschreiben, wenn es mir anders der Jubel der Soldaten aus dem Oberlande erlaubt, die von Genf zurück gekommen sind, und in unserem Wirthshause mit ihren Freunden und Verwandten auf ihre glückliche Zurückkunft trinken.

Wir fuhren heute Morgen schon vor vier Uhr von Bern ab, und legten die drey Meilen bis Thun in weniger als vier Stunden Zeit zurück. In der ganzen Schweiz haben wir keine schönere Wege und kein so fruchtbares oder besser bebautes Land als zwischen

Bern und Thun gefunden. Felder und Wiesen sind gewöhnlich mit grünen Hecken eingefaßt, und mit herrlichen Obst- besonders Kirschbäumen bepflanzt, mit welchen letztern auch ein großer Theil der Chaussee an beiden Seiten besetzt ist. Den Wohlstand der Einwohner beweisen die häufigen Dörfer, die im ganzen Kanton Bern, so weit wir ihn bereist haben, nicht so reich an neuen und netten Häusern sind. Diese Häuser scheinen nicht nur geräumig, sondern auch bequem zu seyn, selbst alsdann, wenn die Wände von Brettern aufgeführt und die Dächer mit Schindeln gedeckt sind. Nichts ist auffallender als der Unterschied zwischen den hölzernen Wohnungen, die man diesseits des Thunersees und jenseit desselben, besonders in Unterseen, antrifft. Die erstern sind groß, wohl unterhalten, und haben so wohl an der Erde als im zweyten Stocke bequeme Zimmer; die andern sind meistens kleiner, niedriger, schmutziger und mit Splittern von Holz bedeckt, die von großen unordentlichen Haufen von Steinen niedergedrückt werden. Nahe vor Thun sahen wir zuerst ganze Herden von dem großen so genannten Schweizerviehe, das sich in den niedrigen Gegenden der Schweiz eben so wenig findet oder erhält als in Deutschland oder in andern fla-

und die damit verbundenen Beschwerlichkeiten scheuen, abgewiesen zu werden.

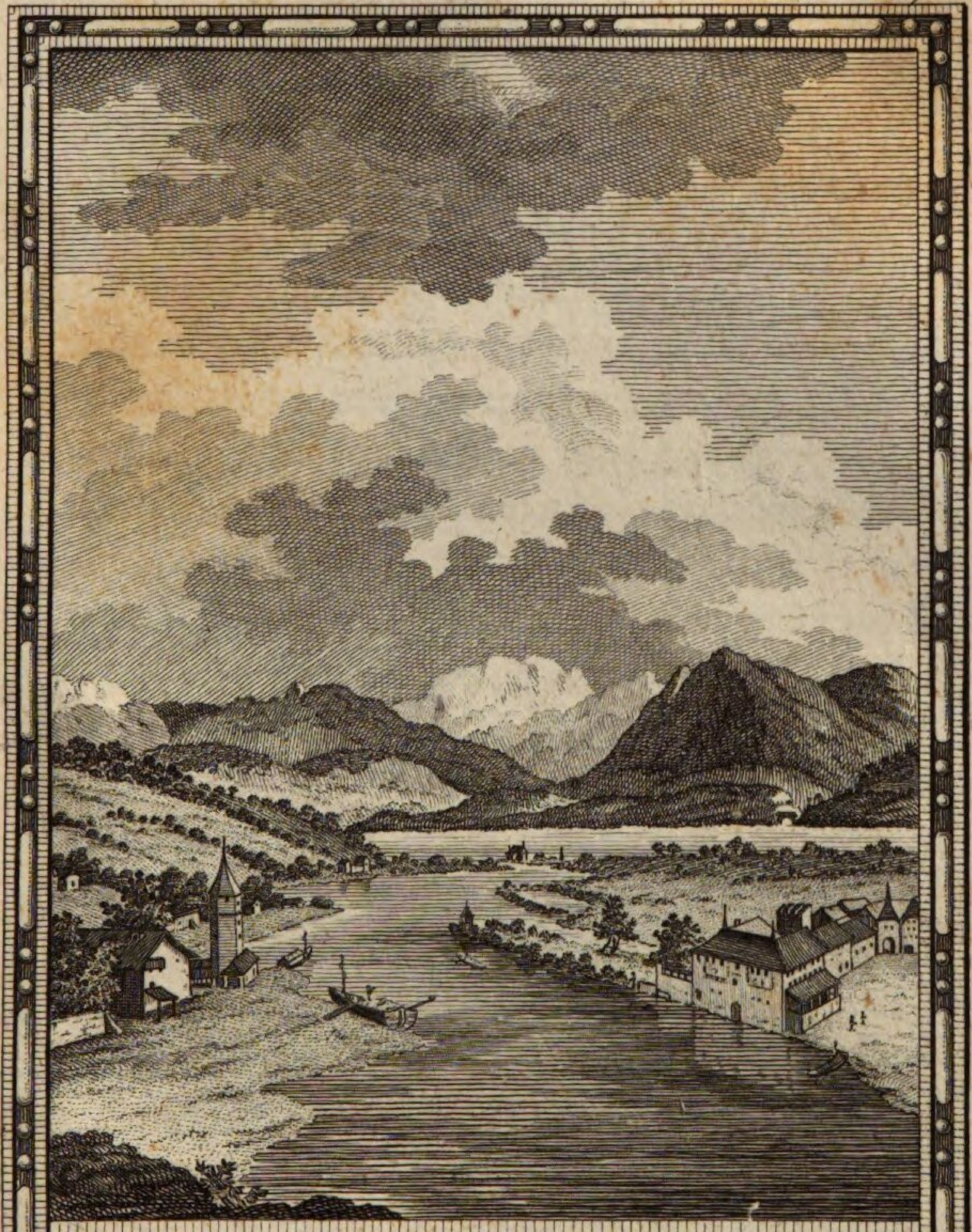
Unterseen am 24. Jul. Nachmittags um 1½ Uhr.

So eben bin ich hier angelangt, und habe außer unserem Schiffer, der uns als Begleiter durch die kleinen Kantone führen wird, auch gleich einen Fuhrmann bedungen, der uns auf einem kleinen Leiterwagen von hier bis Lauterbrunnen und Grindelwald, und dann meine Frau von dem letztern Orte nach Unterseen zurück bringen soll. Während daß unser ehrlicher Schweizer (denn dieß scheint er zu seyn) füttert und anspannt, will ich Ihnen unsere heutige Reise beschreiben, wenn es mir anders der Jubel der Soldaten aus dem Oberlande erlaubt, die von Genf zurück gekommen sind, und in unserem Wirthshause mit ihren Freunden und Verwandten auf ihre glückliche Zurückkunft trinken.

Wir fuhren heute Morgen schon vor vier Uhr von Bern ab, und legten die drey Meilen bis Thun in weniger als vier Stunden Zeit zurück. In der ganzen Schweiz haben wir keine schönere Wege und kein so fruchtbares oder besser bebautes Land als zwischen

Bern und Thun gefunden. Felder und Wiesen sind gewöhnlich mit grünen Hecken eingefaßt, und mit herrlichen Obst- besonders Kirschbäumen bepflanzt, mit welchen letztern auch ein großer Theil der Chaussee an beiden Seiten besetzt ist. Den Wohlstand der Einwohner beweisen die häufigen Dörfer, die im ganzen Kanton Bern, so weit wir ihn bereist haben, nicht so reich an neuen und netten Häusern sind. Diese Häuser scheinen nicht nur geräumig, sondern auch bequem zu seyn, selbst alsdann, wenn die Wände von Brettern aufgeführt und die Dächer mit Schindeln gedeckt sind. Nichts ist auffallender als der Unterschied zwischen den hölzernen Wohnungen, die man diesseits des Thunersees und jenseit desselben, besonders in Unterseen, antrifft. Die erstern sind groß, wohl unterhalten, und haben so wohl an der Erde als im zweyten Stocke bequeme Zimmer; die andern sind meistens kleiner, niedriger, schmutziger und mit Splittern von Holz bedeckt, die von großen unordentlichen Haufen von Steinen niedergedrückt werden. Nahe vor Thun sahen wir zuerst ganze Herden von dem großen so genannten Schweizerviehe, das sich in den niedrigen Gegenden der Schweiz eben so wenig findet oder erhält als in Deutschland oder in andern fla-

chen Ländern. Einer der angesehensten deutschen Fürsten kaufte hier vor einigen Jahren selbst eine beträchtliche Menge der schwersten Kühe auf, und bezahlte das Stück mit zwanzig bis vier und zwanzig neuen Louisd'or. So wie wir uns Thun näherten, wurden die Kröpfe häufiger und größer, und einige Mahle sahen wir zwergartige Kinder mit so ungeheuern Auswüchsen und Kröpfen, daß ich glaube, daß sie den wallisischen Cretins nicht viel nachgeben. Die Stadt Thun ist noch elender bebaut, als ich es wegen ihrer reichen Gemeinheiten und drückenden Gilden vermuthet habe. Als wir im Wirthshause abstiegen, war das Schiff, das uns über den See setzen sollte, und das Mittagsessen, welches wir während der Fahrt verzehren wollten, schon bereit, weil ein guter Freund aus Bern sich die Mühe genommen hatte, alles zum voraus zu bestellen. Wir hätten also ohne Verzug ins Schiff steigen können, wenn wir nicht noch auf die so sehr gerühmte Aussicht vom Kirchhofe in Thun neugierig gewesen wären. Dieser Kirchhof liegt viel höher als die Stadt, und man muß eine große Zahl von Stufen steigen, ehe man hinauf kommt. Die Aussicht von dieser Höhe hat mir aber nicht so prächtig oder merkwürdig geschienen, als ich dieselbe hatte



Aussicht auf den Thuner-See.

S. sc.

beschreiben hören. Sie unterscheidet sich von der, die man auf den Spaziergängen in Bern hat, nur darin, daß man die Schneeberge näher, und von der auf dem See dadurch, daß man mehrere Berge, oder doch mehrere Theile derselben übersieht. Weit interessanter fand ich die Lage des Schlosses Spiez, welches vormahls der Bubenbergischen und jetzt der Erlachischen Familie gehört *). Der Garten dieses Schlosses läuft eine nicht geringe Strecke in den See hinein, und man kann daraus nicht nur die Stadt Thun, die Aar, die aus dem See mit einem heftigen Geräusche heraus fließt, ferner beide Ufer des Thunersees, und alle auf- und abfahrenden Schiffe, sondern auch das ganze Amphitheater der bernischen Schneeberge überschauen. Als wir dieß Schloß vorbeyfuhren, wiederholte man uns die Geschichte der Bubenbergischen Familie, die unter allen alten und edeln Geschlechtern dem Staate die meisten großen Feldherren und Regenten ge-

*) Was ich für das Schloß Spiez gehalten hatte, schreibt mir ein Freund aus Bern, sey ein Landgut Schadau, welches einem Herrn May gehört; das Schloß Spiez liege zwey Stunden von Thun, gleichfalls am rechten Ufer des Sees.

geben hat. Von diesem ehrwürdigen Stamme waren kurz vor seinem Untergange nur noch zwey Sprößlinge, ein Sohn und eine Tochter, übrig, die beide an einem Tage mit zwey Erlachischen Geschwistern vermählt wurden. Unter andern Ergetzlichkeiten des Hochzeitfestes nahm man eine Spazierfahrt auf dem Thunersee vor. Man verspätete sich aber, oder man wagte sich zu weit; die Schiffenden wurden von einem plötzlichen Ungewitter und Sturm überfallen, und, aller Bemühungen ihrer Führer ungeachtet, in den Wellen des aufgewühlten Sees begraben. Durch diesen traurigen Unfall erlosch die Bubenbergische Familie, und ihre großen Besitzungen kamen an das Haus Erlach *). Die

*) Ein junger bernischer Gelehrter hat mich aufmerksam darauf gemacht, daß die Geschichte des Untergangs der Bubenbergischen Familie eine bloße Sage sey, die sich durch keine Urkunden beweisen lasse. Unterdessen ist die Zeit der Erlöschung der Bubenbergischen Familie ungewiß, indem einige sie mit dem Ritter Adrian von Bubenberg im J. 1506, andere mit einem Bubenberg gleiches Nahmens 1564 aussterben lassen. Stettler I. 387. II. 215. Auch die Art, wie das Schloß Spiez an das Haus Erlach gekommen ist, wird auf verschiedene Art erzählt. Stettler I. 215. Leu in

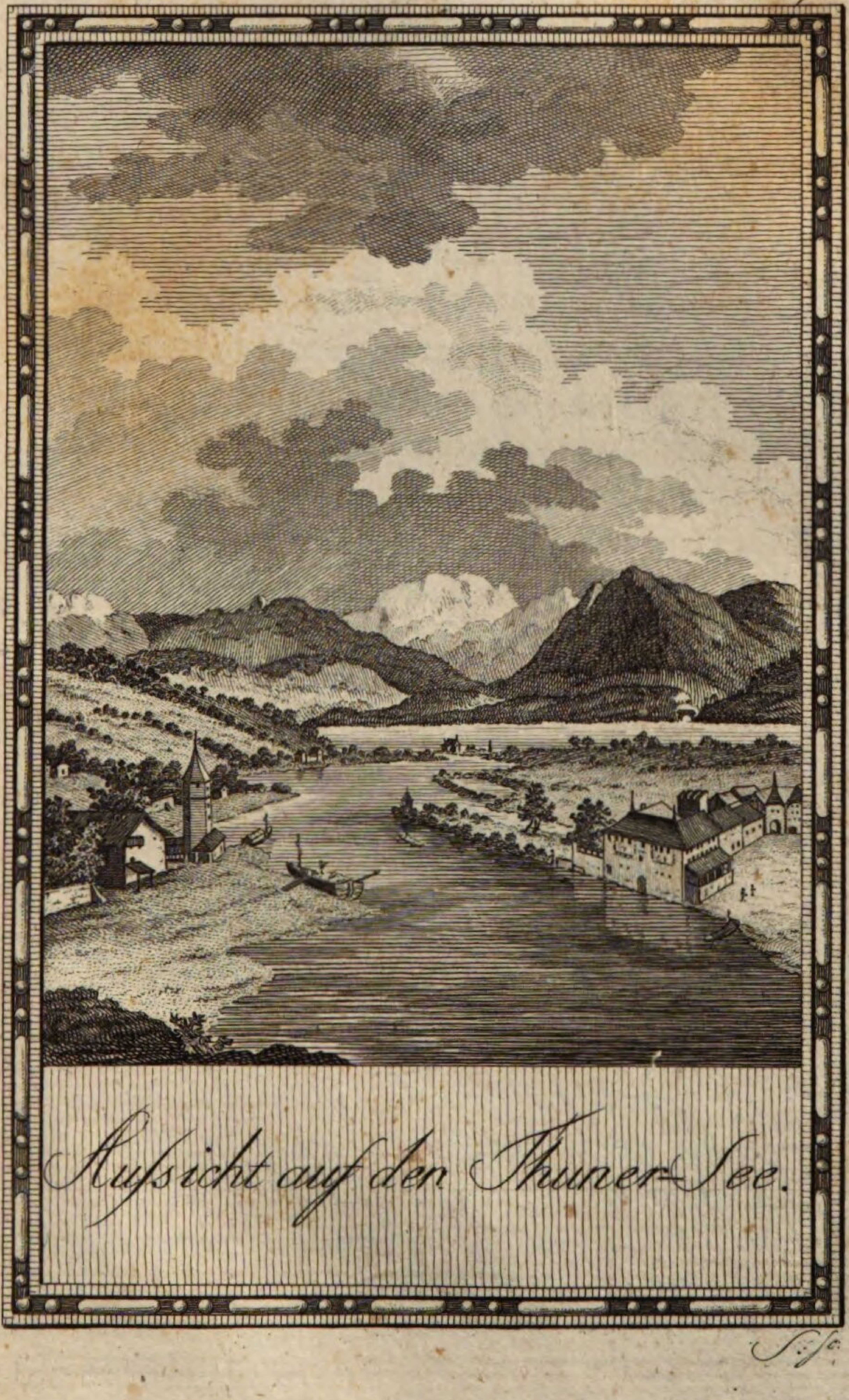
Länge des Sees wird nur auf sechs und die Breite auf eine Stunde geschätzt. Ich wundere mich alle Mahl, daß er keinen grösseren Umfang hat, so oft ich bedenke, daß er alle Gewässer aufnimmt, die von den höchsten Eisgebirgen der Schweiz, von der Gemmi bis an die Grimsel, und von den unermeßlichen Bergstrecken herab kommen, welche die Vorgebirge der mit ewigem Schnee bedeckten Felsmassen ausmachen. Wenigstens muß man den Thunersee alsdann klein finden, wenn man ihn mit dem weit grösseren Neuenburger, dem Bieler und Murtner See vergleicht, welche der Jura allein füllt und unterhält, ungeachtet seine höchsten Gipfel keinen immerwährenden Schnee tragen, und der Abschnitt zwischen Orbe und Biel nicht so viele Stunden beträgt als die Bergketten, die sich gegen den Thunersee hinneigen. Ohne solche Wasserbehälter, als der Thuner und die übrigen Seen in der Schweiz sind, würden die flä-

---

seinem Lexikon, Artikel Spiez. Es ist zu verwundern, daß so wichtige und neue Begebenheiten der bernischen Geschichte so ungewiß sind. Die Beweisstellen, die ich angeführt habe, sind mir von dem vorher erwähnten jungen Gelehrten mitgetheilt worden.

chen Ländern. Einer der angesehensten deutschen Fürsten kaufte hier vor einigen Jahren selbst eine beträchtliche Menge der schwersten Kühe auf, und bezahlte das Stück mit zwanzig bis vier und zwanzig neuen Louisd'or. So wie wir uns Thun näherten, wurden die Kröpfe häufiger und größer, und einige Mahle sahen wir zwergartige Kinder mit so ungeheuern Auswüchsen und Kröpfen, daß ich glaube, daß sie den wallisischen Cretins nicht viel nachgeben. Die Stadt Thun ist noch elender bebaut, als ich es wegen ihrer reichen Gemeinheiten und drückenden Gilden vermuthet habe. Als wir im Wirthshause abstiegen, war das Schiff, das uns über den See setzen sollte, und das Mittagsessen, welches wir während der Fahrt verzehren wollten, schon bereit, weil ein guter Freund aus Bern sich die Mühe genommen hatte, alles zum voraus zu bestellen. Wir hätten also ohne Verzug ins Schiff steigen können, wenn wir nicht noch auf die so sehr gerühmte Aussicht vom Kirchhofe in Thun neugierig gewesen wären. Dieser Kirchhof liegt viel höher als die Stadt, und man muß eine große Zahl von Stufen steigen, ehe man hinauf kommt. Die Aussicht von dieser Höhe hat mir aber nicht so prächtig oder merkwürdig geschienen, als ich dieselbe hatte

II. Th. S. 176.



Aussicht auf den Thuner-See.

S. sc.

beschreiben hören. Sie unterscheidet sich von der, die man auf den Spaziergängen in Bern hat, nur darin, daß man die Schneeberge näher, und von der auf dem See dadurch, daß man mehrere Berge, oder doch mehrere Theile derselben übersieht. Weit interessanter fand ich die Lage des Schlosses Spiez, welches vormahls der Bubenbergischen und jetzt der Erlachischen Familie gehört *). Der Garten dieses Schlosses läuft eine nicht geringe Strecke in den See hinein, und man kann daraus nicht nur die Stadt Thun, die Aar, die aus dem See mit einem heftigen Geräusche heraus fließt, ferner beide Ufer des Thunersees, und alle auf- und abfahrenden Schiffe, sondern auch das ganze Amphitheater der bernischen Schneeberge überschauen. Als wir dieß Schloß vorbeyfuhren, wiederholte man uns die Geschichte der Bubenbergischen Familie, die unter allen alten und edeln Geschlechtern dem Staate die meisten großen Feldherren und Regenten ge-

*) Was ich für das Schloß Spiez gehalten hatte, schreibt mir ein Freund aus Bern, sey ein Landgut Schadau, welches einem Herrn May gehört; das Schloß Spiez liege zwey Stunden von Thun, gleichfalls am rechten Ufer des Sees.

geben hat. Von diesem ehrwürdigen Stamme waren kurz vor seinem Untergange nur noch zwey Sprößlinge, ein Sohn und eine Tochter, übrig, die beide an einem Tage mit zwey Erlachischen Geschwistern vermählt wurden. Unter andern Ergetzlichkeiten des Hochzeitfestes nahm man eine Spazierfahrt auf dem Thunersee vor. Man verspätete sich aber, oder man wagte sich zu weit; die Schiffenden wurden von einem plötzlichen Ungewitter und Sturm überfallen, und, aller Bemühungen ihrer Führer ungeachtet, in den Wellen des aufgewühlten Sees begraben. Durch diesen traurigen Unfall erlosch die Bubenbergische Familie, und ihre großen Besitzungen kamen an das Haus Erlach *). Die

*) Ein junger bernischer Gelehrter hat mich aufmerksam darauf gemacht, daß die Geschichte des Untergangs der Bubenbergischen Familie eine bloße Sage sey, die sich durch keine Urkunden beweisen lasse. Unterdessen ist die Zeit der Erlöschung der Bubenbergischen Familie ungewiß, indem einige sie mit dem Ritter Adrian von Bubenberg im J. 1506, andere mit einem Bubenberg gleiches Nahmens 1564 aussterben lassen. Stettler I. 387. II. 215. Auch die Art, wie das Schloß Spiez an das Haus Erlach gekommen ist, wird auf verschiedene Art erzählt. Stettler I. 215. Leu in

Länge des Sees wird nur auf sechs und die Breite auf eine Stunde geschätzt. Ich wundere mich alle Mahl, daß er keinen größeren Umfang hat, so oft ich bedenke, daß er alle Gewässer aufnimmt, die von den höchsten Eisgebirgen der Schweiz, von der Gemmi bis an die Grimsel, und von den unermeßlichen Bergstrecken herab kommen, welche die Vorgebirge der mit ewigem Schnee bedeckten Felsmassen ausmachen. Wenigstens muß man den Thunersee alsdann klein finden, wenn man ihn mit dem weit größeren Neuenburger, dem Bieler und Murtner See vergleicht, welche der Jura allein füllt und unterhält, ungeachtet seine höchsten Gipfel keinen immerwährenden Schnee tragen, und der Abschnitt zwischen Orbe und Biel nicht so viele Stunden beträgt als die Bergketten, die sich gegen den Thunersee hinneigen. Ohne solche Wasserbehälter, als der Thuner und die übrigen Seen in der Schweiz sind, würden die flä-

seinem Lexikon, Artikel Spiez. Es ist zu verwundern, daß so wichtige und neue Begebenheiten der bernischen Geschichte so ungewiß sind. Die Beweisstellen, die ich angeführt habe, sind mir von dem vorher erwähnten jungen Gelehrten mitgetheilt worden.

chern Theile dieses Landes bald gänzlich verwüstet und unbewohnbar gemacht werden. Die Natur selbst höhlte diese tiefen und vielfassenden Becken an den Füßen der höchsten Gebirge aus, damit sie die wilden Bergwasser, die sich bey dem plötzlichen Schmelzen des Schnees von den höchsten Gebirgen herunter wälzen, bald aufnehmen und ihre zerstörende Wuth brechen möchten. Das fürchterlichste unter allen Bergwassern, welches man in der Absicht, es zu bezähmen und weniger schädlich zu machen, in den See hinein geleitet hat, ist die Kander, die sich oft mit solchen ungeheuern Fluthen in den See stürzt, daß die Stadt Thun und die umliegenden Gegenden dadurch überschwemmt werden. Das Wasser des Thunersees scheint trüber als das von den übrigen Seen, die wir bisher gesehen haben; allein kein anderer zeigt auf seiner Oberfläche so schöne Decorationen und so abwechselnde Scenen als der Thuner. Seine hohen Ufer hangen gerade in einem solchen Winkel gegen oder über dem See, daß alle Felsen, Bäume und Stauden bis auf die kleinsten Einschnitte der Blätter treu und unverändert auf dem hellen Wasserspiegel dargestellt werden. Die Ufer dieses Sees sind sich fast eben so ungleich als die des Bielersees. Am linken

sieht man mahlerische Weinberge, Felder, Wiesen und häufige Dörfer bis an den Beatenberg, wo ehemahls ein Einsiedler in einer Felsenhöhle wohnte, oder bis an ein Vorgebirge, die Nase genannt. Von diesem Vorgebirge an besteht das linke Ufer in hohen, meistens nackten und oft senkrechten Felswänden, an welchen es durchaus unmöglich wäre anzulanden. Selbst auf diesen fürchterlichen und unersteiglich scheinenden Felsen erblickt man nicht selten einzelne Häuser und sogar Dörfer, ungeachtet man nicht begreifen kann, wie ihre Bewohner sich auf diesen schwindelnden Höhen ernähren, und zu andern Menschenkindern herab kommen können. Das rechte Ufer ist niedriger, und scheint viel weniger fruchtbar und bebaut zu seyn als das entgegengesetzte. An dieser rechten Seite des Sees fallen das Stockhorn und der Niesenberg am meisten in die Augen, unter welchen der letztere der höchste und zugleich der fruchtbarste ist. Das Stockhorn hatte in seinen höchsten Klüften noch große Schneemassen, die dieses Jahr schwerlich verschwinden werden. An den beiden Seiten des Niesenbergs öffnet sich das Siemen- Frutigen- und Kanderthal, von welchen Thälern ich vielleicht noch eines oder das andere besuchen werde. Während der

ganzen Fahrt hatten wir entweder die beiden Eiger, oder die Jungfrau oder die, Gemmi vor uns, deren Spitzen von der Sonne so stark glänzten, daß die Augen, besonders wenn man das Teleskop brauchte, den Schimmer nur einige Augenblicke ertragen konnten. Die vier Ruderer, mit welchen unser Schiff besetzt war, arbeiteten so stark, daß wir schon um 12½ Uhr das Ende des Sees erreichten, und beym neuen Hause anlangten, welches eine kleine halbe Stunde von Unterseen entfernt ist. So bald man das Ende oder vielmehr den Anfang des Thunersees erreicht hat, so ist es, als wenn man auf ein Mahl nicht bloß in ein anderes Klima (denn die Hitze war größer, als wir sie noch bisher in der Schweiz erfahren hatten), sondern in eine andere Natur versetzt würde. Die Berge werden plötzlich höher, drohender und rücken näher zusammen; Weinberge und Fruchtfelder hören, die erstern gänzlich, die andern fast ganz auf; Häuser und Hütten haben eine ganz andere Bauart, indem viele der letztern aus bloßem Blockwerke oder in Vierecken bestehen, die aus über einander gelegten und mit den Enden zusammenpassenden Balken aufgeführt sind; selbst die Menschen haben ein ganz anderes Ansehen als die übrigen Be-

wohner des Kantons. So wohl der Weg nach Unterseen als die Wiesen und Gärten, die an beiden Seiten liegen, sind mit Kirschbäumen besetzt, deren Früchte man eben sammelte, um sie zu trocknen, und das berühmte Kirschwasser daraus abzuziehen. Man bot uns allenthalben, wo wir nur stehen blieben, mit der größten Freundlichkeit Kirschen an, und wir erhielten für einige Batzen nicht nur viel mehr, als wir brauchten, sondern auch ein Körbchen oben drein. Alle Kirschen, so viel wir ihrer sahen, schienen nur von zweyerley Art zu seyn: die einen waren hellroth, die andern schwärzlich von Farbe, beide säuerlich, wenig fleischig und nicht sehr schmackhaft. Wenigstens würde ich es nach dem bloßen Geschmacke nicht vermuthet haben, daß man aus ihnen ein viel kräftigeres Kirschwasser als aus allen Kirschen, die in niedrigen Thälern wachsen, bereiten kann. Die Schneeberge schienen uns jetzt so nahe, daß man sie nur für eine kleine Stunde entfernt hätte halten sollen; ich vermied es aber sorgfältig, sie aufmerksam zu betrachten, um nichts von dem Eindrucke zu verlieren, den sie machen müssen, wenn man sie in der größten Nähe sieht; doch war es unmöglich, die Augen von zwey Spitzen des Wetterhorns abzuziehen, die

weit stärker als der übrige Körper des Berges, und vollkommen wie stark vergüldete Thurmköpfe glänzten.

Lauterbrunnen am 25. Jul. Morgens um 6 Uhr.

Ungeachtet wir die letzte Nacht oder vielmehr heute früh erst um ein Uhr zu Bette gegangen sind, so kann ich doch schon seit einer halben Stunde nicht mehr schlafen. Wenn die Einbildungskraft auf ein Mahl mit so vielen neuen Bildern erfüllt, und das Herz von so vielen starken Empfindungen gerührt worden ist, als wir gestern empfangen haben, so ist es fast nicht möglich, eines langen und ungestörten Schlafs zu genießen. Das, was man gesehen und empfunden hat, regt sich noch immer nach, oder gräbt sich tiefer ein, und läßt weder die Sinne noch die Fantasie zu einer vollkommenen Ruhe kommen.

Als wir gestern Unterseen verließen, fanden wir den Weg an beiden Seiten noch eine gute Strecke mit Kirschbäumen besetzt, unter deren Schatten wir fortfuhren. Diese Obstbäume hören nicht lange vor dem Anfange des Lauterbrunnerthals oder der Vereinigung der beiden Lütschinen auf. Die Ruinen

des Schlosses Unspunnen, die man Reisenden zu zeigen pflegt, und die hohen Felsen der Eisenflühe, die Jupiter mit seinen Blizen zersprengt und verbrannt zu haben schien, waren mir viel weniger interessant als die Lütschinen, die Hunnenflühe und der Sausbach, die einzigen recht merkwürdigen Gegenstände, die wir zwischen Unterseen und Lauterbrunnen antrafen. Die Lütschine ist ein Gletscherwasser, das von den Schneebergen und Gletschern, die Lauterbrunnerthal einschließen, vorzüglich von der Jungfrau herab kommt, und sich bey Zweylütschinen mit einem andern Wasser gleiches Nahmens vereinigt, das aus dem Grindelwalde herunter fließt. Die Lütschine durchbraust das Luaterbrunnerthal mit eben der unbeschreiblichen Kraft und Geschwindigkeit, womit der Rhein sich bey Schaffhausen herunter stürzt. Ihr tiefes und mit ungeheuern Felsen besäetes Bett ist so abschüssig, daß man niemahls sagen kann, daß sie irgendwo im eigentlichsten Sinne dieses Worts fließe. Ihr ganzer Lauf ist eine Reihe an einander hangender beständig abwechselnder Wasserfälle, die bald durch ihr Geräusch, bald durch die Wellen und Strudel, die sie bilden, bald durch die Formen von Felsen, von welchen sie herab schießen, oder an welchen sie sich

brechen, das Auge an sich ziehen. Wegen der unaufhörlichen Fälle ist der Strom größten Theils so dick mit Schaume bedeckt, daß man die eigentliche trübe Weiße, wodurch sich Gletscherwasser von allen andern unterscheiden, oft nicht erkennen kann. Wenn man die Lütschine einmahl erreicht hat, so bleibt man ihr immer zur Seite, und nicht selten schwebt man auf dem engen Wege, der meistens nicht mehr als den kleinen Wagen, auf welchem man fährt, und zur Noth den Fuhrmann, der das Pferd beständig an der Hand leitet, halten kann, in so grausenvoller Höhe über ihrem Abgrunde, daß man an solche Aussichten gewohnt seyn muß, wenn man den Blick in die wüthende Lütschine aushalten will. An der linken Seite steht die so genannte Hunnenflühe, welcher Fels einer alten aus Quadersteinen aufgeführten Bastion so ähnlich sieht, daß alle Topographen und Reisebeschreiber diese Ähnlichkeit bemerkt haben, und kein Reisender sie leicht übersieht, der auch nicht weiß, daß sie schon andern vor ihm aufgefallen ist. An dem Ufer, an welchem man fährt, stürzt sich von eben der Gebirgkette, von welcher der Staubbach herab kommt, der Sausbach herab. Dieß war das erste Bergwasser, in dessen Bett ich deutliche Spuren der unwiderstehlichen Gewalt sah, mit welcher solche

Der Staubbach

C. Schindelmayer sc.

Bergströme sich zu gewissen Zeiten in die Thäler ergießen. Das ganze Bett war mit zentnerschweren Felsstücken belegt, denen man es ansah, daß sie noch nicht lange ihre gegenwärtigen Stellen erhalten, und daß der Bach sie in den Augenblicken seines Grimms mit eben der Leichtigkeit als jetzt die leichtesten Wasserblasen fortgewälzt hatte. Ungefähr eine Viertelstunde vor dem Dorfe Lauterbrunnen erblickten wir zum ersten Mahle den Staubbach, der in der Ferne einer ruhigen, fast unbeweglichen und nirgends unterbrochenen Säule von schäumendem Wasser, oder vielmehr einem breiten unbeweglichen Stücke weißen Tuches oder Linnens, das man von dem Felsen herab gelassen hätte, ähnlich ist. Gleich nachdem wir vor dem Pfarrhause abgestiegen waren, und dieß war Abends um 6 Uhr, eilten wir, so geschwind wir konnten, diesem Phänomen zu. Wir betrachteten den Fall lange so wohl von vorn als von beiden Seiten, allein wir stimmten alle in dem Urtheile zusammen, daß der Ruhm des Staubbachs viel größer als seine Verdienste sey, und daß man ihm zu viel Ehre erweise, wenn man ihn mit dem Rheinfalle bey Schaffhausen vergleiche. Der Anblick des Staubbachs, den man so wohl vor dem Pfarrhause als auf der Gallerie desselben beständig vor Au-

gen hat, gewährt zwar ein neues wunderbares Schauspiel, das die Neugierde reizt, bringt aber keine von den Rührungen und Betrachtungen hervor, die ich beym Rheinfalle in mir wahrnahm. Man entdeckt nirgends Spuren von der unbegreiflichen Kraft und Geschwindigkeit, wodurch der Rheinfall so groß und seelenerhebend wird, und wenn ein Mahl die erste Neugierde befriedigt ist, ja selbst während der ersten Beobachtung, bleibt man eben so ruhig und kalt, als man vorher war. Zwar ist die Höhe, von welcher der Staubbach herab fällt, viel beträchtlicher als die des Rheinfalls; denn man schätzt die erstere, wie ich glaube, etwas übertrieben, auf neun hundert Schuh; allein diese Höhe, die mächtig wirken würde, wenn der Fels, von welchem der Staubbach sich herab stürzt, ganz allein da stände, trägt jetzt wenig zur Verstärkung des Eindrucks bey, da man seit dem Eintritte in das Lauterbrunnerthal beständig von eben so hohen oder noch höhern Bergen umringt war, und man noch über dieß rund um sich her viel höhere Berge, besonders die unersteigliche Jungfrau, vor sich sieht, deren niedrigster Fuß sich über die Felswand erhebt, an welcher der Staubbach herab schießt. Selbst das Geräusch, welches der zerstäubende und sich wieder sammeln-

de Bach verursacht, ist so geringe, daß man es nur in der Nähe hören kann, und daß es auch in der Nähe von dem fürchterlichen Getöse gleichsam verschluckt wird, welches die in ziemlicher Entfernung und in der Tiefe strömende Lütschine hervor bringt. Wenn aber der Bach bey anhaltendem Regen oder heftigen Ungewittern plötzlich angeschwellt wird, so soll er mit einer furchtbaren Gewalt Felsstücke herab rollen, die durch ihre wiederhohlten Fälle von einer Wand auf die andere ein unaufhörliches Donnern verursachen müssen. Nicht lange vorher, als wir in Lauterbrunnen anlangten, schien es, als wenn ein starkes Ungewitter kommen würde, allein in weniger als einer Stunde zerstreuten sich alle Wolken, und mit ihnen verschwand die Hoffnung, den verstärkten Laut und Wiederhall des Donners in diesem engen und mit den höchsten Bergen von Europa umgebenen Thale zu hören. Eben deßwegen, weil der Staubbach nichts wahrhaftig großes hat, kann man ihn viel besser beschreiben und zeichnen als den Rheinfall, und wenn Sie das Blatt, auf welchem Herr Aberli den Staubbach gezeichnet hat, aufmerksam betrachten, so werden Sie sich den Eindrücken welche der wirkliche Anblick erzeugt, unendlich mehr nähern, als wenn Sie die freylich

weniger schöne Zeichnung eines andern Künstlers vom Rheinfalle ansehen. Der Bach stürzt sich aus einer mit Tannen besetzten Höhe in zwey schäumenden Strömen, von welchen der rechte der stärkste ist, über den Rand einer steilen mehrere hundert Schuhe hohen Felswand weg, an welcher er in sichtbaren, aber sich immer verdünnenden Wellen bis ungefähr an die Hälfte seines Falls herab zu gleiten scheint. Dieß Herabglitschen ist zwar eine bloße Täuschung, indem der Bach sich wirklich vom Felsen losreißt, und in den leeren Luftraum hinein stürzt; allein diese Täuschung schwächt doch den Eindruck des ganzen Schauspiels nicht wenig, da die Wassermasse durch das sanfte Hinabglitschen vieles von ihrer Kraft zu verlieren, oder eine sanftere Bewegung zu erhalten scheint, als man sich einbildet, daß sie sonst würde gehabt haben. Ungefähr gegen die Mitte der Felswand ist es, als wenn der Bach aufhörte eine zusammenhangende Wassermasse zu seyn, und als wenn seine sich immer mehr zuspitzenden und divergirenden Wellen in Staubwolken aufgelöst würden. Diese aufgelösten Dünste sammeln sich aber bald auf einer hervorragenden Felsbank wieder, und rinnen in vier bis fünf kleinen Strömchen und unzähligen einzelnen Tropfen in ein nicht

sehr tiefes Loch hinab, in welches wir ohne Gefahr und ohne einmahl ganz durchgenäßt zu werden, hinunter steigen konnten. Wegen der Höhe des Falls verbreiten sich die zerstäubten Tropfen wie ein feiner Regen auf einige hundert Schritte, aber nicht so weit umher, als ich nach mehreren Beschreibungen erwartete. Wenn man den Bach von der Seite betrachtet, so kommt es einem vor, als wenn man in eine Wolkensäule hinein sähe, die durch beständig veränderte Windstöße in jedem Augenblicke neue Richtungen, Gestalten, und wenn Sie dieß Wort anders verstehen, Wallungen erhielte. Der Weg vom Pfarrhause bis an den Rand des Beckens, in welches der Bach hinab fällt, ist äußerst beschwerlich, weil man in dem nassen Grase eine beträchtliche Anhöhe hinan steigen muß, die allmählich aus den von oben herabgewälzten Steinen entstanden ist. Nachdem wir den Staubbach für dieß Mahl genug beobachtet zu haben glaubten, legten wir uns unter dem Falle, aber doch so, daß wir von dem Staubregen nicht erreicht werden konnten, auf den weichen mit wohlriechenden Kräutern und Gräsern reich bewachsenen Wiesengrund hin, um uns den Empfindungen ganz zu überlassen, welche der nahe und ungestörte Anblick eines der höchsten Schnee-

berge und seiner Nachbarn in uns hervor bringen würde. Wir hatten zuerst den Mönch, oder den untersten steil abgeschnittenen Felsenfuß der Jungfrau, die erhabenen Gipfel der Jungfrau selbst, das Groß- und Breithorn sammt ihren Gletschern, alle von einer erhebenden Abendsonne erleuchtet, vor uns, und zur rechten Seite andere Felsengebirge, an deren einem der kleine Staubbach milchweiß herab schoß. So bald ich meine Augen zum ersten Mahle recht aufmerksam auf die Jungfrau heftete (und dieß hatte ich bisher vermieden, um mir nicht vorzugreifen, und die Fülle des Genusses nicht zu schwächen), so war es, als wenn ich den ganzen Tag über noch nichts merkwürdiges gesehen hätte. Stille Bewunderung, und Anbetung, und Demüthigung vor dem unbegreiflichen Schöpfer solcher erhabenen Werke waren mit dem ersten Blicke verbunden, und diese Empfindungen waren nicht etwa Rührungen des ersten hinreissenden Augenblicks, sondern sie dauerten in der Seele eben so lange fort, und kehrten eben so oft wieder, als ich die Jungfrau betrachtete. Ungeachtet man hier gleichsam in eine ganz erstarrte und vielleicht nie belebte Schöpfung hinein schaut, so offenbaret sich doch der Schöpfer gewiß nirgends herrlicher als in diesen Wüsten der Natur, und ich glau-

be kaum, daß irgend ein nicht ganz gefühl-
loser Mensch die Jungfrau zum ersten Mah-
le betrachtet hat, ohne von ihren Höhen sich
unmittelbar zu ihrem unsichtbaren Urheber
hinauf zu schwingen. Wo man seine Augen
auch hinwendet, drängen sich von allen Sei-
ten her erschütternde Bilder und Spuren von
Allmacht, Ewigkeit und Unermeßlichkeit auf.
Wer anders als der Allmächtige konnte
diese Felsmassen aufthürmen, deren Höhen
menschliche Augen kaum zu erreichen, und von
deren Umfang sie nimmer nur einen kleinen
Theil zu umfassen im Stande sind? Wer an-
ders als der Ewige konnte diese Berge grün-
den, die so vielen uns unbekannten Jahrtau-
senden getrotzt haben, und die vielleicht nicht
eher als mit dem Ende der Zeiten oder der
Umformung aller vergänglichen Dinge auf-
hören werden? Als wir die Jungfrau zuerst
ansahen, war noch fast ihr ganzer Körper,
so weit er mit dem nur zum Theile sich er-
neuernden Schneemantel angethan ist, von
der Abendsonne erleuchtet, die aber bald ih-
ren goldnen Schmuck von dem blendendwei-
ßen nie entweihten Busen zurück zog, und nur
allein ihr jungfräuliches Antlitz röthete, das
niemahls von einem andern Bräutigam als
von den Strahlen der Sonne und von Sturm-
winden, wenn diese anders sich so weit er-

heben können, geküßt worden ist. Daß Stürme den Saum des Gewandes der Jungfrau von Zeit zu Zeit heftig schütteln, zeigen die tiefen wellenförmigen Furchen, die ich mit meinem Teleskope bis zu beträchtlichen Höhen deutlich wahrnahm, die aber gegen den ehrwürdigen Scheitel hin zu verschwinden schienen. Einen erhabnern und zugleich schönern Berg, als die Jungfrau ist, gibt es, glaube ich, auf der ganzen Erde nicht, wenn man anders über die Schönheit eines Naturwerks urtheilen kann, dessen Bestimmung man nur im allgemeinen erkennt, und von welchem man noch viel weniger einzusehen im Stande ist, ob es seiner Bestimmung vollkommen entspricht. Schön nenne ich die Jungfrau vorzüglich deßwegen, weil man in allen ihren vom Thale aus sichtbaren Theilen nicht das geringste Mißverhältniß bemerkt, und nirgends etwas hervor sticht, welches bloß Grauen und Entsetzen erregte, oder sonst unangenehme Empfindungen und Bilder erweckte. Ihr Fuß ist so breit und fest, daß er den darauf gestützten ungeheuern Körper ohne Mühe und Wanken tragen zu können scheint. Bald über dem Fuße nimmt der Umfang des Berges ungefähr in solchen Verhältnissen mit der steigenden Höhe ab, in welchen die Kunst Thürme, Pyramiden oder andere em=

vorsteigende Werke abnehmen lassen würde, die einen festen Grund, und nirgends ein drückendes Übergewicht haben sollten. Man sieht nirgends gräßliche Schründe oder kahle abgeschnittene Felswände, die Denkmahle und Erinnerungen vormahliger großer Verwüstungen sind, und zugleich daran erinnern, daß das, was jetzt so fest steht, dereinst auch wanken und fallen könne. Der ganze Berg, wie man ihn aus dem Standpunkte wahrnimmt, den ich nahm, scheint noch eben so unversehrt, und in eben das Gewand eingehüllt zu seyn, womit die Natur ihn bald nach seiner Entstehung bekleidete. Diese Vorstellung verliert man, wenn man über den Fuß der Jungfrau von Lauterbrunnen nach dem Grindelwalde geht, wie ich Anfangs zu thun die Absicht hatte; denn alsdann sieht man die fürchterlichen Schründe und Felswände, die das Erklimmen der Jungfrau unmöglich machen; auch hört man das Krachen der Lauinen, die niemahls fallen, ohne die Felsmasse, die sie trug, zu verwunden, und große Bruchstücke in die sich öffnenden Abgründe hinunter zu reissen. Es bleibt aber doch immer wahr, daß die Jungfrau in der Nähe so wohl als in der Ferne weniger zerrissen scheint, und viel ununterbrochener und tiefer mit Schnee bedeckt ist als

die übrigen Schneeberge im bernischen Oberlande.

Die Schneeberge haben in der ganzen Schweiz und noch mehr in den ihnen nah gelegenen Thälern ihre Anhänger, wie die streitenden Parteyen in den unruhigen Freystaaten. Schon in Bern entschieden und stritten einige für die Ehre oder die höchste Höhe der Jungfrau, andere für die des Schreckhorns, und so die Genfer für die des Montblanc *). Diese Streitigkeiten

*) So sehr ich auch die höchsten unter den Alpen bewundere, so kann ich doch nicht umhin, es für einen Trugschluß zu erklären, wenn Herr Bourrit (Tom. II. ch. 8.) sie für höher als die höchsten Spitzen der Andes oder Cordilleras ausgeben will. Darin hat dieser Schriftsteller Recht, daß die amerikanischen Gebirge nicht so große und mannigfaltige Schönheiten haben als die schweizerischen; daß sie weder durch so prächtige Wasserfälle, noch durch so furchtbare Lauinen, noch durch so unermeßliche Eisfelder oder glänzende Eismassen in Erstaunen setzen; daß sie endlich von ihren bebauten Füßen und erreichbaren Höhen weniger majestätisch ins Auge fallen; allein dessen ungeachtet kann man nicht sagen, daß sie weniger hoch als die Alpen seyen. Der einzige richtige Maßstab der wahren Höhe von Bergen ist ihre Erhabenheit über dem Meere. Nach diesem Maßstabe übertrifft der Chim-

können nicht eher entschieden werden, als bis alle diese Berge mit einer größern Genauigkeit, als bisher geschehen ist, gemessen werden. Wenn ich aber bis dahin einem der bernischen Berge meine Stimme geben

---

boraçao den Montblanc über 800 Toisen, und selbst der Pichincha und Coraçon, auf welchen die französischen und spanischen Astronomen ihre Beobachtungen und Messungen anstellten, sind höher als der Montblanc. Von dieser wahren Höhe zieht Herr B. die Höhe des Erdreichs ab, auf welchem Quito und andre Städte liegen, und das 1600 bis 1700 Toisen über dem Meere erhaben ist, und rechnet die Höhe der amerikanischen Berge erst von dem Punkte an, wo Kultur und Menschenwohnungen aufhören; allein er bedenkt nicht, daß die hohen Thäler und Abhänge der Andes nur deßwegen bis zu einer erstaunlichen Höhe fruchtbar sind, weil sie unter der Mittagslinie liegen; daß der Montblanc in der Nachbarschaft von Quito gar keinen ewigen Schnee beherbergen, und der Pichincha hingegen an die Stelle des Montblanc versetzt noch tiefer mit Schnee bekleidet seyn würde; daß man zuletzt, wenn man die ganze Höhe der amerikanischen Berge mit dem Auge fassen will, sie nicht von den höchsten ersteiglichen Punkten, sondern von dem Ufer der Südsee oder von der Südsee selbst überschauen müsse.

sollte, so würde ich ohne Bedenken für die Jungfrau entscheiden, freylich nur nach einem Augenscheine, der leicht triegen kann. So oft ich die Morgen- oder Abendröthe an den bernischen Schneebergen beobachtet habe, so oft habe ich auch bemerkt, daß die Jungfrau am früheſten erleuchtet wurde, und am späteſten ihren rosenfarbnen Glanz verlor. Ganz entscheidend iſt diese Beobachtung nicht, weil das Schreckhorn, das allein mit der Jungfrau wetteifern kann, nach der Seite hin, von welcher man es beſtändig sieht, so ſteil abgeschnitten iſt, daß kein Schnee darauf zu haften, und also auch die nackte Felswand die schwächern Strahlen der auf- und untergehenden Sonne nicht so lebhaft und in so große Entfernungen zurück zu werfen im Stande iſt, als die beschneyte Spitze der Jungfrau. Das Schreckhorn könnte unerleuchtet oder mit Nacht bedeckt zu seyn scheinen, wenn es wirklich von den Sonnenſtrahlen, aber nicht so ſtark erleuchtet würde, daß man es in beträchtlichen Entfernungen sehen könnte.

Als wir vom Staubbache zurück kamen, glaubten wir, daß das Tagewerk unsrer Beobachtungen jetzt geendigt wäre: allein wir sahen und hörten am letzten Abende und in der letzten Nacht noch so viel Merkwür-

diges, daß ich zweifle, ob ich heute im Grindelwalde Zeit genug haben werde, Ihnen alles umständlich zu schreiben. Einen reichern Tag als den gestrigen haben wir auf unserer ganzen Reise nicht gehabt, und werden ihn auch schwerlich wieder erhalten.

Grindelwald Mittags um 1 Uhr.

So eben sind wir hier heftig erhitzt und nicht wenig ermüdet angekommen. Es würde uns unmöglich seyn, sogleich etwas zu besehen und zu unternehmen, bevor wir uns nicht ein wenig erhohlt und gestärkt haben. Bis dahin will ich mir die Zeit mit Schreiben vertreiben, und da fortfahren, wo ich gestern stehen geblieben bin.

Bey unserer Rückkehr vom Staubbache trafen wir einen ganzen Haufen von Soldaten, die von Genf zurück gekommen waren, mit ihrem Herrn Pfarrer und zwey preußischen Herren im Gespräche an, in deren Gesellschaft wir die Reise von Untersee bis Lauterbrunnen gemacht hatten. Einer dieser Herren, der schon oft hier gewesen war, und die Sitten so wohl als die Sprache der Schweizer vollkommen verstand, bat die zurückgekommenen Krieger,

ihre Gewehre los zu feuern, um das Echo, dessen starke Stimme wir schon aus dem wiederhohlten Geschrey einiger Hirten auf den benachbarten Alpen wahrgenommen hatten, aus seinen verborgenen Sitzen noch mehr hervor zu locken. Die Soldaten brannten ihre Gewehre gegen die Kette von Gebirgen ab, die dem Pfarrhause gegen über liegt, weil der Herr Pfarrer sagte, daß der Schall alsdann am öftersten und stärksten zurück gegeben würde. Noch nie habe ich einen so prächtigen Wiederhall und ein dem Donner so nahe kommendes Geräusch gehört, als aus den auf einander folgenden Schüssen entstand. Zuerst prallte der Schall mit vielfach verdoppelter Kraft von den Bergen wieder, mit welchen das Lauterbrunnerthal zunächst eingezäunt ist; wenn er aber aus den Tiefen dieses Thals heraus drang, so kam er von den Höhen und aus den Höhlen der Jungfrau so oft und so langsam zurück, daß keiner von uns Neulingen die verschiedenen Schalle für Fortsetzungen und Wirkungen eines Schusses, sondern vielmehr für das Geprassel eines heftigen, aber etwas fernen Donners gehalten hätte. Nach dieser Übung ließen die jungen Oberländer sich bewegen, mit einander zu ringen, oder wie es in der ganzen

Schweiz heißt, zu schwingen. Die Kämpfer entkleideten die obere Hälfte des Körpers bis aufs Hemd, und wanden alsdann um die rechte Lende in Ermangelung der dazu bestimmten Schwinghosen, ein Schnupftuch, an welchem allein sie sich anfaßten und aus dem Gleichgewichte zu bringen suchten. Sie standen bisweilen Minuten lang mit den Schultern gegen einander gestemmt, als wenn sie unbeweglich wären, und lauerten auf den günstigen Augenblick, in welchem einer dem andern etwas abgewinnen könnte. Wenn die Ringer einander an Kräften und Gewandtheit ziemlich gleich waren, so brauchte es mannigfaltige Künste und lange Bestrebungen, bis einer gänzlich Sieger wurde. Der Sieg in dieser Art des Kampfs wird nicht durch den Fall eines Ringers, der sich wieder aufraffen, und alle seine Kräfte noch anwenden kann, sondern durch den Fall auf den Rücken entschieden, in welcher Lage der Überwundene den Kampf nicht wieder herstellen kann. Diese und ähnliche Leibesübungen sind nicht bloß im bernischen Oberlande, sondern in allen kleinen Kantonen gewöhnlich, in welchen die Jugend an gewissen feyerlichen Tagen, die sie in dem helvetischen Kalender mit dem Nahmen der Schwingtage bezeichnet

finden, zusammen kommt, und vor gewissen Richtern, in Gegenwart ihrer Mädchen, ihrer Landsleute und vieler Fremdlinge ihre Kräfte zeigen. Solche gymnastische Übungen werden aber wie die ursprüngliche Alpenmusik immer seltener, und verständige Männer sehen dieses mit Recht als traurige Vorboten des Verlusts der alten und einfältigen Sitten und der Mannheit der Vorväter an. So viel ich weiß, waren die körperlichen Übungen von jeher in demjenigen Theile der Schweiz eingeschlossen, in welchem der Hirtenstand den einzigen oder doch vornehmsten Stand ausmacht. In den größern Kantonen, in welchen Wein- und Ackerbau nebst allerley Manufakturen getrieben werden, blieb den Einwohnern von ihren anhaltenden Arbeiten nicht so viel Zeit übrig, daß sie in gymnastischen Übungen einen gewissen Grad von Geschicklichkeit hätten erwerben können.

Als die Ringer ihre Kraft im Schwingen genug gezeigt hatten, ließen sie sich bereden, uns noch einige Proben von ihrem Tanzen zu geben. Diese Tänze des bernischen Hirtenvolks waren nicht nur viel feuriger als das ihnen sonst ähnliche Walzen in Schwaben, sondern auch viel ausdrucksvoller und mit lebhafteren Geberden verbunden als in

der Hauptstadt des Kantons. So wohl die Tänzer als Tänzerinnen beobachteten den Takt aufs genaueste, und zeigten eine bewundernswürdige Behendigkeit, die man von dem ackerbauenden Landvolke nicht erwarten kann, weil dieses durch beständiges und saueres Arbeiten eine durch die strengste Kriegszucht kaum zu überwindende Steifigkeit erhält.

Nach allen diesen ergetzenden Auftritten setzten wir uns endlich zu Tische, der so gut besetzt war, als man es in einer großen Stadt nur hätte verlangen können. Unter den Gerichten waren uns besonders zwey ganz neu: ein großer nicht geräucherter, sondern an der durchdringenden Bergluft getrockneter Schinken, und dann Gemsenfleisch. Der erstere hatte eine schönere rothe Farbe, und war zarter und schmackhafter, als ich je einen westphälischen gegessen habe. Das letztere war weniger zart als das Fleisch von anderm Wilde, auch hatte es nach dem Urtheile meiner Zunge nicht den eigenthümlichen Wohlgeschmack, weßwegen es von größern Kennern, als ich zu seyn mir anmaße, so sehr geschätzt und so theuer bezahlt wird. Wegen der sanften Abendluft aßen wir nicht im Hause selbst, sondern auf der Gallerie vor dem

Hause, wo man das Plätschern des Staubbachs und das Rauschen der Lütschine beständig hören kann. Nach Tische gingen wir wieder auf den Staubbach zu, um ihn in der Nähe beym Mondscheine zu betrachten. Als wir uns demselben näherten, stieg die Göttinn der Nacht eben hinter der Jungfrau herauf, die in dem bescheidneren und weißlichen Schimmer des Mondes nicht weniger majestätisch als in dem lebhafteren Glanze der Abendsonne war. Dem bloßen Augenscheine nach war es von der Spitze der Jungfrau bis zum Monde, der auf ihrem Haupte zu ruhen schien, nicht so weit als aus dem Thale auf den Gipfel des unersteiglichen Bergs. Als der Mond so hoch herauf kam, daß er den Staubbach erleuchten konnte, so wurden wir auf einmahl durch das schönste und prächtigste Schauspiel überrascht, das mich mit dem Staubbauche gleichsam wieder aussöhnte. Der Bach wurde durch das Licht des Mondes wenigstens noch ein Mahl so breit und voll, als wir ihn bey Tage gesehen hatten, und die ganze Wassersäule glänzte nicht anders, als wenn eine unbeschreiblich reiche Masse des reinsten Silbers an der Felswand herab geflossen wäre. Dieser Anblick war über allen Ausdruck feenhaft und bezaubernd, und ich

bin überzeugt, daß der Staubbach sich nur beym Mondscheine in seinem vortheilhaftesten Lichte zeigt. Der kleine Staubbach schimmerte fast noch stärker als der große, und goß sich wie eine kleinere Silberader von einer gleichen Höhe herab. Die Regenbogen, die man beym Mondscheine in dem größern Bache sehen soll, fanden wir nicht; statt deren aber Bogen von weißlichem Lichte, in denen ich wenigstens keine Farben unterscheiden konnte. Als wir heute Morgen unser Frühstück zu uns genommen hatten, gingen wir Reisende alle in feyerlicher Prozession wieder auf den Staubbach zu, um die schönen Regenbogen zu sehen, welche die Sonne in den aufgelösten Tropfen des zerstäubten Baches bildet. Um diese Erscheinung zu beobachten, muß man sich dem Falle mehr, als man sonst nöthig hat, und mit Gefahr, ein wenig naß zu werden, nähern. Ich stieg bis an den Rand und zum Theile in die Grube hinab, in welcher sich die Gewässer des Baches wieder sammeln. Je näher man dem Falle kommt, und je dichter die Dünste oder der Staubregen werden, desto schöner und lebhafter werden die Farben der Regenbogen, die man wahrnimmt, oder vielmehr nur die des kleinern und untern, denn der obere und größere ist im-

mer unvollendet, und hat auch mattere und trübere Farben. Diesen letztern sieht man nur alsdann, wenn man der Tiefe nahe kommt, in welcher der Bach sich wieder sammelt. Der kleinere hingegen umschließt schon viel eher die Füße des Wanderers, und es ist immer, als wenn man auf seinen beiden Spitzen stände. Aus der Natur der Sache werden Sie es sich leicht erklären können, warum ein jeder einen andern Regenbogen sieht, und warum der Regenbogen, von welchem man umfangen wird, sich mit bewegt, wenn man seine Stelle verändert. Es ist mir lieb, daß ich diese Regenbogen gesehen habe, weil alle Reisebeschreiber ihrer vorzüglich erwähnen. Übrigens scheinen sie mir zu den geringsten Merkwürdigkeiten des Staubbachs zu gehören, und ich glaube also, daß Reisende, die bey trübem Wetter nach Lauterbrunnen kommen, sich leicht trösten können, wenn sie diesen Regenbogen nicht sehen.

Kurz vorher, ehe wir abreisten, wollte ich mich noch mit meinen eignen Augen überzeugen, ob und wie weit der Strom des Staubbachs von der obern Felswand wegfalle. Ich ging deßwegen auf einen Baum zu, der rechts vom Pfarrhause einzeln, und auf einer nicht schwer zu ersteigenden Höhe

steht. Unter diesem Baume sah ich, daß der Staubbach sich um viele Fuße von der Felswand entfernt, über deren obersten Rand er herunter stürzt.

Ungefähr um neun Uhr nahmen wir von dem Herrn Pfarrer, einem belebten und gesprächigen Manne, Abschied. Ohne die Gastfreundschaft, die er ausübt, würden Fremde gar nicht wissen, wo sie in Lauterbrunnen bleiben sollten, weil kein Wirthshaus da ist, das nur eine kleine Gesellschaft aufnehmen und auf eine erträgliche Art bewirthen könnte. Die Dankbarkeit der Reisenden hat den Herrn Pfarrer in Lauterbrunnen in Stand gesetzt, ein schönes und geräumiges Haus zu bauen, in welchem er mehrere nicht zu zahlreiche Gesellschaften bequem unterbringen kann*). Die Zimmer sind niedlich meublirt, und die Betten so reinlich und gut, als man sie kaum in den Gasthöfen antrifft.

Schon bey unsrer Abreise war die Hitze sehr groß, und diese Hitze nahm noch um viele Grade zu, als wir in das Grindel-

*) Das Haus selbst hat die Regierung bauen lassen. Zur Meublirung desselben aber hat den Herrn Pfarrer allerdings die häufige Ankunft von Fremden veranlaßt.

waldthal hinein fuhren. Die Lütschine, die aus den Gletschern des Wetter- und Schreckhorns ausfließt, und das ganze Thal durchströmt, ist weniger wasserreich, und hat auch nicht so viele Fälle, und einen so reissenden Lauf als ihre Schwester im Lauterbrunnerthale. Das Grindelwaldthal selbst aber ist noch weit interessanter als das letztere. Die Berge, die man an beiden Seiten hat, sind viel höher, ihre Gipfel seltsamer gestaltet, und ihre Abhänge steiler als im Lauterbrunnerthale. Man findet auf dem Wege in den Grindelwald auch viel gräßlichere Spuren von Verwüstungen, welche die von den hohen Gebirgen plötzlich herabschießenden Bergwasser angerichtet haben. Strecken von mehrern hundert Schuhen in der Breite waren ausgewühlt, und mit Haufen von Graus und fürchterlichen Felsstücken bedeckt. Hin und wieder lagen in großen Entfernungen von den nächsten Gebirgketten Häusern ähnliche Felsmassen, von welchen ich noch jetzt nicht begreife, wie sie an ihre gegenwärtigen Stellen gekommen sind. Es scheint freylich unläugbar, daß sie Trümmer von ehemahligen Bergfällen seyen, allein ihre Entfernung von den nächsten Bergen ist so groß, daß man es für fast unmöglich halten muß, daß ihre eigene Schwere sie an ihre

jetzigen Plätze gebracht habe. Hinter einigen dieser Felsmassen waren Häuser oder Hütten errichtet, die durch sie allein gegen die Wuth von Bergwassern geschützt werden. Der Weg in den Grindelwald ist viel rauher und steiler als der nach Lauterbrunnen, und ich habe ihn deßwegen größten Theils zu Fuße gemacht. Nicht weit von dem Dorfe Grindelwald kommt man an Stellen, wo man die Schneeberge, die diesem Dorfe am nächsten liegen, und die Jungfrau zugleich übersehen kann. Auch hier zeigte sich die Jungfrau schöner und erhabener als die übrigen Berge. Die Gletscher des Grindelwalds, die man in einiger Entfernung von dem Dorfe dieses Nahmens entdeckt, sahen in der hohen Mittagssonne schwarz und schmutzig aus, und machten neben den Bergen, zwischen welchen sie sich hervor drängen, eine sehr armselige Figur. Je mehr man sich dem Dorfe nähert, desto fruchtbarer wird das Thal, desto geräumiger werden die Häuser und desto schöner die Einwohner. Wir sahen bey unserer Ankunft ganze Haufen von Grindelwaldern von allerley Alter und Geschlecht die so eben aus der Kirche kamen, wo der Herr Pfarrer der Vorsehung für die glückliche Rückkehr seiner Pfarrkinder von Genf gedankt hatte. Wir erstaunten über die große Men-

ge von schönen Personen, besonders von jungen Mädchen, die uns freundlich Blumensträuße anboten. Die Rosen, die man uns schenkte, hatten einen so ungewöhnlichen und eigenthümlichen Wohlgeruch, daß ich jedes Mahl, wenn ich ihre süßen Düfte einsog, niesen mußte, als wenn ich Tabak genommen hätte. So wie das ganze Dorf Grindelwald viel wohlhabender und auch besser bebaut ist als Lauterbrunnen, so findet sich in jenem auch ein viel schöneres und geräumigeres Wirthshaus, in welchem man billig und gut bewirthet werden soll. Das hiesige Pfarrhaus ist nicht so neu und so modisch meublirt als das in Lauterbrunnen, aber vielleicht eben so bequem. Wegen seines hohen Alters und seiner Kränklichkeit nimmt der Herr Pfarrer nicht gern Reisende mehr auf, wenn sie ihm nicht besonders empfohlen sind. Wir bewohnen ein Zimmer, in welchem wir die Aussicht in den Garten des Pfarrhauses und auf den untern Grindelwaldgletscher haben, von welchem letztern ich Ihnen nicht eher etwas sagen will, als bis ich denselben in der Nähe gesehen habe.

An dem Abende desselbigen Tages.

Jetzt kann ich Ihnen melden, was die so oft beschriebenen Gletscher auf mich hier für einen Eindruck gemacht haben. Erst einige Stunden nach Tische, da sich die Hitze gemäßigt, und der Himmel sich ein wenig bewölkt hatte, machten wir uns auf den Weg, um den untern Grindelwaldgletscher zu besehen, der zwischen dem Mettenberg und dem Eiger herab hangt. So nahe der Gletscher auch zu seyn schien, so brauchten wir doch eine gute halbe Stunde, um ihn zu erreichen. Der Fußsteig führt neben einer Menge von Häusern weg, aus deren jedem fast ein Mädchen entweder mit Blumen oder mit einem kleinen Vorrathe von Erdbeeren hervor trat. Nicht weit von dem untern Gletscher strömt die schwarze Lütschine vorbey, die aus dem obern Gletscher herab kommt, und ihren Beynahmen nicht weniger verdient als die weiße Lütschine, die aus dem erstern ausfließt, und sich bald mit ihrer Schwester vereinigt. Als wir uns dem Gletscher näherten, empfanden wir auf ein Mahl einen so heftigen Wind, daß wir kaum vorwärts gehen, und fast keiner von uns den Hut auf dem Kopfe behalten konnte. Dieser aus den Glet-

schern hervordringende Wind ist nur in ihrer Nachbarschaft und nur alsdann fühlbar, wenn die äußere Luft durch die Strahlen der Sonne erhitzt worden ist. Alsdann strebt die in den Höhlen der Eisgewölbe eingeschlossene kältere Luft, sich mit der äußern ins Gleichgewicht zu setzen, und strömt mit der Gewalt eines heftigen Sturms so lange hervor, bis die den Gletscher umgebende Atmosphäre bis auf einen gewissen Grad abgekühlt ist. Dieser Gletscherwind ist also gemeiniglich gegen Abend am stärksten, nimmt gegen die Nacht ab, und hört mit anbrechendem Morgen fast ganz auf. Er ist so schneidend und durchdringend, daß er denjenigen, die sich ihm nach einer heftigen Erhitzung aussetzen, höchst gefährliche Erkältungen und selbst tödtliche Entzündungen zuziehen kann. Diese gleichsam periodischen und mit Eistheilchen geschwängerten Winde, die täglich aus allen Öffnungen der Eisthäler und Gletscher hervor dringen, sind gewiß eine wichtige Mitursache, daß die Schweiz ein viel weniger warmes Klima hat als andere Länder in Europa, die unter gleicher Breite liegen. Der Vorgrund des Gletschers ist nicht bebauet, sondern mit Steinen überdeckt, und mit kleinen Gesträuchen und Stauden bewachsen.

Beide gehen so nahe an den Gletscher hinan, daß auch wir mit der einen Hand das Eis berühren und mit der andern Erdbeeren pflücken konnten. Zwischen der Linie, wo alle Vegetation aufhört, und der vordersten Reihe von Eispyramiden ist ein kahler mit Grand und einzelnen Eisstücken angefüllter Platz, der gleichsam der Spielraum des Gletschers ist, und von welchem er sich in den letzten Jahren zurück gezogen hatte. Am genauesten untersuchten wir denjenigen Theil des Gletschers, wo die weiße Lütschine aus einem hohen Eisgewölbe hervor rauscht, das jetzt aus vier ellendicken Lagen von Eis bestand, und durch allenthalben herabrinnende Tropfen den Gletscherbach vermehrte. In der Nähe machte der Gletscher freylich einen ganz andern Eindruck als vorher, da wir ihn in größerer Ferne sahen; allein auch selbst in der Nähe haben weder die Eisthäler noch die eigentlichen Gletscher etwas Großes, wenn man nicht gerade das Glück hat, solche Feenpaläste anzutreffen, als Herr Bourrit beschrieben und vielleicht nur allein gesehen hat. Ich setze das letztere mit Fleiß hinzu, weil ich schon einige Mahle bemerkt habe, daß dieser Schriftsteller gern ins Schöne mahlt. Die Gletscher sind weniger neue Gegenstände

als die hohen Alpen oder als die prächtigen Wasserfälle der Schweiz. Sie lassen sich deßwegen auch viel mehr mit bekannten Dingen vergleichen, und ohne wirklichen Anblick vorstellen, selbst alsdann wenn man die in der Nähe der Pole schwimmenden ungeheuern Eisberge und die majestätischen Eisgerüste nicht gesehen hat, womit die Natur die Länder und Inseln jenseit dem sechzigsten Grade südlicher und dem fünf und sechzigsten nördlicher Breite ewig befestigt hält, oder doch den größten Theil des Jahrs zu ummauern pflegt. Eisthäler sind große Strecken oder Massen von ewigem Eise, womit der Grund zwischen zwey Ketten von Schneegebirgen ausgefüllt ist. Ein solches Eisthal ist dasjenige, von welchem so wohl die Grindelwald als die Haßlithalgletscher ausgestoßen werden, und dessen ganze Breite wir aus den Fenstern des Pfarrhauses bis an das Viescherhorn übersehen können. Dieß Eisthal ist das größte oder eines der größten in der ganzen Schweiz, indem es von der Grimsel anfängt, und in einer Länge von mehr als zehn Stunden hinter der ganzen Reihe der bernischen Berge bis dahin fortläuft, wo diese letzteren mit den Walliserbergen zusammen stoßen. Solche Eisthäler sind bisweilen ganz eben,

meistens aber wechseln auf ihnen kleine Hügel und Vertiefungen ab, die dann und wann mit fürchterlichen Spalten durchschnitten sind. Derjenige Theil des Eisthals, den man vom Grindelwald aus entdeckt, ist vier Stunden weit gangbar. Wenn man einen großen See oder Fluß zugefroren gesehen hat, so kann man sich eine ziemlich annähernde Vorstellung von einem Eisthale machen. Von diesen Eisthälern sind die Gletscher verschieden. Diese letzteren kann man kleinere oder größere Arme nennen, welche die Eisthäler zwischen den Öffnungen hoher Schneeberge, hinter welchen sie liegen, heraus strecken. Sie sind mehrere hundert oder auch tausend Schuh breite, nicht allein unebene, sondern auch nach allerley Richtungen gespaltene Eistafeln, die an einer mehr oder weniger schiefen Fläche herab hangen. Je steiler die Felswand ist, an welcher ein Gletscher herab hangt, desto höher sind die Eispyramiden, in der er zerschnitten ist, und die durch fürchterliche Spalten oder Abgründe von einander getrennt werden. Diese Spalten entstehen aus dem geschmolzenen Wasser, welches im Sommer aus dem Eisthale herab rinnt, sich immer tiefere und tiefere Bette gräbt, und zuletzt die schiefe Eistafel fast in lauter einzelne oder

doch Reihen von Pyramiden verwandelt, deren Höhen, Richtungen und Gestalten, unendlich verschieden sind, und denen man es kaum ansieht, daß sie ehemahls ein zusammenhangendes Ganze ausmachten.

Schon mehrere Beobachter haben die Gletscher nicht unrichtig mit einem aufgebrachten Meere verglichen, dessen Wogen durch einen plötzlichen Frost in einem Augenblicke unbeweglich gemacht würden. Auch haben die Gletscher viele Ähnlichkeit mit den großen Eismassen, welche der Wind im Winter an den Ufern großer Ströme über einander treibt, nur daß die Eisstücke an dem Gestade solcher Flüsse nicht so pyramidalisch als die Eismassen der Gletscher sind. Wegen der gräßlichen Schründe, welche die eigentlichen Gletscher nach allen Richtungen durchschneiden, sind die letztern entweder gar nicht oder doch nur Gemsen und ihren Jägern, und auch diesen nicht allenthalben zugänglich. Das Eis des untern Grindelwaldgletschers ist viel schmutziger als das, was man auf Strömen und Seen sieht, weil die Eisthäler durch die Gletscher als Kanäle oder Öffnungen alle ihre Unreinigkeiten ausleeren. Kein Gletscher schließt, wenigstens im Sommer nicht, an die Seiten der Berge an, zwischen welchen er herunter hangt,

sondern alle sind von den nächsten Wänden durch Schründe getrennt, die natürlich daher entstehen, daß die von der Sonne erwärmten Felswände die benachbarten Eislagen bis auf eine gewisse Entfernung zerschmelzen. Neben dem untern Grindelwaldgletscher kann man an beiden Seiten, vorzüglich an der linken, hinauf steigen, wo ein enger beschwerlicher und für ungeübte Fußgänger an mehrern Stellen gefährlicher Pfad über den Rücken des Mettenbergs fortläuft. Weil ich keine Lust hatte, ein Märtyrer meiner Neugierde zu werden, so setzte ich der letztern Schranken, ungeachtet ich die hintere nach Wallis gekehrte Seite des Schreckhorns gern gesehen, und auch eben so gern einen Blick in das Eisthal der Länge nach gethan hätte. Vormahls ging zwischen dem Mettenberge und dem Eiger ein Paß nach Wallis, der aber schon seit langer Zeit verschlossen ist *). Man zeigt in der Kirche des Dorfs Grindelwald noch eine Glocke aus der Kapelle der heiligen Petronella, deren Stätte jetzt mit ewigem Eise bedeckt ist. Das Krachen des Eisthals war mir fast merkwürdiger

*) Ein sehr unterrichteter Freund schreibt mir, daß dieser Paß nach Wallis eine bloße Überlieferung sey, die weiter keinen Grund habe.

als der Anblick der Gletscher. Dieß Krachen wird bald durch die Entstehung neuer Spalten und Schründe, bald durch den Einsturz von Eisgewölben, bald durch den Fall von Lauinen, die von den hintern Seiten der Schneeberge auf das Eisthal hinab stürzen, verursacht. Diese Geräusche sind eben so sehr verschieden als ihre Ursachen, und sich selbst so ungleich, daß man sie nicht für dieselbigen Phänomene halten sollte. Bald ahmen die Gletscher einen nahen oder fernen und lange nachtönenden Donner so natürlich nach, daß man immer von neuem betrogen wird. Bisweilen gleicht ihr Krachen einem Geprassel, welches entstehen müßte, wenn man Tausende von Pferden in vollem Laufe über eine hohe eherne Brücke jagte. Zu einer andern Zeit äffen sie das Pfeiffen des Sturmwindes, oder das Brausen von Wasserfällen, oder von mächtigen Strömen nach, denen durch die Öffnung von Schleusen oder Dämmen auf ein Mahl ein Ausfluß verschafft wird. Unter den hohen Bergen des Grindelwalds macht vom Grindelwald aus betrachtet keiner einen solchen Eindruck als das Wetterhorn, weil man es in seiner ganzen Höhe fassen, und an dessen scharfen Ecken und Spitzen die charakteristischen Eigenthümlichkeiten ursprünglicher Berge am deutlichsten

wahrnehmen kann. Die übrigen Berge übersieht man nicht ganz, weil man ihnen zu nahe ist, und die obersten Gipfel durch die hohen und breiten Fundamente verdeckt werden. Die Ordnung, worin man sie erblickt, hatte ich mir schon gleich nach meiner Ankunft in Bern gemerkt. Zur Linken sieht man zuerst das Wetterhorn, von dessen Höhen der Milchbach schäumend herab fließt, und meinen Augen nur als ein weißer sich schlängelnder Faden erschien. Auf das Wetterhorn folgt der Mettenberg, von dessen Rücken das Schreckhorn eine fürchterlich hohe Felspyramide empor steigt, die man im Grindelwaldthale gar nicht sieht, weil sie auf dem Hintertheile des Mettenbergs steht. An den Mettenberg grenzen die beiden Eiger, die wieder mit der Jungfrau zusammen hangen. Zwischen dem Mettenberge und den Eigern entdeckt man jenseit des Eisthals in der Reihe der Walliserberge das Viescherhorn, das von fern mit den bernischen Gebirgen in gleicher Linie zu seyn scheint. An den Füßen der Eiger wächst die so genannte Arve, eine Art von Tannen, die sich am häufigsten an den Schneebergen, seltner auch in den Klüften und an den Abhängen des Jura, besonders im Münsterthale findet. Die Frucht der Arve (Pinus Cembra) ist in Ansehung

der Figur den Tannzapfen sehr ähnlich, unterscheidet sich aber auf eine vortheilhafte Art durch die Heilkräfte der kleinen Nüsse, die sie enthält. Der Saft dieser Arvennüsse ist eine von den kräftigsten Arzeneyen für erschöpfte, auszehrende oder an der Lunge leidende Personen. Ich kenne in Bern eine angesehene Familie, aus welcher wenigstens drey bis vier Personen ihr Leben der Milch der Arvennüsse zu verdanken haben. Man nimmt etwa hundert und zwanzig Nüsse, preßt den Saft heraus, der ungefähr eine kleine Tasse füllt, und trinkt diesen lieblichen Saft Morgens früh nüchtern. Selten soll man diese Kur einige Wochen fortsetzen, ohne ihre heilsamen Wirkungen zu spüren, wenn anders einem zerrütteten Körper noch aufgeholfen werden kann *). Das beste bey

---

*) Wenn ich durch meine Nachrichten von den Heilkräften der Arvennüsse etwas zu der starken Versendung derselben nach Deutschland, die man seit einigen Jahren bemerkt hat, beygetragen haben sollte, so wünschte ich doch zugleich, daß die kranken oder kränklichen Personen, die sich der Milch der Arvennüsse bedienen wollen, dieses nicht ohne Zuziehung ihres Arztes thun mögen, weil ich in den Schriften selbst schweizerischer Ärzte finde, daß diese Milch nicht immer so kräf-

dieser Kur ist dieses, daß man sich während derselben gar keine beschwerliche Enthaltungen auflegen, und alles das genießen darf, was gesunden Menschen nicht untersagt ist. Das Pfund dieser Nüsse gilt im Grindelwalde nur wenige Batzen, wenn die Witterung der Frucht nur einiger Maßen günstig ist. Als wir von dem Gletscher zurück kamen, unterhielten wir uns im Angesichte des Wetterhorns und des obern Grindelwaldgletschers mit dem Herrn Pfarrer über allerley physische und moralische Merkwürdigkeiten dieser Gegend, über die Sitten der Einwohner, über die Kühnheit der Gemsjäger, die Natur des Klima, die fürchterliche Gewalt von Lauinen, u. s. w. Auch hier hörte ich den Wiederhall der Klagen, die in allen gebirgigen Gegenden der Schweiz erschallen, daß ausländische Pracht, und besonders überhandnehmende Völlerey, die alte Unschuld und Einfalt verdrängen, wodurch die Bewohner dieses Thals vormahls so glücklich waren. Der Mißbrauch hitziger Getränke verdirbt hier nicht bloß die Sitten, sondern auch viel schneller als anders-

---

tig sey, als einige meiner Bekannten sie gefunden hatten, und daß sie unter gewissen Umständen sogar schädlich werden könne.

wo den Körper, weil alle Entzündungen und Verletzungen der Lungen in der feinen und scharfen Luft, die man an den Füßen der höchsten Schneeberge und in der Nachbarschaft der Gletscher einathmet, viel gefährlicher als anderswo, und mit eilenderen Schritten zum Tode hinführen. Die Gemsjäger sind auch hier im Durchschnitte die verwegensten und meistens nichtswürdigsten Leute, die eine mit den größten Gefahren und Beschwerlichkeiten verbundene Lebensart ergreifen, weil sie anhaltende und ordentliche Arbeiten scheuen. Die Gemsjagd ist eine Art von Glücksspiel, das denen, die sich demselben ergeben, fast die Denkungsart und Sitten der Spieler von Profession einflößt. Wenn der Gemsjäger einige Zeit hinter einander glücklich ist, und mehrere Gemsen erlegt, so verpraßt er den leicht erworbenen Gewinn fast eben so schnell, als er ihn erlangt hat, in der schmeichelnden Hoffnung, daß das Glück ihm auch in der Folge günstig seyn werde. Wird alsdann diese Hoffnung getäuscht, so fällt er in drückendste Dürftigkeit, die ihn aber nicht vorsichtiger macht, weil er, wie alle Menschen, die zu gewissen Zeiten auf ein Mahl viel und in andern gar nichts gewinnen, selten daran denkt, zu sparen, sondern sich einen

guten Tag zu machen. Was so viele Reisebeschreiber von der Kühnheit der Gemsjäger erzählt haben, ist vollkommen wahr, und läßt sich noch durch mancherley Zusätze vermehren. So verfolgte zum Beyspiele ein Jäger aus dem Grindelwald eine Gems an der Felswand des Mettenbergs, die einige tausend Schuh fast senkrecht emporsteigt, und an ihrem obern Theile dem Scheine nach nur einige schmale hervorragende Bänke hat, von welchen man kaum glauben sollte, daß ein Vogel da sitzen, viel weniger, daß eine Gems oder ein Mensch darauf stehen könnte. Der erhitzte Jäger verstieg sich endlich so weit, daß er weder vorwärts noch rückwärts konnte, und von der schmalen Felsbank, auf welcher er stand, herunter glitschte. Dieser Fehltritt müßte seinem Leben auf ein Mahl ein Ende gemacht haben, wenn er nicht so glücklich gewesen wäre, sich mit dem einen Fuße an dem Felsen fest zu halten. Hier hing er in unzugänglichen Höhen über einem fürchterlichen Abgrunde ohne alle Hoffnung, daß irgend ein Mensch ihm würde zu Hülfe kommen können. Der Gemsjäger, an dessen Leben alle seine Mitbrüder verzweifelten, ließ nichts unversucht, um aus seiner gefährlichen Lage zu kommen. Er schwenkte sich an seinem Fuße so lange hin

und her, bis er sich zuerst irgendwo mit den Händen anklammerte, dann einen festen Stand gewann, und endlich von den gefährlichen Stellen in sichere hinab steigen konnte. Die Gewandtheit und das Glück, womit die Jäger beständige Gefahren überwinden, macht viele so kühn, daß sie sich fast muthwillig in solche Gefahren wagen, in denen sie umkommen. Nur noch vor wenigen Jahren machten sich zwey Jäger an einem Morgen auf den Weg, ungeachtet auch sonst sichere Fußsteige durch Glatteis schlüpfrig geworden waren. Sie kamen bald auf einen engen abhängigen Pfad, der an dem Rande des oberen Grindelwaldgletschers fortgeht, und an der einen Seite unersteigliche Felswände, an der andern Seite einen scheußlichen Abgrund hat. Auf diesem Pfade glitschte einer von den Abenteurern aus, und stürzte ohne Rettung in den Schrund hinab. Der Unglückliche wurde durch die vielen Eiszacken, in welche er fiel, so sehr verstümmelt, daß man an seinem Leichname kaum eine menschliche Gestalt wieder erkennen konnte. Einige ihm ähnliche Wagehälse zogen ihn unter den augenscheinlichsten Gefahren eines ähnlichen Schicksals aus der gräßlichen Tiefe hervor, und ihre ganze Belohnung war ein Soff oder ein Trinkgeld,

welches der Vater des Verunglückten auf die Wiederfindung seines Sohnes gesetzt hatte.

So unleidlich die Hitze im Sommer ist, so anhaltend und herbe ist der Winter im Grindelwald. Es geschieht bisweilen, daß die Häuser bis an das Dach beschneyt werden. Bey einem so tiefen Schnee öffnet man sich gemeiniglich nur Ausgänge aus den Häusern und freye Aussichten aus den obersten Scheiben der Fenster, auch bahnt man sich durch die Straßen einen engen Fußsteig, der einzelne Menschen und Thiere fassen kann. Vorübergehende kann man alsdann aus den Fenstern nicht sehen, sondern nur hören, ausgenommen wenn sie hohe Stangen oder andere Instrumente auf dem Rücken tragen. Der Herr Pfarrer ist ein verständiger Mann, der den verdienten Ruhm strengerer Sitten hat, als seine Amtsbrüder im Oberlande gewöhnlich haben sollen *). Er

*) Personen, die mit den Charakteren und Verdiensten der Pfarrer im Oberlande bekannt sind, haben gewünscht, daß ich diese Stelle weggelassen hätte, weil es im Oberlande mehrere Geistliche gebe, die sich mit dem sonst verdienstvollen und jetzt verstorbenen Herrn Pfarrer Kuhn im Grindelwald nicht gern hätten vergleichen lassen.

ist nicht bloß der geistliche Hirt seiner Herde, sondern auch ihr leiblicher Arzt und im Nothfalle Geburtshelfer bey schwergebärenden Weibern. Durch die Hülfe, die er seinen Pfarrkindern oft als Arzt und Wundarzt geleistet hat, ist er nicht nur ihnen theurer, sondern auch allen, die ihn kennen, verehrungswürdiger geworden. Um seiner medizinischen Verdienste willen, hat er mehrmahls die rühmlichsten Zeugnisse und auch Belohnungen von der Regierung in Bern erhalten.

Im Haßlithale, Nachmittags um 1 Uhr.

Ich habe vielleicht jetzt schon den beschwerlichsten Theil meiner Fußreise überstanden. Vor etwa einer halben Stunde langten wir in einer Senn- oder Schäferhütte an, wo die meisten Reisenden sich zu erfrischen pflegen. Man findet aber nichts als fette Milch, Käse und so genannte Käsebutter oder die Molken, die von den Käsen zurück bleiben, und noch mit vielen Fetttheilchen angefüllt sind. Mit der letztern und der herrlichen Niedel oder der fetten Milch habe ich meinen unauslöschlichen Durst zum Theile gestillt, der meinen Hunger selbst verzehrt hatte. Die

Käsebutter war noch warm, und um desto heilsamer für den aufs äußerste erhitzten Körper. Ich finde mich durch diese Molken, die zu einer jeden andern Zeit Ekel in mir würden erregt haben, außerordentlich erfrischt und bestärkt. Vielleicht würde ich es weniger seyn, wenn ich starke Getränke und nährende Speisen zu mir genommen hätte. Ich sitze vor der Hütte, die so niedrig und dunkel ist, daß man, wenn man aus dem hellen Mittagslichte hinein kommt, fast nichts unterscheiden kann.

Heute um fünf und ein halb Uhr gingen mein Freund Abel, ich, unser Begleiter und Träger in demselbigen Augenblicke rechts, als meine Frau links wieder auf Unterseen zu fuhr. Der Wagen, auf welchen ich oft mit Sehnsucht zurück blickte, entsank bald unsern Augen, und nun gingen wir mit einem starken Schritte unsern Weg fort. Noch ehe ich es vermuthete, waren wir vor dem obern Grindelwaldgletscher, der einige tausend Schuh, und wenigstens acht Mahl breiter zu seyn scheint als der untere. Sein Eis ist viel reiner und heller als das des kleinern, seine Pyramiden aber weniger hoch, und nicht so unordentlich durch einander geworfen. Der Wasserfall, den man an der rechten Seite sieht, ist schön, aber doch nur einer von de-

nen, die man in der Schweiz nicht bemerken zu dürfen glaubt. Von dem Gletscher steigt man gleich ziemlich steil die Scheideck hinan, die jetzt über und über grünt, aber noch vor vierzehn Tagen in einer Nacht mit so tiefem Schnee bedeckt wurde, daß einer meiner Freunde, der das Haßlithal besuchen wollte, nach Bern zurück kehren mußte. Je höher wir hinan stiegen, desto dichter und kürzer wurde der Wasen, auf welchem wir gingen, desto balsamischer die Gerüche der Bergkräuter, desto lebhafter und schöner die Farben von Blumen, aber auch desto einsamer und beschwerlicher der Weg. Unsere Schuhe glätteten sich bald so sehr ab, daß wir fast immer die Hälfte des Raums, den wir zurück legten, wieder rückwärts glitschten, und selten einen festen Tritt thaten. Außer unseren eigenen Stimmen hörten wir nur noch das Geläute und Geblöke von fernen Herden, das Geschrey einzelner Hirtenknaben und das traurige Gezwitscher von Bergschwalben, die an den nackten Wänden des Wetterhorns, an welchen sie nisten, ängstlich herum flogen, und ihren öden Aufenthalt zu beklagen schienen. Fast bis um zehn Uhr gingen wir in dem Schatten des Wetterhorns, ungeachtet wir gewiß eine halbe Stunde von dem Fuße dieses Berges

entfernt waren; als uns aber das Wetterhorn seinen Schirm entzog, fühlten wir die Hitze des Tages und die Beschwerlichkeit des Steigens auf einmahl so sehr, daß wir alle Viertel- oder halbe Viertelstunden einige Augenblicke stehen bleiben mußten. Unser Träger, ein sonst munterer Schneider aus dem Grindelwald, würde gleich dem geduldigsten unter allen Lastthieren, wenn es übertrieben wird, ohne Klagen liegen geblieben seyn, wenn ihm nicht mein Kirschwasser neue Kräfte gegeben, und unser Führer ihm eine Zeitlang das Felleisen abgenommen hätte. Niemahls habe ich einen betrügerischern Berg als die Scheideck bestiegen. Wenn man ihn vom Grindelwald aus sieht, so glaubt man, daß man ihn in einigen Stunden ersteigen könnte, und eben so bildet man sich während des Klimmens selbst ein, daß die nächste Anhöhe die letzte seyn werde; allein immer zeigen sich neue Gipfel, bis man zuletzt fast Kräfte und Geduld darüber verliert. Erst gegen halb zwölf krochen wir den letzten Hügel der Scheideck hinan, auf den wir uns als auf ein gelobtes Land freueten. Als wir die höchste Spitze der Scheideck erreichten, brachen wir beide zugleich in Ausrufungen von Bewunderung aus, und es war uns, als wenn unsere Knie gelähmt oder

gebeugt würden, um niederzufallen und anzubeten. Wir sahen auf ein Mahl eine neue Welt vor uns, auf deren Anblick uns niemand vorbereitet hatte, und entdeckten die ganze Kette von Schneebergen vom Wetterhorn bis nahe an den Titlis hin. Auf eben dieser Höhe stellten sich uns die bernischen Berge vom Wetterhorn bis an die Jungfrau viel besser und deutlicher als in den Thälern dar. Hier erhielten wir zuerst ein merkwürdiges und richtiges Bild von der Höhe des Wetterhorns, und eine ganz andere Vorstellung, als wir würden erhalten haben, wenn wir eben diesen Berg vom Grindelwaldthal aus richtig gemessen hätten. Wenn man von den schweizerischen und amerikanischen Schneebergen liest, daß sie 10, 15, 16, 20000 Schuh hoch sind, so erstaunt man freylich über die Größe dieser Zahlen, und dieß Erstaunen nimmt zu, wenn man die Höhe der Berge mit der Höhe der höchsten Körper, die man zu sehen gewohnt ist, vergleicht, und zum Beyspiel findet, daß ein einziger Berg eben so hoch ist, als der höchste Thurm einer Stadt, wenn man ihn funfzig, sechzig und noch mehr Mahle auf einander setzte. Allein man kann doch das Bild eines Thurms, oder eines jeden andern Objects, nach welchem man die Schneeberge schätzt, nicht so ausdehnen und

vergrößern, als man Zahlen zusammen fügen kann. Die Einbildungskraft erliegt und verwirrt sich, wenn sie das Bild eines Thurms nur noch ein oder einige Mahle größer machen will, als sie es durch das Auge empfangen hat, und man stellt sich also freylich etwas gewaltig großes, aber doch nichts bestimmtes und die Einbildungskraft erhebendes vor, wenn man sich eine 10, 15 oder 20000 Schuh hohe Masse denkt. Wenn ich Ihnen aber sage, daß man von Bern bis Thun und von Untersseen bis an den Grindelwald wenigstens neun Stunden Weges beständig Berg an fahren müsse, daß wir wieder fast sechs Stunden brauchten, ehe wir den Gipfel der Scheideck erreichten, und daß wir auf der Höhe der Scheideck, die oft noch gegen das Ende des Junius in kalten Nächten mit tiefem Schnee bedeckt wird, nicht viel mehr als mit dem Fuße des Wetterhorns parallel und ungefähr den Stellen gegen über waren, wo noch die Reste ehemahliger Schneelauinen lagen, so werden Sie sich aus diesen Datis mehr als aus allen andern ein lebhaftes Bild von der entsetzlichen Höhe der Schneeberge machen können, unter denen das Wetterhorn noch keines der größten ist. Überhaupt muß man, wenn man die Erhabenheit der Schneeberge über andere hoch schei-

nende Gebirge recht wahrnehmen will, die erstern entweder in der größten Nähe, besonders auf den Gipfeln der nächsten ersteiglichen Berge, oder auch in nicht zu kleiner Entfernung betrachten. In beiden Fällen, besonders im erstern, erheben sich die Schneeberge bis zu ihrer wahren Größe, und ihre Nachbarn verschwinden zu ihrer unbedeutenden Kleinheit herab, wenn sie vorher vom Thal aus betrachtet, oft mit den erstern zu wetteifern, oder sie gar noch zu übertreffen scheinen.

Das Herabsteigen von der Scheideck war fast noch beschwerlicher als das Hinaufsteigen, weil der Fußpfad sehr gähe und mit lauter kleinen, untreuen, unter den Füßen wegrollenden Steinen bedeckt war. Ehe wir die Hütte, wo wir jetzt ausruhen, erreichten, sahen wir noch zuerst den Schwarzwaldgletscher, der in der Mitte mit Schnee bedeckt, und viel weniger steil und mit minder hohen Pyramiden aufgemauert war als die Gletscher im Grindelwald. Viel merkwürdiger aber war uns eine Schneelauine, die von der Höhe des Wetterhorns herab kam. Solche Lauinen sind im hohen Sommer viel kleiner und seltener als im Winter und Frühling, wir freueten uns also nicht wenig, diese fürchterliche Naturerscheinung, wenn auch gleich nur im Kleinen, doch mit eige=

nen Augen zu sehen. Wir waren dem Orte, wo sie hinab stürzte, nicht so nahe, daß wir in die geringste Gefahr hätten kommen können; wir waren aber auch nicht so entfernt, daß wir sie nicht gleichsam von ihrer ersten Entstehung an zu beobachten im Stande gewesen wären. Gleich bey dem ersten Krachen, das der Sturz der von dem Gipfel des Wetterhorns herabrollenden Schneemasse verursachte, machte uns unser Führer auf das, was wirklich geschah und auf den Schauplatz der Handlung aufmerksam. Wir sahen die sich immer vergrößernde Schneemasse mit zunehmendem Krachen von einem Absatze des Felsens auf den andern stürzen, und als sie endlich die Erde erreichte, so schien es, als wenn sie den erschütterten Boden durchbrechen wollte. Die Lauine brauchte meinem Bedünken nach so viel Zeit, um von dem Gipfel, wo sie sich zuerst entsponnen hatte, bis auf die Erde herab zu kommen, daß man jemanden, der dieß Phänomen noch gar nicht gekannt hätte, noch vor dem letzten Falle, die Natur desselben kürzlich hätte erklären können. Beym letzten Sturze wurde die Luft mit so vielem Schneestaube angefüllt, daß man die dichtere Masse, die den entsetzlichen Schlag hervor brachte, davor nicht erkennen konnte.

Meyringen Abends um 7 Uhr

Noch nie, glaube ich, bin ich so müde und erschöpft gewesen, als ich mich jetzt fühle, aber auch niemahls habe ich meine Müdigkeit, bevor ich mich setzte, weniger bemerkt, weil das erhabenste Schauspiel, welches sich mir auf meiner ganzen Reise dargeboten hat, mich meinen Zustand und fast mich selbst vergessen ließ. Nur mit Mühe kann ich mich auf das besinnen, was ich einige Stunden vorher gesehen habe, und fast mit Widerwillen schreibe ich es nieder. Ich werde mich so kurz als möglich fassen, um Ihnen meine noch frischen Eindrücke mittheilen, und jetzt, da alle meine Nerven noch zittern, ein schwaches Bild des prächtigsten unter allen Wasserfällen entwerfen zu können.

Ungefähr um drey Uhr brachen wir von unsrem Ruheplatze auf, den wir zuletzt unter dem Schatten einiger Bäume in der Nachbarschaft der Hütte genommen hatten, und gingen mit erneuerten Kräften das Thal hinab, das sich immer gäher senkt und enger zusammen zieht. Wenn ich die wenigen Dörfer oder Haufen von elenden Kabanen ausnehme, womit dieser obere Theil des Haßlithals nur sparsam bestreut ist, und de-

ren Einwohner mit ihren Herden größten Theils auf den Alpen versteckt waren, so findet man in diesem Bergthale fast keine Spur von Kultur oder vom Daseyn der Menschen, und nirgends kann man sich meiner Meinung nach fester als hier davon überzeugen, daß das Hirtenleben eine viel geringere Vervielfältigung des menschlichen Geschlechts hervor bringe als Wein- und Ackerbau. Wenn ich das ganze Thal mit meiner Einbildungskraft wieder durchlaufe, so fällt mir doch auch nicht ein einziges Plätzchen ein, welches man schön oder reizend hätte nennen können. An der linken Seite wird es von hohen oft unzugänglichen Alpen eingeschlossen, die meistens mit dunkeln Tannenwäldern besetzt sind, und rechts sieht man fast nichts als Gletscher, oder kahle Felswände und unersteigliche Schneespitzen. Die furchtbarste Mauer des Haßlithals ist das Wetterhorn, das sich vom Grindelwald an der Seite der Scheideck weg mehrere Stunden in Oberhaßli hinein erstreckt.

Wo die Felsen des Wetterhorns aufhören, da steigt der schönste unter allen Gletschern, die ich noch gesehen habe, der Rosenlauingletscher von dem Fuße des Engelhorns herab. Dieser Gletscher übertrifft selbst den obern Grindelwaldgletscher an der schö-

nen Bläue und Reinigkeit des Eises, und alle übrigen an der Höhe der Eispyramiden und an der Breite und scheinbaren Tiefe von Schründen. Das obere Haßlithal liegt viel höher als das Grindelwald- und Lauterbrunnenthal, und der Winter muß hier also auch viel länger und trauriger als in den beiden letztern Thälern seyn. So rauh aber auch die Natur im Oberhaßlithal ist, so sanft und wohlgebildet, und man kann hinzu setzen, so glücklich sind seine Einwohner. Fast alle Mannspersonen, die ich sah, (Weiber und Mädchen kamen uns nicht vor) hatten einen schönen und schlanken Wuchs, eine blühende und im geringsten nicht verbrannte Farbe, und so feine und freundliche Züge, als ich in einem so einsamen abgesonderten Völklein nicht erwartet hatte. Diese Hirten nähren sich größten Theils mit Milch und Käse, die sie mir, wo ich aus Neugierde einkehrte, mit der größten Bereitwilligkeit anboten. Ihre Häuser oder vielmehr ihre Hütten ruhen auf hölzernen Unterlagen, und schweben einige Schuh über der Erde oder dem Boden, damit die Luft von allen Seiten durchstreichen, und die Käse desto eher trocknen und desto länger erhalten möge. Man verkauft alle Käse an die Walliser, von denen sie wieder nach Italien

C. Schindelmayer sc.

hin abgesetzt werden. So bald man den Reichenbach zur linken Hand hat, so ziehen sich die Berge und Felsen näher zusammen, der Fußsteig wird immer rauher und die Gegend öder oder wilder, so daß es zuletzt scheint, als wenn alle Triebkraft der Natur ausgestorben sey oder aussterben wolle. Um desto mahlerischer und reizender ist der erste Blick auf Meyringen und das fruchtbare untere Haßlithal, das von der Anhöhe, wo die Berge sich öffnen, wie ein einziger trefflich bereiteter und in regelmäßige Beeten oder Felder abgetheilter Garten erscheint. Der Anblick dieses Thals hat alle Reisenden bezaubert, und zwar nicht bloß durch seine Fruchtbarkeit und die sorgfältige Kultur, die man durchgehends wahrnimmt, sondern auch durch eine Wirkung des Kontrastes, indem man immer aus traurigen oder gar fürchterlichen Wildnissen in dasselbe hinab steigt, man mag aus dem Grindelwalde, oder von Engelberg, oder von der Grimsel herab kommen. Schon ziemlich lange vorher, ehe wir ins Haßlithal hinunter schauen konnten, hörten wir ein dumpfes Getöse, das durch den Fall des Reichenbachs verursacht wurde, und dieß Getöse machte mich auf das, was wir bald sehen sollten, viel aufmerksamer, als die Lobreden unsers Füh-

rers, der aber doch richtiger und nachdrücklicher davon redete als irgend ein Reisebeschreiber, den ich gelesen habe. Dieser merkwürdige Fall ist ungefähr eine kleine Stunde von Meyringen, dem Hauptflecken des Haßlilandes entfernt, und um ihn recht zu sehen, muß man einen beträchtlichen Theil des Berges, den man an einer andern Seite herab gestiegen ist, wieder hinan klettern. Der Zugang ist äußerst beschwerlich, und wenn man nicht vorsichtig ist, selbst gefährlich. Die Anhöhe nähmlich, die man hinan steigen muß, und die ganz mit schönem Grase bekleidet war, ist nicht nur steil, sondern auch schlüpfrig und gegen das tiefe Bett des Baches abhängig. Als wir dem Falle auf einige hundert Schritte nahe kamen, wurde der Staubregen schon mit einer solchen Gewalt und so dicht auf uns zugetrieben, daß wir kaum mehr von uns hinsehen konnten. Wir rückten ihm nichts desto weniger bis auf vierzig oder dreyßig Schritt entgegen; näher mochte ich aber doch nicht hinzu gehen, ungeachtet unser Führer uns sagte, daß man bis an den Rand des Kessels hinab steigen könne. Wir mußten uns schon auf dem Platze, wo wir standen, fast jede Minute umkehren, wenn wir es aushalten wollten und ich konnte also leicht

schließen, daß man, wenn man den ganzen furchtbaren Fall in einem engen Behälter über sich hätte, den Gebrauch aller seiner Sinne verlieren, und viel weniger als auf unserm Standpunkte würde sehen können. Als ich den ganzen Sturz vor Augen hatte, vergaß ich Schneeberge, Gletscher, Lauinen und selbst den Rheinfall, der von allen merkwürdigen Seiten betrachtet mit dem Falle des Reichenbachs nicht verglichen werden kann. Noch nie habe ich ein solch betäubendes Erstaunen empfunden, nie ist meine Einbildungskraft durch irgend einen Gegenstand so ausgefüllt, und mein Verstand so heftig und anhaltend angespannet worden, als durch dieses bewunderns würdige, und fast möchte ich sagen, einzige Schauspiel. Ungeachtet wir vom Reichenbache bis nach Meyringen eine Stunde zubrachten, und unter Weges manches merkwürdige antrafen, so waren doch meine Sinne wie bezaubert, alle meine Kräfte gleichsam gefesselt, und ich hörte und dachte nichts als den Fall des Reichenbachs. Noch jetzt ist meine Fantasie in so heftiger Arbeit, daß ich vielleicht nach einer Stunde Mühe haben werde, sie loszureissen und in einige Ruhe zu bringen. Der Reichenbach entspringt auf einer der höchsten Alpen, womit

das obere Haßlithal eingefaßt ist, und nimmt in seinem Laufe alle Quellen der übrigen Alpen und die Wasser aller Gletscher auf. Schon einige Stunden vor seinem Falle wird er eben so wüthend als die Lütschinen, und wälzt Felsenstücke und abgerissene Bäume, die von den steilen Abhängen der Berge in ihn hinein fallen, mit unwiderstehlicher Gewalt fort. Beym Falle selbst bricht er zwischen zwey Felswänden in einer schiefen Richtung hervor, und stürzt sich in ein unsichtbares Felsenbecken, daß die Natur selbst zu seiner Aufnahme hingearbeitet zu haben scheint. Aus diesem Becken reißt er sich wieder mit einer solchen unglaublichen Kraft und Geschwindigkeit, mit einem so fürchterlichen Ungestüme und Reichthume von Wasser heraus, daß ich nicht begreifen kann, wie man die Vorzüge des Reichenbachs vor allen andern Wasserfällen bisher hat übersehen können. Freylich ist das Bett des Rheins viel breiter, und die ganze Masse seiner Wasser größer als die des Reichenbachs, allein die Breite eines fallenden Wasserstroms trägt nur wenig zur Verstärkung des Eindrucks bey, und die grössere Masse von Wasser ist beym Rheine mehr vertheilt oder nirgends so zusammengedrängt als beym Reichenbache. Den Fall des letztern hört man

in der Entfernung von mehr als einer Stunde ganz deutlich, und fast in eben der Entfernung kann man den Stoß einer jeden herabschießenden Welle oder Wassersäule, und die furchtbaren Schläge der Felsstücke hören, die mit den Wellen in das Becken, und aus diesem an die nahen Felswände geworfen werden. In der Nähe ist sein Brüllen stärker als das des heftigsten Donners, und so angreifend, daß man gewiß in wenigen Minuten ganz betäubt werden würde. Er erregt durch seinen Sturz einen eben so heftigen Luftstrom, als wir den Tag vorher an der Mündung des untern Grindelwaldgletschers empfunden hatten. Wir mußten einige Mahle alle unsere Kräfte zusammen nehmen, um uns gegen die Anfälle dieses Sturmwindes zu erhalten, der bald durchdringend kalt, bald aber so heiß war, daß man hätte ersticken mögen. Der Reichenbach wirft nicht bloß Welle über Welle her, sondern ehe noch die erste den Abgrund erreicht, stürzt eine zweyte, dritte, vierte hervor, und reißt alle diejenigen, über welche sie sich herwälzt, und mit denen sie eine einzige ungeheure Säule bildet, mit zerstörender Kraft in die gräßliche Tiefe hinab. Fast jede herabschießende Fluth oder Welle spritzt nach allen Seiten und Richtungen

milchweiße Ströme mit einer Heftigkeit aus, als wenn sie durch den Druck einer gewaltigen Maschine hervor getrieben würden. Die Höhe des Falls läßt sich nicht gut bestimmen, weil der Abgrund, in welchen der Bach sich verliert, stets mit dicken fast undurchsichtigen Wolken bedeckt ist. Ich schätze sie aber auf hundert funfzig bis zwey hundert Fuß, und würde sie noch höher angeben, wenn es gewiß wäre, daß der Staubbach von einer Höhe von neun hundert Schuhen herab falle. Die Staubwolken, welche der Reichenbach ohne Unterlaß bildet, sind viel dicker, steigen viel höher, und werden unzertrennt viel weiter fortgetragen als beym Rheinfalle. Des heftigen Sturmes ungeachtet, der von dem Bache herweht, erheben sie sich senkrecht hoch über sein Bett empor, und ziehen, so weit das Auge reicht, den Strom des Baches nach. Sie feuchten in einem Umfange von einigen hundert Schritten den Wiesengrund so sehr an, daß man sich dem Falle unmöglich nähern kann, ohne nasse Füße zu bekommen. Eben deßwegen, weil sich vom Reichenbache ungleich mehrere und dichtere Nebel empor heben, zeigt er auch bey hellem Sonnenscheine ganz andere und ohne Vergleichung prächtigere Phänomene als alle anderen berühmten Wasserfälle:

wenn nähmlich der Kranz von Wolken, womit er beständig umringt ist, von der hohen Mittagssonne erleuchtet wird, so bildet er nicht bloß einen oder mehrere Regenbogen, sondern Feuerströme, indem alle Dünste mit den Farben des Regenbogens glänzen.

So sehr ich auch auf dem Wege vom Reichenbache bis Meyringen in mich gekehrt, und mit den Scenen, die ich eben gesehen hatte, beschäftigt war, so fiel mir doch die von allen Reisebeschreibern bemerkte Schönheit der Weiber und Mädchen wie die Scheußlichkeit ihrer Kleidung auf. Man kann sichs kaum vorstellen, was das hohe Schürzen der Röcke, welche die Haßlerinnen bis unter die Arme tragen, besonders großen Personen für eine zugleich ungeheure und lächerliche Gestalt gibt. Auch die artigsten Mädchen gewöhnen sich dadurch an einen Gang, der mit dem schwerfälligen schiebenden Schritte der meisten Mönche, besonders der Kapuziner, eine große Ähnlichkeit hat. Die Brücke über die Aar, die das ganze Thal durchströmt, ist erst vor wenigen Jahren neu von Holz erbauet worden. An den Seiten liest man nicht nur die Nahmen der Magistratspersonen, unter deren Regierung sie aufgeführet wurde, sondern auch die Nahmen der Zimmermeister und Arbei-

ter, welche sie verfertigt haben. Der Flecken Meyringen ist groß, schön gebauet und mit Wäldchen von Obstbäumen umgeben. Die Hauptstraße, die in den Flecken führt, ist an beiden Seiten mit vier bis sechs Schuh hohen Mauern eingefaßt, die man als Dämme oder Schutzwehre gegen die Überschwemmungen mehrerer Bäche hat errichten müssen, die sich dem Reichenbache gegen über von viel höhern Bergen, als wovon der Staubbach herab kommt, in drey, oder fünf, oder noch mehrern gewaltigen Fällen herab stürzen. Unter diesen Bächen ist keiner, der nicht wasserreicher wäre als der Staubbach, und der nicht als ein Wunder der Natur besucht zu werden verdiente, wenn er einzeln wäre, und nicht gerade den Reichenbacher zum Gegenbilde hätte; allein wenn man den letztern kurz vorher gesehen hat, so hat man für die übrigen kein Auge und keine Bewunderung mehr, und man kann mit Recht von den erhabenen Werken der Natur in der Schweiz sagen, daß sie nicht nur die Seltenheiten aller übrigen Länder, sondern auch sogar viele einheimische Wunder vernichten.

Die Gewalt der Bäche, die dem Reichenbache gegen über so prächtige Wasserfälle bilden, läßt sich aus den fast beyspiellosen Verheerungen abnehmen, die ein einziger dersel-

ben vor etwa zwanzig Jahren angerichtet hat. Der Alpbach nähmlich brach im Jahr 1764 auf ein Mahl mit einer so ungeheuern Wuth über Meyringen und das benachbarte Thal los, daß es schien, als wenn er nicht bloß alle Einwohner und ihre Wohnhäuser auf ewig verschütten, sondern auch das ganze Gebirge, von welchem er herunter kommt, in das Thal hinab wälzen wollte. Er schwemmte mit seinen Fluthen eine so unglaubliche Menge von Steinen und Grand herab, daß er die Wiesen, Felder und selbst Häuser zehn, zwanzig, ja an manchen Stellen bis dreyßig Schuh hoch damit bedeckte. Ohne die unauslöschliche Liebe, welche die Freyheit gegen den väterlichen Boden einflößt, würden die unglücklichen Bewohner von Meyringen ihre verödeten Fluren verzweiflungsvoll verlassen haben, anstatt, wie sie wirklich thaten, die Haufen von Schutt wegzuräumen, und starke Schutzwehren gegen ähnliche Überfälle aufzuführen. Der Gasthof zum wilden Manne hat ein stattliches Ansehen, und große so wohl als reinliche Zimmer, wiewohl man hier schon merkt, daß man nicht mehr im eigentlichen Bernergebiete ist *). Die Lage dieses Wirthshauses ist

---

*) Dieser Ausdruck ist einigen Lesern in Bern

so glücklich, als nur eine in Meyringen seyn kann, denn vorn hinaus sieht man die prächtigen Wasserfälle der drey vorher erwähnten Bäche, und auf der hintern Gallerie hört man nicht nur das Donnern des Reichenbachs, sondern man erblickt auch einen Theil seiner schäumenden Wellen und die Gipfel einiger Schneeberge. Wenn wir nicht einen Begleiter bey uns hätten, mit welchem wir zufrieden zu seyn Ursache haben, so würden wir hier einen sichern Mann, einen Schuster, haben bekommen können, der für einen sehr billigen Preis schon oft Reisende durch die kleinen Kantone, besonders auf die Grimsel, die Furka und den Gotthard geführet hat. Ich lege jetzt meine Feder nieder, weil ich nach dem Rathe guter Freunde meine Beine zuerst mit kaltem Wasser und dann mit Kirschwasser waschen und reiben will, durch welches Mittel man sich nicht nur am sichersten gegen das Wundgehen der Füße

---

aufgefallen. Ich setze aber das Haßlithal nicht deßwegen dem Bernergebiete entgegen, weil ich glaubte, daß jenes einen andern Herrn als die Regierung in Bern hätte, sondern weil Bern über die Landschaft Haßli nicht solche Rechte ausübt, und es nicht auf eine solche Art von bernischen Landvögten regieren läßt wie seine übrigen Landschaften.

verwahren, sondern auch am schnellsten die zu sehr angespannten und erschöpften Muskeln wieder stärken kann. Ich werde mich freuen, wenn dieses Mittel geprüft ist; denn ich empfinde noch immer krampfartige und schmerzhafte Zuckungen in den fleischigen Theilen der Beine. Man rechnet von Grindelwald bis Meyringen nur sechs Stunden, allein ich glaube gewiß, daß dieser Anschlag zu geringe ist *).

Lungern in Unterwalden ob dem Wald, am 27. Morgens um 9¼ Uhr.

Der großen Ermüdung des gestrigen Tages ungeachtet, brachen wir heute noch vor fünf Uhr so frisch und munter, als wenn wir gestern gar nicht gegangen wären, von Mey=

---

*) So sehr ich aber die Beschwerlichkeiten dieses Weges empfunden habe, so würde ich doch einem jeden Reisenden rathen, zu den drey Tagen, die man auf die Reise in das Lauterbrunner= und Grindelwaldthal zu verwenden pflegt, noch zwey zuzugeben, und über die Scheideck und durch das Haßlithal zurück zu kehren. Wenn man diese drey Thäler besucht hat, so kann man sich mit Recht rühmen, daß man das Größte und Merkwürdigste in der Schweiz gesehen hat.

ringen auf. Wir nahmen nicht den nächsten Weg nach Engelberg, der von Meyringen über den Engstlenberg hin führt, weil wir uns vor den rauhen und gefährlichen Fußsteigen fürchteten, von denen ich abschreckende Beschreibungen gelesen hatte. Auch wollten wir nicht gern den größten Theil von Unterwalden einbüßen, und wir gingen deßwegen auf den Brünig zu, der das Haßlithal von Unterwalden trennt. Noch nie habe ich ein einsameres und melancholischeres Gebirge durchwandert. Man stößt alle Augenblicke auf eingestürzte oder erstorbene und verstümmelte Tannen, die dem durch nichts zerstreuten, und durch alles was ihn umringt, zu schwermüthigem Nachdenken gestimmten Wanderer stets das Bild des Todes und der Vergänglichkeit vorhalten. Selbst die Felsenstücke, womit der Weg bestreut ist, oder auf welchen wir ausruhten, waren mit traurigem Moose bewachsen oder auch von der Zeit zerfressen, und hatten das Ansehen von verwitterten Trümmern oder zerschlagenen Leichensteinen. Nur selten hörten wir das Geschrey eines einsiedlerischen Spechts, dem niemand antwortete, und eben so selten öffnete sich zur Linken der dunkle Wald, womit der ganze Berg bewachsen ist. Selbst diese Aussichten gewährten uns fast

niemahls den Anblick merkwürdiger oder erfreulicher Gegenstände, das süße Tageslicht ausgenommen, dessen wir bey dem heitersten Himmel in den schattigen Gängen fast ganz beraubt waren. Je weiter wir fortgingen, desto enger und unfruchtbarer wurde das Haßlithal, und desto lauter tönte die schnelle Aar zu uns herauf. Nur hin und wieder wurden die hohen und kahlen Berge, die sich uns gegen über aufthürmten, durch einige sonst unbedeutende Wasserfälle belebt. Beym Zollhause, welches fast auf der obersten Höhe des Brünigs liegt, scheidet sich das Berner- und Unterwaldnergebiet. Als wir auf der andern Seite des Bergs nach Unterwalden hinab stiegen, wurde der Wald noch dicker, die Fußsteige noch enger und rauher und die Landschaft noch wilder, als sie vorher war. Wir gingen sehr lange, ohne einen einzigen Menschen anzutreffen, und nur erst in der Nachbarschaft von Lungern hörten wir die weit tönenden Hiebe von Holzhauern. Der größte Theil der Waldungen, welche der Brünig auf der Unterwaldner Seite trägt, scheint gar nicht genutzt zu werden, und ich wüßte auch nicht, wie man die gefällten Stämme fortbringen wollte. Wenn man nicht weit von dem untersten Fuße des Brünigs entfernt ist, so

kommt man an einige sehenswürdige Fesenhöhlen oder Felsendächer, die über den Fußsteig herhangen, und so breit sind, daß eine nicht kleine Gesellschaft darunter einen Zufluchtsort gegen Regen und Ungewitter finden könnte. Lungern zeigte uns zwar nicht den Reichthum der zürchischen und bernischen Dörfer, die gut erhaltenen Häuser aber, und das gesunde Ansehen der Einwohner bewiesen uns doch, daß die letztern mit ihrem Zustande vollkommen zufrieden seyen. Wir kehrten in den Adler ein, dessen Wirth zugleich Schulmeister, Organist und Schiffer war, indem er uns nachher mit seiner Tochter über den Lungernsee brachte. Wir konnten hier weder Fleisch noch Fische bekommen, und mußten uns also außer einer Schüssel Erdbeeren mit einem süßlichen Eyergerichte begnügen, das nur der Hunger allein genießbar machen konnte. Der Unterwaldner Käse wird für einen der besten gehalten, und desto theurer bezahlt, je älter er ist. Unser Wirth glaubte uns in dem Fragmente von einem funfzehnjährigen Käse eine große Leckerey vorzusetzen, allein wir fanden ihn so holzicht und unschmackhaft, daß wir gern zu dem jüngern und weniger geschätzten zurück kehrten.

Sarnen, am 28. Morgens um 3 Uhr.

Ich fahre fort, meine gestrige Reise zu beschreiben, weil die Hitze und noch mehr die unerträglichen Mücken mich keine einzige Stunde habe ruhen lassen. Wir stiegen gestern erst um zwey Uhr in ein kleines Schiff, und setzten der Länge nach über den Lungernsee, der ungefähr eine Stunde lang und eine halbe breit ist. Von Kaiserstuhl aus, wo wir ans Land traten, gingen wir fast anderthalb Stunden, ehe wir das Zollhaus am Ufer des Sarnersees erreichten, der ungefähr noch ein Mahl so breit als der Lungerer ist. Hier mußten wir eine gute Stunde warten, ehe wir weiter fahren konnten, weil ein heftiges Ungewitter über die hohen Berge daher rauschte, die Unterwalden von Bern trennen. Wie tröstend war für mich der Gedanke, daß der heftige Sturm nicht einen Tag früher gekommen sey, weil er sonst meine Frau auf ihrer Rückfahrt über den Thunersee würde überfallen haben! Bey den heftigsten Windstößen war der Sarnersee zwar an den beiden Seiten stark bewegt, allein in der Mitte blieb ein nicht schmaler Streifen dem Anscheine nach ganz ruhig und unerschüttert. Weil wir noch gern Sarnen

erreichen wollten, so setzten wir uns in das Schiff, da der Regen noch nicht ganz aufgehört hatte, der Donner noch in der Ferne rollte, und die Blitze noch schnell und heftig waren. Während der Fahrt aber zerstreuten sich die Gewitterwolken, und der Himmel fing wieder an, sich aufzuheitern. Die Landschaft um den Sarnersee ist der am Lungernsee sehr ähnlich. Man sieht nichts als Berge, auf welchen Alpen und Wälder mit einander abwechseln, und an dem flächern Ufer erblickt man Wiesen und hin und wieder Häuser und Dörfer. Wenn man auf ein Mahl aus Deutschland in diese Gegend versetzt würde, so würde man sie vielleicht arkadisch finden; allein wenn man kurz vorher die große Natur im bernischen Oberlande und im Haßlithale verlassen hat, so findet man sie uninteressant, einförmig und selbst todt. Unsere Schiffer mußten uns bey Saxeln ans Land setzen, weil wir die Reliquien und das Grab des großen Heiligen der katholischen Schweiz, und des verehrungswürdigsten aller Einsiedler, des Bruders Claus von der Flüe, sehen wollten. Sie werden es schon in vielen Geschicht- und Reisebeschreibern gelesen haben, daß Nicolaus von der Flüe, in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, nach ei-

nem in dem Dienste seines Vaterlandes rühmlich vollbrachten Leben, sein Weib und seine Kinder verließ, sich ins Melchthal in eine grausenvolle Einödde zurück zog, und nicht eher in die Welt, der er abgesagt hatte, zurück kehrte, als bis die alten Kantone in Gefahr kamen, wegen der Vertheilung der burgundischen Beute in den verderblichsten Bürgerkrieg verwickelt zu werden. Unter diesen Umständen trat er 1481 auf der Versammlung der eidgenossischen Gesandten zu Stanz als ein göttlicher Friedensbote hervor, vertilgte durch seine wahren und eindringenden Reden aus den gereizten Gemüthern allen Groll und Eifersucht, und schenkte seinem Vaterlande, das schon das Schwert gegen sich selbst gezückt hatte, einen dauerhaften Frieden. Mit Ehrfurcht näherte ich mich der Ruhestätte eines Mannes, der als Patriot die Altäre und Tempel verdient hatte, die man ihm als Heiligen errichtet hat. Ich fand aber diese Kirche nicht so schön und die Wohnung der Nachkommen des heiligen Claus nicht so prächtig, als ich sie irgendwo beschrieben gelesen hatte. Die schönen marmornen Säulen, auf welchen die Kirche ruhet, werden durch die Kleinheit und Ungeschmücktheit des Gebäudes, in welchem sie stehen, eher verdunkelt, als sie dem-

selben zur Zierde gereichen. Wenigstens macht es einen nachtheiligen Eindruck, daß die übrigen Verzierungen der Kirche mit den Säulen nicht zusammen stimmen. Die Gebeine des heiligen Claus hat man im letzten Jahrhunderte aus seinem Grabe gesammelt, und sie in ein knieendes Gerippe zusammen gefügt, in welcher Stellung man sie hinter einem großen Spiegelglase und auf einem marmornen Gerüste fast in der Mitte der Kirche sieht. Dieses Zusammenflicken von Gebeinen, welche die Zeit schon von einander gelöst hatte, muß nothwendig einen jeden beleidigen, der Todtengerippe nicht als Gegenstände der Ehrfurcht, sondern als Gegenstände des Grauens oder Schauders anzusehen gewohnt ist. Der Anblick solcher heiligen Skelette ist noch widriger, wenn sie wie der Bruder Claus, mit glänzendem Flitterwerke oder gar mit Edelsteinen und kostbaren Zeugen verbrämt sind, weil dadurch das Scheußliche der entfleischten Reste noch mehr gehoben wird. Nur unwissende Mönche, die alles Heilige zu versilbern, oder zu vergülden, oder sonst zu putzen gewohnt sind, und die den Begriff des Heiligen vom Glänzenden und Prächtigen nicht mehr trennen können, nur diese allein konnten glauben, daß die Überbleibsel eines göttlichen

Mannes dadurch gewinnen würden, wenn man sie dem Auge scheußlichlächerlich travestirt darstellte. Bey unserer Ankunft räumte man die Gemählde oder die Flügel weg, womit das gläserne Gehäuse bedeckt war, und nun konnten wir leicht an der Größe des Gerippes bemerken, daß man den heiligen Claus vorn am Eingange der Kirche nicht zu lang gemahlt hatte. Wir wurden aber dieses Anblicks bald satt, und gingen in die kleine an die Kirche stoßende Kapelle, in welcher der heilige Claus vormahls begraben war. In dieser Kapelle fanden wir viele Pilger, ungeachtet es schon spät am Tage war. Einige beteten knieend am Rande des Grabes, andere lagen mit heißer Inbrunst auf dem Grabe selb, wo die Gebeine geruhet hatten. Fast die ganze Kapelle war mit Gemählden oder Täfelchen und kleinen Geschenken bedeckt, welche entweder die vornehmsten Begebenheiten des heiligen Claus, oder auch die wunderbare Hülfe verkündigten, die er in mancherley Schäden und Krankheiten geleistet hatte.

Auf unserer Fahrt von Saxeln nach Sarnen hatten wir immer das Melchthal, wo der Bruder Claus als Einsiedler lebte, zur rechten Hand. Wir konnten aber doch die Kapelle des Heiligen nicht eher als von ei-

ner Anhöhe bey Sarnen entdecken. So bald wir in diesem Flecken angekommen waren, besahen wir so wohl die neue Kirche als die öffentlichen Gebäude auf dem Landenberge. Die erstere ist nicht so kostbar als die in Saxeln, aber größer und schöner ins Auge fallend. Beide übertreffen an Pracht so wohl das Schützenhaus als das Zeughaus und das Magazin des Standes. Wenn man diese verschiedenen öffentlichen Gebäude mit einander vergleicht, so muß man nothwendig den Schluß machen, daß die Unterwaldner in Rücksicht auf die weltlichen eben so sparsam als in Rücksicht auf die geistlichen freygebig sind. Wir hätten die Gebäude auf dem Landenberge gewiß nicht für öffentliche Gebäude gehalten, wenn man es uns nicht gesagt hätte, weil wir sie bisher von ganz andern Dimensionen und Größen zu sehen gewohnt waren. Auf dem Landenberge wohnte in alten Zeiten ein Landvogt gleiches Nahmens, den die ersten Vertheidiger der Freyheit in der Neujahrsnacht 1308 in seinem Schlosse überrumpelten, und sammt aller willkürlichen Gewalt auf ewig zum Lande hinaus schickten. Jetzt wird auf diesem ehemahligen Wohnsitze des Despotismus jährlich die Landesgemeinde oder die allgemeine Volksversammlung gehalten,

wenn das Wetter nicht zu schlecht ist. Es ist zum Erstaunen, wie wenig man in den demokratischen Kantonen auf öffentliche Bequemlichkeit und Würde sieht. Ungeachtet das ganze Volk mehrmahls im Jahre auf dem Landenberge zusammen kommt, so sind doch die Fußsteige oder Zugänge, die auf diesen Hügel führen, so sehr vernachlässigt, daß wir nach einem mäßigen Regen nicht ohne große Beschwerlichkeit und Vorsicht herunter kommen konnten. Der Flecken selbst ist sehr todt, schlecht oder höchstens mittelmäßig gebaut. Im Wirthshause zum Schlüssel zeigte man viele Bereitwilligkeit, uns nach unsern Wünschen zu bedienen, wir mußten uns aber auch fast mit dem bloßen guten Willen begnügen lassen.

Meine Bemerkungen über den politischen Zustand von Unterwalden, über die Sitten und Sprache der Einwohner, über ihre Bildung und Kleidung will ich so lange versparen, bis ich das Gebiet dieses Kantons werde verlassen haben.

Stanz, Morgens um 10. Uhr.

Wir gingen heute schon vor fünf Uhr in einer frischen, durch den gestrigen Regen ab-

gekühlten Morgenluft von Sarnen auf Kerns los. Die Gegenden und Aussichten blieben eben dieselbigen, wie wir sie gestern gehabt hatten: Wiesen im Thale und an beiden Seiten Berge, deren Wälder oft durch anmuthige fruchtbare Alpen unterbrochen waren. Wir sahen freilich höhere Berge als gestern, besonders den breiten Pilatus und einen pyramidalischen Berg, der ihm rechts gegen über steht; allein selbst diese Gebirge rührten uns nur wenig, weil wir dadurch an die zwey und mehrmahls höhern bernischen Schneeberge erinnert wurden. Unterdessen beobachtete ich am Pilatus und seinen Nachbarn eine Erscheinung, die ich noch nie so unvermeidlich täuschend bemerkt hatte. Es wurden nähmlich die Wolken, die sich in ihren Ritzen oder Höhlen gebildet, und an Stellen, wo der Wind sie nicht zerstreuen konnte, gelagert hatten, so weißglänzend von der Sonne erleuchtet, daß ich sie lange für große Massen von Schnee hielt, die von der Sonne beschienen würden. Das Thal und die Fußsteige waren heute viel lebhafter als gestern, weil es eben Sonntag war, und alles den Kirchen von Sarnen oder Kerns zuströmte. Keiner ging uns vorbey, der uns nicht einen von folgenden drey Grüßen geboten hätte: Gelobet sey Herr Jesus Christus, oder

schlechtweg: Herr Jesus, oder auch: Gott Jesus, welche Grüße man mit den Worten: in Ewigkeit erwiedern muß. Ein Landmann ging so gerade und zutraulich auf mich zu, als wenn er mich lange gekannt, oder mir etwas wichtiges zu sagen gehabt hätte, und reichte mir mit dem gewöhnlichen Gruße seine Hand dar, die ich freundlich und mit dem Gegengruße annahm. Die Kirchen in Kerns und Stanz sind denen in Saxeln und Sarnen ähnlich, und unverhältnißmäßig größer und prächtiger, als was man sonst von Privat- und öffentlichen Gebäuden sieht. In beiden wurde eben Gottesdienst gehalten, als wir vorbey gingen. Wir mochten uns also nicht weit hinein wagen, weil wir die zahlreiche Versammlung in ihrer Andacht gestört hätten.

Der Kernwald, der nicht weit hinter dem Flecken gleiches Nahmens anfängt, ist so ausgehauen, daß man es kaum bemerkt, daß man durch einen so berühmten Wald geht. So wie Stanz größere und schönere Häuser hat als die übrigen Flecken in Unterwalden ob dem Wald, so entdeckt man in der Nachbarschaft dieses artigen Fleckens, mehr Zeichen der Kultur, und wenigstens einige Arten von Obstbäumen, besonders Birn- und Wallnußbäume, die wir in dem obern Theile des Landes gar nicht gesehen

hatten. Gärten, Fruchtfelder und Gemüse (außer Kartoffeln) sind uns gar nicht vorgekommen, und Sie können also leicht vermuthen, wie öde und einförmig uns ganz Unterwalden geschienen habe.

Die heiligen oder denkwürdigen Örter um Stanz herum, den Rotzberg, das Rotzloch und Winkelried wollen wir besehen, wenn wir von Engelberg zurück kommen. Wir denken dieß Kloster noch heute zu erreichen, und müssen also unsre Kräfte sparen.

Engelberg am 29. Jul.

Wir machten uns gestern schon um ein Uhr nach Mittag auf den Weg. Das Thal, welches sich von Stanz nach Engelberg hinauf zieht, ist viel interessanter als alle übrigen Thäler in Unterwalden, durch die wir bisher gekommen sind. Die Berge wurden viel höher, die Alpen mahlerischer, der Boden, wenigstens dem Anscheine nach, fetter, und die ganze Landschaft wurde durch die brausende Aa belebt, die auf den Sureneralpen entspringt. In der Nachbarschaft von Wolfenschieß wurden wir von einem heftigen Gewitter überfallen, und wir konnten uns also nur mit genauer Noth in das Wirths-

haus retten, wo wir nicht nur freundlich aufgenommen, sondern auch auf eine unerwartet angenehme Art unterhalten wurden. Nicht lange nach unsrer Ankunft stimmten in einem nahgelegenen Zimmer drey schöne Unterwaldnerinnen, die ihre Talente gern vor uns Fremdlingen zeigen, und sich doch auch nicht durch die Zeichen unsers Beyfalls in Verlegenheit setzen lassen mochten, einen bezaubernden Gesang an. Als wir den lieblichen Stimmen eine Zeitlang in der größten Stille zugehört hatten, ließen wir die Sängerinnen, umsie nicht abzuschrecken, durch die Mutter und den Bruder bitten, daß sie doch ihren reizenden Gesang in der Stube, worin wir waren, fortsetzen möchten. Sie gaben unserer Bitte nicht gleich nach, als sie aber endlich zu uns herüber kamen, thaten sie es mit einer Röthe, als wenn sie sich einer Sünde wider die jungfräuliche Sittsamkeit schuldig machten. Sie sangen so wohl schweizerische als deutsche Lieder, unter welchen die ersten immer die einfachste, und anmuthigste, oder rührendste Melodie hatten. Die besten unter den erstern würde ich abgeschrieben haben, wenn ich zugleich die Musik hätte bekommen können, oder auch nicht gehofft hätte, sie in Bern beysammen zu finden, wo sich schon

lange ein Gelehrter mit einer vollständigen Sammlung aller ächten schweizerischen Volkslieder beschäftigt. Bey mehrern Stücken wurden die Sängerinnen von ihrem Bruder accompagniret, der eben so schön, als die Schwestern sangen, auf dem Klavier spielte.

Sobald der Gewitterschauer vorüber gegangen war, setzten wir unsre Reise fort, allein wir mußten zum zweyten Mahle Schutz suchen, und kamen erst spät nach Grafenhof, wo jetzt für Landleute ein öffentliches Wirthshaus erbauet ist, Reisende von einiger Distinction aber in die fürstliche Wohnung aufgenommen werden, die dem Abte von Engelberg gehört, und wo die Äbte, wenn sie selbst in das Thal herunter kommen, mit ihrem Gefolge einzukehren pflegen. Während der Abwesenheit des Herrn wird dieser schöne Sitz von zwey alten Jungfern oder Frauen gehüthet, die uns so freundlich empfingen, als wenn wir die nächsten Blutverwandte des regierenden Abts gewesen wären. Wir trösteten uns bey einem herrlichen Abendessen, dergleichen wir auf der ganzen Reise nicht gehofft hatten, und bey einer Flasche edlen Neuenburgerweins über das Hinderniß, welches das noch immer fortdauernde Ungewitter unsern Absichten entgegen gesetzt hatte. Nach einem

festen Schlafe, in welchen uns das Rauschen des Sturms und der Aa nur desto fester einwiegte, setzten wir unsern Stab nach Engelberg fort, wiewohl wir jeden Augenblick in Gefahr waren, von heftigen Regen, oder Ungewittern, oder gar von Wolkenbrüchen überrascht zu werden.

Viel höhere Berge, als von denen ich zwischen Sonceboz und Biel, oder im Lauterbrunner- und Grindelwalderthal eingeschlossen war, rückten mit ihren erhabenen Spitzen so nahe zusammen, als wenn sie über uns ein ungeheures Gewölbe bilden wollten. Ihre drohenden Häupter wurden dadurch noch furchtbarer, daß sie größten Theils in Wolken gehüllt waren, die jeden Augenblick in fürchterlichen Güssen auf uns herab stürzen zu wollen schienen. Zur rechten hatten wir immer die schäumende Aa meistens in einer dunkeln schaudervollen Tiefe, und links undurchdringliche Wälder, unter deren Schatten wir, wie in einer dunkeln Nacht, oder in den stillen feyerlichen Wohnungen abgeschiedener Seelen, wandelten, und von deren Ästen und Blättern stygische Tropfen herab fielen. Ungefähr um halb acht Uhr kamen wir vor dem prächtigen, und in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts neu aufgebauten Kloster an, dessen Abt zwar

unter dem Schutze von Unterwalden steht, der aber übrigens eine uneingeschränkte Herrschaft über die Bewohner des Thales Engelberg ausübt. Der Abt selbst empfing uns mit der einnehmendsten Güte, und führte uns sogleich zum Frühstücke, wo wir einige Prediger aus dem Zürchergebiete antrafen. Schon beym Frühstücke fing es an zu regnen, und dieses Regnen dauerte fast den ganzen Tag fort, weßwegen wir außer dem Kloster und den dazu gehörigen Gebäuden nur noch in einigen heitern Augenblicken die vielen und reichen Quellen, die nicht weit vom Kloster in schönen Wiesen entspringen, und eine Sägemühle besehen konnten, die mehrere Eigenthümlichkeiten hat, und in welcher die Balken, welche zerschnitten werden sollen, durch einen ganz einfachen Mechanismus heran gezogen werden. Der Erfinder oder Verbesserer dieser Mühle ist ein Engelberger, der, wie viele seiner Landsleute, ein sehr glückliches mechanisches Genie hat, und eine Anmerkung bestätigt, die ich Ihnen schon in einem meiner vorhergehenden Briefe über die Talente der Bewohner hoher Bergthäler mitgetheilt habe. Die über das ganze Thal zerstreuten Häuser sind zwar nicht so schön als in Locle und la Chaux de Fonds, aber viele sind doch ganz

neu, und zeigen den Wohlstand ihrer Einwohner, die den Abt als ihren größten Wohlthäter segnen, und deren Kinder seine Hand, nicht als die Hand eines mächtigen zu fürchtenden Herrn, sondern als die eines gütigen Vaters küssen. Auch der uneingeschränkteste und reichste Despot hat niemahls solche ungeheuchelte Beweise von Liebe und Dankbarkeit erkaufen oder erzwingen können, als wovon wir Zeugen waren, und die nie ein Regent erhielt, der ihrer nicht würdig war. Der regierende Abt von Engelberg ist nicht nur der erste, sondern auch gewiß der aufgeklärteste Bewohner seines Klosters, der seine Macht ganz allein zum Wohl seiner Unterthanen anwendet. Er hat allein und zuerst Betteley und Armuth aus dem Thale vertrieben, indem er unter den Engelbergern Industrie verbreitete, und nicht bloß Männern, sondern auch Weibern und Kindern Gelegenheit verschaffte, durch allerley Arbeiten, besonders in roher Seide, sich einen ehrlichen Unterhalt zu verschaffen. Eine Beschreibung dieser weisen Einrichtungen, wie des ganzen Klosters, finden Sie in dem helvetischen Almanach von diesem Jahre, der mich am meisten bewogen hat, Engelberg zu besuchen.

Buochs am Vier Waldstätter See
am 30. Jul.

Unser heutiges Mittagsessen im Kloster Engelberg war uns in mancherley Rücksicht merkwürdig. Die meisten Tischgenossen waren Mönche, die aber, wenn Gäste da sind, nicht alle zugleich, sondern der Reihe nach an der Tafel des Abts speisen. Den Abt selbst und den Pater Prior ausgenommen, war keiner darunter, dem man es nicht an Stimme, Sprache, Mienen, Geberden und vorzüglich am Gange angemerkt hätte, daß er nie oder höchst selten, und nicht weit aus diesem von der ganzen kultivirten Welt abgesonderten Thale gekommen sey. Alle ohne Ausnahme waren blühend von Farbe und wohl genährt, welches Klosterkolorit sie aber gewiß mehr der Ruhe des Geistes als üppigem Wohlleben zu verdanken haben. Einen eigentlichen Gelehrten traf ich unter den Mönchen eben so wenig als in der zahlreichen Klosterbibliothek neuere Bücher an, und ich glaube kaum, daß die Nahmen der berühmtesten Schriftsteller unserer Zeit, deren Werke in allen Theilen der Erde gelesen werden, in die Zellen der Benediktiner

am Fuße des Titlis durchgedrungen seyen oder durchdringen werden.

Ich erstaunte nicht wenig, als ich unter den übrigen Tischgenossen auch den Kammerdiener des Abts, der, wie alle übrigen Bediente und Arbeiter des Klosters, ein Engelberger ist, sitzen sah, und noch mehr verwunderte ich mich, als ich unsern Begleiter und auch den Begleiter der zürchischen Prediger an der Tafel erblickte. Ich erfuhr aber bald, daß man die letztern wider ihren Willen genöthigt hatte, sich zu Tische zu setzen, und daß es in Engelberg alte hergebrachte patriarchalische oder morgenländische Sitte sey, daß Bediente und Herren an demselbigen Tische und von denselbigen Gerichten äßen. Diese dem so oft verschrieenen geistlichen Stolze zuwider laufende Gewohnheit fiel mir eben so sehr auf, als die Abwesenheit aller überflüssigen Pracht und Verschwendung im Speisezimmer und Mittagsessen. Der Speisesaal ist groß, hoch und luftig, hat aber weder kostbare Meubeln, noch andere Verzierungen. Er grenzt unmittelbar an die Küche, aus welcher die Speisen durch ein Fenster oder Öffnung hinein geschoben werden. Uns warteten nicht Livreebediente des Abts (dergleichen habe ich gar nicht gesehen), sondern einer oder zwey betagte

Klosterbediente auf. Fremde Weine wurden gar nicht gegeben; ein jeder Gast hatte aber die Wahl, ob er weißen oder rothen italiänischen Wein trinken wollte, womit die Italiäner einen Theil der Käse bezahlen, die sie aus dem Kloster Engelberg erhalten. Der rothe hatte viele Ähnlichkeit mit dem Neuenburger, war aber herber und weniger feurig. Die Speisen waren gut zubereitet und so mannigfaltig, als es sich an der Tafel eines Abts, der Fremde bewirthete, gebührte; ich fand aber weder die Leckereyen, noch den schwelgerischen Überfluß, den man von den Tafeln aller geistlichen Herren fast unzertrennlich glaubt. So sehr wir durch alles dieses erbaut wurden, so fremd war uns die Tafelmusik, die von musikalischen Mönchen und ihren Schülern aufgeführt wurde. Sie bestand in einem Singspiele, welches ein Domherr in Lucern verfertigt und componirt, und seinem Herrn und Gönner, dem jetzigen Abte in Engelberg, gewidmet hatte. In diesem lyrischen Drama waren die verschiedenen Stände, der Lehr-, Nähr- und Wehrstand die handelnden und singenden Personen, und es war natürlich, daß der Lehrstand zuletzt den Sieg davon trug. Die Sprache war uns an manchen Stellen viel weniger verständlich als der Sinn der Mu-

sik, indem das Geschrey von Katzen, Hunden und andern Thieren vollkommen nach der Natur ausgedrückt und nachgeahmt wurde. Viel angenehmer war uns Deutschen der Kuhreihen, den man in seiner ursprünglichen Einfalt ganz allein in Appenzell hört, aber für künstlichere Instrumente und verwöhntere Ohren fast in allen schweizerischen Städten mit neuen und mannigfaltigen Veränderungen gesetzt hat. Die Composition, die wir hier in Engelberg hörten, hatte, wenn ich nicht irre, einen Lucerner Liebhaber zum Urheber; ich bemühte mich vergebens, die Noten zu erhalten, weil der Componist sie nicht verbreitet wissen wollte. Den Appenzeller Kuhreihen sang und spielte man vormahls in allen gebirgigen Gegenden der Schweiz auf dem großen Hirtenhorne, allein jetzt ist dieses Instrument und der Kuhreihen nur noch in Appenzell bekannt, und ich zweifle also sehr, ob dieses Hirtengedicht, das man sonst in Frankreich und Holland bey Lebensstrafe nicht anstimmen durfte, weil es ein tödtliches Heimweh unter den schweizerischen Regimentern erweckte, noch so gefährliche Wirkungen als ehemahls hervor bringen würde.

Heute Morgen heiterte sich das Wetter auf, und wir hatten eine desto glücklichere Gele-

genheit, die merkwürdige Lage der Abtey Engelberg zu beobachten, da der Herr Abt so gütig gewesen war, uns und seine übrigen Gäste zu einem ländlichen Frühstücke in der großen Sennerey einzuladen, die etwa eine kleine Stunde vom Kloster entfernt ist. Die Lage des Thals und die Berge, mit welchen es eingeschlossen ist, finden sie im Fäsi und dem Schweizer Almanach eben so schön als richtig beschrieben. Wenn man vom Kloster auf die Sennerey zu geht, so hat man links diejenige Reihe von Gebirgen, unter welchen auch der Engelberg ist, der dem ganzen Thale oder Kloster den Nahmen gegeben hat, der aber eben so wenig als seine Nachbarn an derselbigen Seite ewigen Schnee beherbergt. Alle diese Berge haben zwar rauhe Alpen; sie erheben sich aber meistens aus dem Thale auf einmahl mit hohen abgeschnittenen Felswänden, die ich für ganz unersteiglich gehalten hätte, wenn mir nicht allgemein wäre versichert worden, daß die Einwohner des Thals diese fast senkrechten Felswände mit großer Gefahr erklettern, um einige Hände voll Heu zu erhaschen. Einer der geistlichen Herren erzählte mir, daß er selbst in seiner Jugend diese Felswände erklimmt, und sich einst ohne alle Furcht auf den Ast eines kleinen Baums gesetzt habe, der an

dem Rande einer viele hundert Schuhe hohen Felswand steht, und sich fast ganz über den Abgrund hinüber senkt. Von einem dieser Berge stürzt sich ein beträchtlicher Bach in vier prächtigen Fällen, und das letzte Mahl von einer Höhe von hundert funfzig Schuhen herab. Die ganze Wassermasse spaltet sich, ohne völlig in Staub aufgelöst zu werden, in lauter Silberwellen, welche die Gestalt von umgekehrten Pyramiden haben, immer spitzer und spitzer werden, je tiefer sie fallen, und an ihren Spitzen gleichsam kleine Kränze oder Büschel von Schaum haben.

Bey der Sennerey ist man den Gletschern der Sureneralpen sehr nahe, von welchen das Thal geschlossen wird. Rechts steht der Titlis, der gestern beständig mit so dicken Wolken bedeckt war, daß wir kaum seinen Fuß wahrnehmen konnten; heute aber wurde das ganze Thal, alle übrigen selbst beschneyten Berge und auch der Titlis bis auf sein Haupt, die Nolle genannt, von Gewölke und Nebel frey. Allein um dieses ehrwürdige Haupt zogen sich undurchsichtige Wolken in mancherley Gestalten und Wälzungen her, bedeckten und entblößten bald diese, bald jene Theile, und zeigten uns auf diese Art abwechselndere und prächtigere Schauspiele, als wenn wir die erhabene mit einem blauen Eisman-

tel umkleidete Spitze auf ein Mahl und unveränderlich vor uns gesehen hätten. So oft die Nebelwogen, welche den Titlis umflossen, sich irgendwo öffneten, so schien es, als wenn die plötzlich hervorsteigenden Arme oder Spitzen, die wir alsdann sahen, nicht zu dem Gebirge, das wir vor uns hatten, gehörten, sondern als wenn die prächtigen Eissäulen oder Eismauern in den Wolken gegründet wären, oder von einer unsichtbaren Hand vom Himmel herab gelassen würden. Ungeachtet ich den Titlis nicht auf ein Mahl in seiner ganzen Höhe überschauen, und nach dem Augenmaße mit den bernischen Bergen vergleichen konnte, so zweifle ich doch daran, was einer von den zürchischen Gelehrten mit dem Zeugnisse des Herrn General Pfyfer zu Lucern bestätigen wollte: daß der Titlis der höchste Berg in der Schweiz sey. Mein vornehmster Zweifelsgrund ist dieser, daß der Titlis ganz ersteiglich ist, welches weder das Wetterhorn, noch das Schreckhorn, noch die Jungfrau in vielen Jahrtausenden seyn und nicht eher werden werden, als bis die Zeit die unzugänglichen Felswände, womit ihre obersten Höhen abgeschnitten sind, größten Theils niedergerissen, und mit ihren Trümmern die Abgründe ausgefüllt hat, in welche kaum die Augen, viel weniger die Füße der kühnsten

Sterblichen hinab gestiegen sind *). Vor wenigen Jahren kletterten drey Engelberger, freylich nach unsäglichen Gefahren und Mühseligkeiten, auf die oberste Spitze des Titlis, und steckten zum Andenken ihrer Unternehmung, die lange unnachahmlich bleiben wird, eine Fahne auf, die mehrere Winter unzerstört fortdauerte, aber endlich durch Stürme und Ungewitter umgeworfen wurde. Wenn sich an dem Titlis Wolken herziehen, so sagt man, daß er t o b ä k e l e oder rauche, und dieß Schmauchen des Berges hält man für ein sicheres Zeichen eines bevorstehenden Regens, der aber heute wenigstens im Unterwaldnerthale nicht erfolgt ist. An dem Fuße des Titlis sahen wir noch Überbleibsel einer Lauine, die im letztern Jahre in einer Entfernung von 1500 bis 2000 Schritten die große Sennhütte abgedeckt, und kleinere Gebäude durch den bloßen Druck der Luft umgeworfen hatte. Ihre Reste bestanden in einem ungeheuern Klumpen des härtesten Eises, das aus dem vom Schmelzwasser durchdrungenen festen Schnee entstanden war, und

*) Da jetzt der Montblanc erstiegen ist, so ist die Ersteiglichkeit eines Berges nicht mehr ein Beweis, daß er niedriger als andere Schneeberge sey.

wahrscheinlich noch mehrere Jahre dauern wird, besonders wenn in dem nächsten Winter oder Frühlinge an derselben Stelle Lauinen herab fallen sollten. Eine andere Lauine hatte vor einigen Jahren auf ein Mahl einen ganzen Wald oder über zwey tausend Klaftern Holz zu Boden geworfen. Als wir in der großen Sennerey anlangten, frühstückten wir nach der Älplerweise, und nahmen allerley Arten von Milchspeisen zu uns. Wir Deutschen zogen den frischen süßen Rahm und die frische Butter allen andern vor, die Schweizer hingegen gaben eben diesem süßen Rahme den Vorzug, wenn er auf dem Feuer ein wenig erwärmt und geronnen war, ohne daß sich doch der süße Geschmack verloren, oder die fetten Theile sich von den wässerichten geschieden hätten. Als wir mit unserm Frühstücke meistens fertig waren, fing die in der Schweiz so wichrige Operation, die Verfertigung eines großen Käses, an. Ich habe zwar den ganzen Prozeß in seinen Haupttheilen genau beobachtet, allein die kleinern Umstände und Handgriffe, die man wissen muß, um nach einer Beschreibung zu arbeiten, konnte ich unmöglich alle, so wenig als die Nahmen, Formen und Bestimmung der verschiedenen Gefäße und Geräthschaften, die dazu erfordert

werden, behalten, und aufschreiben mochte ich sie nicht, weil einer von den zürcherischen Reisenden dieses Geschäft übernommen hatte, von dem man also auch gewiß detaillirte und zuverlässige Nachrichten erwarten kann *). Man hatte in einen großen Kessel hundert Maß oder fünf hundert Pfund frische Milch geschüttet, und ließ diesen Kessel so lange über einem mäßigen Feuer hangen, bis die Milch laulich warm wurde. Alsdann nahm man den Kessel vom Feuer weg, und goß etwa ein kleines Bierglas voll von dem so genannten Käselapp oder einem Scheidungsmittel hinein, welches aus zerschnittenen Kälbermägen und Wasser gemacht wird. Durch diese Beymischung entstand in der ganzen Milchmasse eine kreisförmige Bewegung, welche die Milch allmählich gerinnen machte. Als sie völlig geronnen war, warf man sie stückweise mit einer flachen Schaufel von der rechten zur linken Seite, um die dicken

*) Die meisten Kunstwörter der Älpler findet man in des Herrn Joseph Xaveri Schnider von Wartersee Geschichte der Entlibucher im zweyten Theile S. 117. u. f. Aus eben dieser Stelle sehe ich auch, daß ungefähr dieselbe Quantität von Milch auf den Alpen der Entlibucher eben so viel Käse als auf den Alpen der Engelberger gebe.

Klumpen zu theilen, und rührte sie endlich, um die Scheidung noch mehr zu befördern, wie Chokolade mit einem Stabe durch. Hierauf brachte man den Kessel wieder übers Feuer, und nun fing der Senn (so nennt man die Hauptperson bey dieser Arbeit, oder den Sennhüttenmeister) von neuem an, die Milchmasse mit dem entblößten Arme durch einander zu treiben, damit sie ja nicht anbrennte. Dieß Rühren wurde so lange fortgesetzt, als der Arbeiter seinen Arm in der immer wärmer werdenden Masse erhalten konnte. Als sie den höchsten Grad leidlicher Hitze erreicht hatte, zog man den Kessel abermahls vom Feuer. So bald dieses geschehen war, sanken die käsigen Theile plötzlich zu Boden, und wurden am Boden selbst in einen Klumpen zusammen gedrückt, um die darin enthaltenen Molken heraus zu bringen. Diesen Klumpen theilte man in zwey Hälften, von welchen eine jede einen fünf und zwanzig pfündigen Käse geben wird, preßte sie noch mehr aus, und drückte sie dann in Formen, wodurch die Käse ihre Gestalt erhalten. Ein jeder Käse wird wenigstens ein Jahr oder doch einen Winter durch in luftigen Magazinen oder Gemächern zwischen hölzernen Gestellen aufbewahrt, ehe er verschickt wird. Wenn man die Käsemasse aus

dem Kessel heraus gehoben hat, so bleiben noch immer viele käsige Theile in den Molken zurück, aus welchen man den so genanten Zieger macht, der frisch als ein leckerhaftes oder doch gesundes Essen in der Schweiz sehr geschätzt wird. Aus dieser kurzen Beschreibung werden Sie sehen, daß die Zubereitung des Käses so einfach ist, daß, wenn von ihr allein die Güte des Käses abhinge, man in allen Ländern gewiß auch Schweizerkäse machen würde; allein die Güte des Käses wird ganz allein durch die Vortrefflichkeit der Alpen bestimmt, die in der Schweiz selbst so sehr verschieden sind, daß man eben deßwegen bey derselbigen Sorgfalt und Art zu verfahren doch nicht auf allen Bergen gleich gute Käse verfertigen kann *). Allem Anscheine nach sollten die Engelberger Käse die Emmethaler und Bellelay-Käse, denen sie weit nachstehen, an Güte übertreffen; denn die Alpen, auf denen sie bereitet werden, lie-

*) Die Weide auf den höhern Alpen hat in der Schweiz so große Vorzüge vor der in den Thälern, daß nach dem Zeugnisse des kurz vorher angeführten Schriftstellers, die bloße Milch, welche man auf den hohen Alpen erhält, den Rahm der Thalmilch, wo nicht an Dicke und Festigkeit, doch an Güte und Stärke übertrifft.

gen weit höher als der Jura, der die letztern hervor bringt, und sind auch rund umher mit höhern Schneebergen umschlossen. Man speist den Käse in Engelberg wie in der übrigen Schweiz nicht auf dem Brote, sondern wie Brot zur Suppe. Zu der großen Sennhütte, wo ich die Bereitung des Käses im Großen sah, gehören außer einigen zwanzig Kälbern zwey und funfzig Kühe und drey hundert Schafe und Ziegen, und alle diese Herden und die Verarbeitung ihrer Produkte verlangen und beschäftigen doch nicht mehr als acht Personen. So lange die Kühe auf den Alpen bleiben, werden in dieser Sennhütte täglich vier bis fünf Käse gemacht; dieß dauert aber höchstens vier Monathe, weil das Thal oder doch die Alpen zwey Drittheile des Jahrs mit Schnee bedeckt sind.

Der reine Gewinn dieser Senne ist also auch viel kleiner, als wenn sie auf niedrigen Alpen stände, weil man alsdann die Kühe früher austreiben könnte, und nicht acht Monathe füttern dürfte, ohne beträchtliche Vortheile von ihnen zu ziehen. Selbst in den Putzzimmern der reinlichsten Holländer kann man, glaube ich, keine größere Sauberkeit als in allen Gefäßen oder Werkzeugen finden, die in Sennhütten und bey

der Verarbeitung von Käsen gebraucht werden. Aber nirgends ist auch die äußerste Reinlichkeit nothwendiger, weil der geringste Schmutz oder die geringsten Überbleibsel von alter Milch in den Gefäßen, in welchen die frische Milch gesammelt und aufbewahret wird, die letztere verderben und der Güte des daraus gemachten Käses schaden würde. Man hat in Engelberg wie in den übrigen gebirgigen Gegenden der Schweiz ein Gesetzbuch für Hirten, das in niedrigen Ländern und großen Städten eben so unbekannt und unbrauchbar ist, als das Schiffer- und Wechselrecht in Engelberg seyn würde. Nach allem aber, was ich von diesen Gesetzbüchern der Alpenbewohner höre, ist kein anderes Recht jemahls so vollständig bestimmt und billig abgefaßt worden als dasjenige, wovon vielleicht unsere größten Rechtsgelehrten nie etwas gehört haben. Eine vollständige Geschichte desselben würde ein höchst interessantes Werk ausmachen, und ich bin fast überzeugt, daß wir aus einem solchen Werke viel richtigere Vorstellungen, als wir bis jetzt haben, von der Lebensart und den Sitten der schweizerischen Hirten erhalten würden.

Wir nahmen heute bald nach Tische voll Danks für die gütige Aufnahme von dem Herrn Abte und den übrigen Vätern Abschied;

wir gingen aber auf Anrathen der Herren von Engelberg nicht nach Stanz zurück, sondern wir wählten den nächsten Weg nach Buochs, weil wir dadurch wenigstens eine gute Stunde ersparten. Die Gegenden und Dörfer, wodurch wir kamen, waren von denen nicht verschieden, die wir bisher in Unterwalden zu sehen gewohnt waren. Nahe bey einem kleinen Orte, dessen Nahmen ich vergessen habe, fanden wir ein öffentliches Kornhaus, dessen Inschrift eine der größten Merkwürdigkeiten war, die wir auf dem ganzen Wege sahen. Es war nähmlich an dem Fronton des Hauses mit prächtigen Buchstaben eingegraben, daß dieß Magazin Gott und dem Vaterlande zu Ehren von einem gewissen Herrn Trachsler (wenn ich anders recht gelesen habe) wäre erbauet worden. Aus dieser Inschrift würden auch Sie nichts anders geschlossen haben, als daß dieß Gebäude von einem Patrioten auf eigne Kosten aufgeführt worden sey; bey genauerer Erkundigung aber fand sich's, daß der Erbauer das Kornmagazin nur unter der Bedingung aufzuführen versprochen habe, wenn man ihm eine gewisse Landvogtey und über dieß eine nicht unbeträchtliche Summe Geldes geben würde. Die Landesgemeinde, die ihm beides bewilligte, hat sich auch wirk-

lich, wiewohl nicht kräftig genug gegen die Dreistigkeit geregt, womit der Unternehmer, der bey dem ganzen Baue wo nicht Vortheile, doch gewiß keinen Schaden hatte, sich einzig und allein die Ehre desselben zugeeignet hat. Als wir uns Buochs näherten, wurden die Felder und Berge, die wir zur Rechten hatten, so ungewöhnlich hoch vergoldet, daß wir beym ersten Blicke das, was wir vor uns hatten, nicht erkannten; sondern für feurige Erscheinungen am Himmel hielten.

Buochs selbst ist ein großer Flecken, und an dem Ende oder äußersten Busen des vier Waldstädtersees hergebaut. Das Wirthshaus am Ufer des Sees, welches man uns als das beste empfohlen hatte, verspricht noch weniger als alle andern, die wir bisher in Unterwalden gefunden haben; es scheint aber, als wenn der Wirth das, was seinem Hause als Gasthofe abgeht, durch seine Gesellschaft und Gesprächigkeit ersetzen will, welche letztere Tugend die Wirthe in Unterwalden wie in allen wenig besuchten Gegenden oder kleinen Örtern, zur nicht geringen Beschwerde der Reisenden, als eine ihrer ersten Pflichten ausüben.

Altorf, am 31. Jul.

So eben kommen wir von einem mißlungenen Versuche zurück, das Dorf am Steg, welches drey Stunden von hier am Fuße des Gotthards liegt, zu erreichen. Immer wiederkommende Regenschauer nöthigten uns, nach Altorf, wovon wir uns fast schon eine kleine Stunde entfernt hatten, zurück zu kehren. Als wir heute Morgen um vier Uhr erwachten, und bald nachher ins Schiff stiegen, war der Himmel nicht nur trübe, sondern es fing auch gelinde an zu regnen, und selbst unsere Schiffer, unter denen einige am letzten Sonnabend in Lebensgefahr gewesen waren, wagten es nicht, uns zu versichern, daß wir heute vor Regen und Windstößen gesichert seyn würden. Diese Umstände, verbunden mit der verschrieenen Bösartigkeit des Waldstädtersees, machten, daß wir eben nicht mit ganz heiterm Muthe zu Schiffe gingen. Wir fuhren aber dennoch ab, weil man uns sagte, daß wir eine gute Strecke an einem flachen, gar nicht bedenklichen Ufer fortrudern würden, und weil ich überzeugt war, daß wir, der Zufall möchte uns anwerfen, wo er wollte, keine schlechtere Aufnahme als im Wirthshause zu Buochs fin-

den könnten. Wir waren aber kaum eine halbe Stunde auf dem See, als der feine Regen ganz aufhörte, und die Wolken sich immer mehr zertheilten, worauf bald ein heiterer Himmel folgte. Wenn wir hätten voraus sehen können, daß wir heute in Altorf bleiben müßten, so würden wir uns gewiß bey Gersau haben ans Land setzen lassen, dessen schöne und neue Gebäude wir mit dem Teleskope entdecken konnten.

Dieser Flecken, dessen Bewohner unter dem Schutze der vier Waldstädte eine kleine unabhängige Republik ausmachen, ist jetzt viel volkreicher und begüterter, als ich ihn im Fäsi und andern beschrieben finde. Er hat jetzt nicht drey hundert, sondern fünfthalb hundert freye Bürger, und unter diesen mehrere Kaufleute und Fabrikanten, von denen einige beynahe ein halbe Million reich seyn und einen großen Aufwand machen sollen. So süß oder glänzend aber auch die Früchte der Industrie dieser Republikaner sind, so haben sie doch in keinem der sie umgebenden Freystaaten Nacheiferung erweckt. Wenn die Nachbarn der Kleinheit dieser Republik spotten wollen, so führen sie eine Landvogtey derselben an, die in einem kleinen Gute besteht, das jedem Bürger alle sechs Jahr etwa zwey Batzen ein=

bringen soll. Der gewöhnliche Landungsplatz zwischen Buochs und Flüelen, wo die Schiffer ausruhen, und die Reisenden guten italiänischen Wein und noch bessern Käse und Brot zum Frühstücke kaufen, ist Beckenried, ein Dorf, das ungefähr auf der Hälfte des Weges am rechten Gestade des Sees liegt. Nicht weit von Beckenried fährt man an einem abgesonderten, aus dem See hervorragenden Felsen, Rütheſtein genannt, vorbey, der etwa hundert Schuh hoch und zwanzig bis dreyßig breit ist. Er sieht einem alten Wartthurme ähnlich, der von Menschenhänden erbaut, und durch die Zeit und das beständige Anprellen der Wellen an seinem Fuße tief ist angefressen worden. Bald nachdem wir diesen Felsen hinter uns gelassen hatten, stiegen wir am Rütli aus, wo die drey ersten Eidgenossen sich 1307 zur Befreyung ihres Vaterlandes mit den heiligsten Eiden verbanden. Dieses Rütli, das allem Anscheine nach vormahls mit Wald bewachsen war, ist jetzt eine Wiese an dem steilen Abhange eines Berges, den man nicht ohne Mühe ersteigt. Am ganzen vier Waldstädtersee gibt es keine wildere Gegend, als die in der Nachbarschaft des Rütli zu Zeit der ersten Freyheitsstifter gewesen seyn muß, und zum Theile noch jetzt ist. Nicht nur die

Wiese ist unten und oben gleichsam mit Felsen einfaßt, sondern auch der furchtbar tiefe See ist zwischen lauter schroffen und kahlen Felsen eingezwängt. Der Bewohner der Hütte, die oben auf der Wiese erbauet ist, zeigte uns drey schwache Quellen, die Tells Quellen genannt werden. Zum Andenken brach ich von diesem Geburtsorte der schweizerischen Freyheit ein Blatt von der so genannten Hirschzunge ab, das ich gewiß so lange bewahren werde, als ich es gegen Insekten und Verwesung schützen kann. Hier, glaube ich, war es, wo der Abbe Raynal der Göttinn der Freyheit ein Monument errichten wollte, wozu man ihm aber die Erlaubniß mit Recht abgeschlagen hat, weil er in die Pyramide, zu welcher er hundert neue Louisd'or bestimmt hatte, nicht die Nahmen der Urheber der schweizerischen Freyheit, oder doch diese nicht allein, sondern auch den seinigen eingraben lassen, und also mehr seiner Eitelkeit als den Tugenden der alten Schweizer ein Denkmahl setzen wollte *).

---

*) Ich kann nicht umhin, aus dem schweizerischen Museo die Antwort der Herren von Uri einzurücken, womit sie dem Abbe Raynal die Erlaubniß auf dem Grütli oder, wie andere schreiben, Grütlin ein Denkmahl errichten zu

bringen soll. Der gewöhnliche Landungsplatz zwischen Buochs und Flüelen, wo die Schiffer ausruhen, und die Reisenden guten italiänischen Wein und noch bessern Käse und Brot zum Frühstücke kaufen, ist Beckenried, ein Dorf, das ungefähr auf der Hälfte des Weges am rechten Gestade des Sees liegt. Nicht weit von Beckenried fährt man an einem abgesonderten, aus dem See hervorragenden Felsen, Rütheſtein genannt, vorbey, der etwa hundert Schuh hoch und zwanzig bis dreyßig breit ist. Er sieht einem alten Wartthurme ähnlich, der von Menschenhänden erbaut, und durch die Zeit und das beständige Anprellen der Wellen an seinem Fuße tief ist angefressen worden. Bald nachdem wir diesen Felsen hinter uns gelassen hatten, stiegen wir am Rütli aus, wo die drey ersten Eidgenossen sich 1307 zur Befreyung ihres Vaterlandes mit den heiligsten Eiden verbanden. Dieses Rütli, das allem Anscheine nach vormahls mit Wald bewachsen war, ist jetzt eine Wiese an dem steilen Abhange eines Berges, den man nicht ohne Mühe ersteigt. Am ganzen vier Waldstädtersee gibt es keine wildere Gegend, als die in der Nachbarschaft des Rütli zu Zeit der ersten Freyheitsstifter gewesen seyn muß, und zum Theile noch jetzt ist. Nicht nur die

Wiese ist unten und oben gleichsam mit Felsen einfaßt, sondern auch der furchtbar tiefe See ist zwischen lauter schroffen und kahlen Felsen eingezwängt. Der Bewohner der Hütte, die oben auf der Wiese erbauet ist, zeigte uns drey schwache Quellen, die Tells Quellen genannt werden. Zum Andenken brach ich von diesem Geburtsorte der schweizerischen Freyheit ein Blatt von der so genannten Hirschzunge ab, das ich gewiß so lange bewahren werde, als ich es gegen Insekten und Verwesung schützen kann. Hier, glaube ich, war es, wo der Abbe Raynal der Göttinn der Freyheit ein Monument errichten wollte, wozu man ihm aber die Erlaubniß mit Recht abgeschlagen hat, weil er in die Pyramide, zu welcher er hundert neue Louisd'or bestimmt hatte, nicht die Nahmen der Urheber der schweizerischen Freyheit, oder doch diese nicht allein, sondern auch den seinigen eingraben lassen, und also mehr seiner Eitelkeit als den Tugenden der alten Schweizer ein Denkmahl setzen wollte *).

*) Ich kann nicht umhin, aus dem schweizerischen Museo die Antwort der Herren von Uri einzurücken, womit sie dem Abbe Raynal die Erlaubniß auf dem Grütli oder, wie andere schreiben, Grütlin ein Denkmahl errichten zu

bringen soll. Der gewöhnliche Landungsplatz zwischen Buochs und Flüelen, wo die Schiffer ausruhen, und die Reisenden guten italiänischen Wein und noch bessern Käse und Brot zum Frühstücke kaufen, ist Beckenried, ein Dorf, das ungefähr auf der Hälfte des Weges am rechten Gestade des Sees liegt. Nicht weit von Beckenried fährt man an einem abgesonderten, aus dem See hervorragenden Felsen, Rüthestein genannt, vorbey, der etwa hundert Schuh hoch und zwanzig bis dreyßig breit ist. Er sieht einem alten Wartthurme ähnlich, der von Menschenhänden erbaut, und durch die Zeit und das beständige Anprellen der Wellen an seinem Fuße tief ist angefressen worden. Bald nachdem wir diesen Felsen hinter uns gelassen hatten, stiegen wir am Rütli aus, wo die drey ersten Eidgenossen sich 1307 zur Befreyung ihres Vaterlandes mit den heiligsten Eiden verbanden. Dieses Rütli, das allem Anscheine nach vormahls mit Wald bewachsen war, ist jetzt eine Wiese an dem steilen Abhange eines Berges, den man nicht ohne Mühe ersteigt. Am ganzen vier Waldstädtersee gibt es keine wildere Gegend, als die in der Nachbarschaft des Rütli zu Zeit der ersten Freyheitsstifter gewesen seyn muß, und zum Theile noch jetzt ist. Nicht nur die

Wiese ist unten und oben gleichsam mit Felsen einfaßt, sondern auch der furchtbar tiefe See ist zwischen lauter schroffen und kahlen Felsen eingezwängt. Der Bewohner der Hütte, die oben auf der Wiese erbauet ist, zeigte uns drey schwache Quellen, die Tells Quellen genannt werden. Zum Andenken brach ich von diesem Geburtsorte der schweizerischen Freyheit ein Blatt von der so genannten Hirschzunge ab, das ich gewiß so lange bewahren werde, als ich es gegen Insekten und Verwesung schützen kann. Hier, glaube ich, war es, wo der Abbe Raynal der Göttinn der Freyheit ein Monument errichten wollte, wozu man ihm aber die Erlaubniß mit Recht abgeschlagen hat, weil er in die Pyramide, zu welcher er hundert neue Louisd'or bestimmt hatte, nicht die Nahmen der Urheber der schweizerischen Freyheit, oder doch diese nicht allein, sondern auch den seinigen eingraben lassen, und also mehr seiner Eitelkeit als den Tugenden der alten Schweizer ein Denkmahl setzen wollte *).

---

*) Ich kann nicht umhin, aus dem schweizerischen Museo die Antwort der Herren von Uri einzurücken, womit sie dem Abbe Raynal die Erlaubniß auf dem Grütli oder, wie andere schreiben, Grütlin ein Denkmahl errichten zu

bringen soll. Der gewöhnliche Landungsplatz zwischen Buochs und Flüelen, wo die Schiffer ausruhen, und die Reisenden guten italiänischen Wein und noch bessern Käse und Brot zum Frühstücke kaufen, ist Beckenried, ein Dorf, das ungefähr auf der Hälfte des Weges am rechten Gestade des Sees liegt. Nicht weit von Beckenried fährt man an einem abgesonderten, aus dem See hervorragenden Felsen, Rütheštein genannt, vorbey, der etwa hundert Schuh hoch und zwanzig bis dreyßig breit ist. Er sieht einem alten Wartthurme ähnlich, der von Menschenhänden erbaut, und durch die Zeit und das beständige Anprellen der Wellen an seinem Fuße tief ist angefressen worden. Bald nachdem wir diesen Felsen hinter uns gelassen hatten, stiegen wir am Rütli aus, wo die drey ersten Eidgenossen sich 1307 zur Befreyung ihres Vaterlandes mit den heiligsten Eiden verbanden. Dieses Rütli, das allem Anscheine nach vormahls mit Wald bewachsen war, ist jetzt eine Wiese an dem steilen Abhange eines Berges, den man nicht ohne Mühe ersteigt. Am ganzen vier Waldstädtersee gibt es keine wildere Gegend, als die in der Nachbarschaft des Rütli zu Zeit der ersten Freyheitsstifter gewesen seyn muß, und zum Theile noch jetzt ist. Nicht nur die

Wiese ist unten und oben gleichsam mit Felsen einfaßt, sondern auch der furchtbar tiefe See ist zwischen lauter schroffen und kahlen Felsen eingezwängt. Der Bewohner der Hütte, die oben auf der Wiese erbauet ist, zeigte uns drey schwache Quellen, die Tells Quellen genannt werden. Zum Andenken brach ich von diesem Geburtsorte der schweizerischen Freyheit ein Blatt von der so genannten Hirschzunge ab, das ich gewiß so lange bewahren werde, als ich es gegen Insekten und Verwesung schützen kann. Hier, glaube ich, war es, wo der Abbe Raynal der Göttinn der Freyheit ein Monument errichten wollte, wozu man ihm aber die Erlaubniß mit Recht abgeschlagen hat, weil er in die Pyramide, zu welcher er hundert neue Louisd'or bestimmt hatte, nicht die Nahmen der Urheber der schweizerischen Freyheit, oder doch diese nicht allein, sondern auch den seinigen eingraben lassen, und also mehr seiner Eitelkeit als den Tugenden der alten Schweizer ein Denkmahl setzen wollte *).

---

*) Ich kann nicht umhin, aus dem schweizerischen Museo die Antwort der Herren von Uri einzurücken, womit sie dem Abbe Raynal die Erlaubniß auf dem Grütli oder, wie andere schreiben, Grütlin ein Denkmahl errichten zu

bringen soll. Der gewöhnliche Landungsplatz zwischen Buochs und Flüelen, wo die Schiffer ausruhen, und die Reisenden guten italiänischen Wein und noch bessern Käse und Brot zum Frühstücke kaufen, ist Beckenried, ein Dorf, das ungefähr auf der Hälfte des Weges am rechten Gestade des Sees liegt. Nicht weit von Beckenried fährt man an einem abgesonderten, aus dem See hervorragenden Felsen, Rütheſtein genannt, vorbey, der etwa hundert Schuh hoch und zwanzig bis dreyßig breit ist. Er sieht einem alten Wartthurme ähnlich, der von Menschenhänden erbaut, und durch die Zeit und das beständige Anprellen der Wellen an seinem Fuße tief ist angefressen worden. Bald nachdem wir diesen Felsen hinter uns gelassen hatten, stiegen wir am Rütli aus, wo die drey ersten Eidgenossen sich 1307 zur Befreyung ihres Vaterlandes mit den heiligsten Eiden verbanden. Dieses Rütli, das allem Anscheine nach vormahls mit Wald bewachsen war, ist jetzt eine Wiese an dem steilen Abhange eines Berges, den man nicht ohne Mühe ersteigt. Am ganzen vier Waldstädtersee gibt es keine wildere Gegend, als die in der Nachbarschaft des Rütli zu Zeit der ersten Freyheitsstifter gewesen seyn muß, und zum Theile noch jetzt ist. Nicht nur die

Wiese ist unten und oben gleichsam mit Felsen einfaßt, sondern auch der furchtbar tiefe See ist zwischen lauter schroffen und kahlen Felsen eingezwängt. Der Bewohner der Hütte, die oben auf der Wiese erbauet ist, zeigte uns drey schwache Quellen, die Tells Quellen genannt werden. Zum Andenken brach ich von diesem Geburtsorte der schweizerischen Freyheit ein Blatt von der so genannten Hirschzunge ab, das ich gewiß so lange bewahren werde, als ich es gegen Insekten und Verwesung schützen kann. Hier, glaube ich, war es, wo der Abbe Raynal der Göttinn der Freyheit ein Monument errichten wollte, wozu man ihm aber die Erlaubniß mit Recht abgeschlagen hat, weil er in die Pyramide, zu welcher er hundert neue Louisd'or bestimmt hatte, nicht die Nahmen der Urheber der schweizerischen Freyheit, oder doch diese nicht allein, sondern auch den seinigen eingraben lassen, und also mehr seiner Eitelkeit als den Tugenden der alten Schweizer ein Denkmahl setzen wollte *).

---

*) Ich kann nicht umhin, aus dem schweizerischen Museo die Antwort der Herren von Uri einzurücken, womit sie dem Abbe R a y n a l die Erlaubniß auf dem Grütli oder, wie andere schriben, Grütlin ein Denkmahl errichten zu

die Kapellen bey Tellenplatten, wo der entfesselte Tell ans Ufer sprang, und den Tyrannen Geisler, den er retten sollte, der

---

dürfen, abschlugen (I. Band 267. S.): „So lange Eidsgenossen so dächten wie bisher, da jeder Rechtschaffene, wenn er das erste Mahl am Grütli vorbey schiffet, aussteigt und ehrerbietig den Platz besichtigt, wo der Bund beschworen ward, der zur Freyheit Helvetiens den Grund geleget, und auch in der Folge jedes Mahl, wenn er vorüber fährt, die Ahnen segnet, Gott danket, der Freyheit sich freuet und sich frey fühlt, — so brauche es kein steinernes Denkmahl, und wenn — was sie nicht hofften — ihre Söhne oder Enkel diese Empfindungen einst verlieren sollten, würde ein solches Denkmahl der Eidsgenossenschaft so wenig nützen, als in den letzten Zeiten der Republik dem in die Knechtschaft sinkenden Rom seine so häufigen Monumente geholfen." Diese Äußerungen enthalten eben so viel Wahrheit als Erhabenheit der Gesinnungen, und wenn ich dereinst in die Schweiz zurück kehre, so wünsche ich nichts so sehr, als den edlen Mann kennen zu lernen, der diese Gesinnungen dem löblichen Stande Uri mittheilte, oder wenigstens ihr Dolmetscher war. Gern möchte ich meinen Lesern diesen verehrungswürdigen Patrioten nennen, allein meine Correspondenten haben es nach wiederhohlten Anfragen dennoch vergessen, sich zu erkundigen,

Wuth des Sturms und der Wellen überließ, fand ich genau so, als sie im Schweizerkalender beschrieben wird. Tellenplatten ist

---

oder mir wenigstens den Nahmen bekannt zu machen.

Da Raynal sein Monument nicht auf dem Grütlin errichten lassen konnte, so läßt er, oder ließ er es vielmehr (denn wahrscheinlich ist jetzt alles vollendet) nach des Herrn General Pfyfers Vorschlage auf einer Insel im vier Waldstädtersee, die Altstatt genannt, eine Stunde von Lucern aufstellen. Dieß Denkmahl besteht in einem Obeliske von Geisberger Stein, der in Lucern ist verfertiget worden. Auf der ersten Seite steht:

Optimis Civibus
Garnerio Stauffach, Swiziensi,
Gualtero Fürst, Uraniensi,
Arnoldo Melchtal, Subsylvaniensi.

Auf der zweyten:

Quod
Eorum Concilio, virtute, constantia
exacti Austriacorum Praefecti,
victi Duces, Exercitus profligati.

Auf der dritten:

Quod
Antiquam trium foederatorum libertatem
pene ereptam
Pari Fide, Animo, fortuna,
Recuperarunt, vindicarunt, asseruerunt.

aber doch in dieser Gegend, wo die Felsen am steilsten und höchsten und der See am tiefsten ist, nicht der einzige Landungsplatz. Wir bemerkten an derselbigen Seite mehrere Stellen, wo man zur Noth aussteigen könnte, von denen es mir aber schien, daß sie sich vielleicht erst seit Tells Zeiten aus Trümmern gebildet, die von den Bergen herab rollen, den tiefen See allmählich ausfüllen, und einen Anfang von zugänglichem Ufer bilden. Ungefähr um eilf Uhr kamen wir in Flüelen und eine kleine Stunde nachher in Altorf im Löwen an.

Ungeachtet ich weder die plötzlichen Windstöße, noch die schnell einbrechenden und Wirbel erregenden Ungewitter, noch endlich die heftigen Brandungen erfahren habe, womit alsdann die Wellen des eingeschlossenen Sees an das hohe felsige Ufer getrieben werden, so habe ich doch bey dem stillsten

---

Auf der vierten:

Ad
rerum tam bene, fortiter feliciterque gestarum
Memoriam sempiternam
Obeliscum hunc
Guillielmus Thomas Raynal
Natione Gallus
Proprio sumtu erigi curavit.
Anno Chr. M. D CC. L X X X I I I.

gefahrlosesten Wetter Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß der vier Waldstädtersee ein furchtbares Wasser sey, das ich nicht ohne Noth beschiffen würde. Wenn man von den vielen nicht eingebildeten und unerwarteten Gefahren hört, denen man auf diesem See ausgesetzt ist, so sollte man glauben, daß fast alle Wochen Unglücksfälle geschehen müßten; allein dergleichen Unfälle sind doch äußerst selten, wahrscheinlich am meisten aus dem Grunde, weil im gleichen Verhältnisse mit der Menge und Größe der Gefahren auch die Vorsicht des Menschen, sie zu entdecken und zu vermeiden, wächst. Die Ufer des vier Waldstädtersees sind wilder als die aller übrigen Seen in der Schweiz, die ich gesehen habe; sie sind aber doch nicht so mahlerisch oder so abwechselnd und unterhaltend als die Gestade des Bieler- und Thunersees. Man fährt oft halbe oder ganze Stunden zwischen fürchterlichen Bergen oder Felswänden, wo es bey einem plötzlich entstehenden Sturme unmöglich wäre anzulanden. Diese nackten Felsen sind Anfangs beängstigend und nachher ermüdend, und die Berge meistens unfruchtbar, und mit Tannen oder anderm Gebüsche bis an den Rand des Sees besetzt. Nur selten sieht man ein verlornes Geischen,

das bey der Annäherung eines Schiffs mit einem kläglichen Jammergeschrey ans Ufer herab läuft, als wenn es aus seiner traurigen Heimath entführt zu werden wünschte, und noch seltener nimmt man mit Herden bedeckte Alpen, oder Häuser und Dörfer wahr. Wenn man also lange auf dem vier Waldstädtersee schifft, so wünscht man so bald als möglich, erlöst zu werden, welcher Wunsch nie aufsteigt, wenn man sich in einer wahrhaftig schönen oder großen Natur auch selbst mit einiger Gefahr findet.

Nachdem ich jetzt das Unterwaldnergebiet verlassen habe, so will ich Ihnen meine übrigen Nachrichten und Beobachtungen über den sittlichen und politischen Zustand dieses Kantons niederschreiben. Unterwalden ist, wie Sie wissen werden, in zwey von einander unabhängige Republiken abgetheilt: nähmlich in die Landschaft ob dem Wald und unter oder nid dem Wald. Beide Staaten, die auf den eidgenossischen Tagsatzungen nur eine Stimme haben, sind reine Demokratien, in welchen alle Vorrechte der höchsten Gewalt den versammelten Landleuten zukommen. Das Volk übt aber in beiden Staaten seine Gewalt nicht auf gleiche Art aus. Die Verfassung von Unterwalden nid dem Wald nähert sich einer Ochlokra-

tie oder einer uneingeschränkten Herrschaft des Volks weit mehr als die von Unterwalden ob dem Wald. In dem letzten Theile des Kantons vergibt man alle Landvogteyen an die würdigsten, zwey der einträglichsten ausgenommen, die an den Meistbietenden verkauft werden, und deren Ertrag man in den Kriegsschatz legt, welchen man nicht, ohne sich vogelfrey oder eines Todesverbrechens schuldig zu machen, zu vertheilen oder zu andern Absichten anzuwenden rathen darf. In Unterwalden hingegen nid dem Wald sollen alle einträglichen und selbst die meisten Ehrenstellen öffentlich oder doch heimlich dem Meistbiethenden zugeschlagen, und im erstern Falle das Geld unter alle Landleute vertheilt werden.

Unterwalden hat in der ganzen Schweiz den Ruhm, daß die Sitten seiner Einwohner am allerwenigsten verdorben seyen, und daß man hier noch die Einfalt der goldnen Zeit und die alte schweizerische Treue und Redlichkeit finde; allein meinen Beobachtungen und Erkundigungen nach sind die Unterwaldner um nichts besser oder arkadischer, als alle Landleute in solchen Gegenden zu seyn pflegen, die wenig von Fremden besucht, und von keinem Despoten gedrückt werden. Wir sind zwar nicht von den

Wirthen in Unterwalden geprellt worden, allein die Schiffer, die uns von Buochs nach Flüelen brachten, drangen uns mit einer Unverschämtheit, die wir in keinem deutschen Postillion gefunden haben, außer dem bedungenen Lohne und einem nicht geringen Geschenke, das wir ihnen freywillig anboten, noch ein beträchtliches Trinkgeld, und zwar unter dem Vorwande ab, daß sie auf der Rückfahrt speisen müßten. Dieser Vorwand verdroß uns um desto mehr, da wir ihnen nichts versprochen, und auf der Hinfahrt Wein, Brot und Käse reichlich mitgetheilt hatten. Die Einfalt der Sitten ist noch viel mehr als die alte Ehrlichkeit verschwunden, und schädlicher Luxus ist an ihre Stelle getreten. Die Ursache dieser traurigen Veränderung, die nicht bloß in Unterwalden, sondern in allen gebirgigen Gegenden der Schweiz gewirkt hat, liegt am meisten in dem steigenden Preise der Käse, welchen die letztern Kriege in die Höhe getrieben haben. Diese höhern Preise des einzigen oder vornehmsten Produkts der gebirgigen Schweiz waren, und werden für sie eben das, was Asien für die Römer und Bengalen für die Engländer war. Die größern Summen, welche sie ins Land zogen, brachten in dem männlichen Geschlechte

Schwelgerey und Völlerey und im weiblichen Hang zu ausländischem Putzwerke hervor. Auch in Unterwalden klagt man allgemein, daß man sich von den Milchspeisen, der einzigen Nahrung der Vorfahren, immer mehr entfernt, und daß der übermäßige Genuß des Weins die Stärke und Gesundheit der Körper zu schwächen anfange. So wohl in Kerns als in Stanz trugen Frauen und Jungfrauen viele seidene Kleider und Geschmeide von Gold und Silber, eine Pracht, der man in demokratischen Staaten nicht steuern kann, da eben diejenigen, deren Weiber und Töchter die Gesetze übertreten, die Gewalt in Händen haben.

Den Zustand der Aufklärung der regierenden Familien und Personen kann man schon daraus beurtheilen, daß die Söhne aus den vornehmsten Häusern entweder von den Kapuzinern im Lande oder in Klöstern und Collegiis zu Freyburg oder Lucern gebildet werden, und daß gar keine Bibliotheken, Buchläden oder andere Hilfs- und Aufmunterungsmittel da sind. Der gemeine Unterwaldner ist gewiß eben so unwissend als fromm, welchen letztern Beynahmen er seit vielen Jahrhunderten trägt, und es werden noch viele Menschenalter vergehen, ehe sich eine geläuterte Religion in diese abgele-

genen Winkel Europens verbreiten kann. Ungeachtet aber die Unterwaldner wie die Einwohner der übrigen kleinen Kantone (die Reformirten in Glaris und Appenzell ausgenommen) ihren alten väterlichen Gebräuchen und Meinungen eifriger anhangen, als vielleicht selbst die Portugiesen und Spanier thun, so haben sie doch viel früher als die aufgeklärtesten Völker Europens die zu weit um sich greifende Geistlichkeit eingeschränkt, und nicht nur die Bannstrahlen der Kirche verachtet, sondern die letztere auch durch die Waffen gezüchtigt, wenn sie die von den Vätern erhaltene Freyheit oder andere Vorzüge kränken wollte. Lange vor der Reformation verordnete man in Unterwalden so wohl als in den übrigen kleinen Kantonen, daß kein Kloster die Zahl seiner Mitglieder vermehren, noch viel weniger durch Kauf, oder Erbschaft, oder Schenkungen neue Güter erwerben, und nicht mehr als eine gewisse Summe Capitalien im Lande belegen solle. Man nöthigte ferner die Geistlichkeit, daß sie eben so wohl als die Landleute von ihren Besitzungen steuern, und jährlich von ihren Einkünften im Beysenn des Landammanns Rechnung ablegen mußte. Endlich untersagte man ihr, daß sie Prozeßsachen von dem weltlichen Richterstuhle

weg und vor irgend ein geistliches Tribunal hinriefe.

Als der Bischof von Costanz im Jahr 1424 die Appenzeller wegen gewisser Gefälle, die er von ihnen forderte, und die sie ihm nicht schuldig zu seyn glaubten, in den Bann that, erkannten sie in einer allgemeinen Volksversammlung: daß, weil das Ding ungerecht, sie nicht in demselben seyn wollten. Mit eben dem Muthe verachteten die Einwohner des Kantons Schweiz in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, als der Abt von Einsiedeln auf gewisse Alpen und Häuser Anspruch machte, die sie lange vor der Stiftung des Klosters besessen zu haben vorgaben, nicht nur den Bann des Bischofs von Costanz, sondern auch die kaiserliche Acht; ja sie überfielen und plünderten sogar das Kloster Einsiedeln, und dem Kaiser antworteten sie, daß, weil er sie als freye Glieder des Reichs nicht bey dem Ihrigen schützte, sie ihm Gehorsam zu leisten sich nicht schuldig vermeinten. Noch jetzt werden alle Pfarrer in den kleinen Kantonen von den Gemeinden selbst erwählt, und an manchen Orten müssen sie sogar mit dem Ende eines jeden Jahrs gleich den übrigen Magistratspersonen ihre Würden niederlegen, und erwarten, ob sie wieder eingesetzt werden.

Diese Vorsicht und Kühnheit, womit die Landleute in den am wenigsten aufgeklärten Theilen der Schweiz von je her über ihre Vorrechte gewacht, und diese gegen alle Eingriffe des Clerus vertheidigt haben, beweist unwidersprechlich, daß selbst unwissende und abergläubige Menschen sehr hell sehen, wenn es auf ihre eignen Vortheile und Nachtheile ankommt, und daß wahrscheinlich die Geistlichkeit niemahls zu den ihr zuletzt selbst verderblichen Reichthümern und Ansehen würde gelangt seyn, wenn man den schlichten Menschenverstand ungehindert hätte walten lassen und wenn nicht die Habsucht der Heiligen sich mit dem Aberglauben der Fürsten und Mächtigen zur Unterdrückung des Volks vereinigt hätte *).

---

*) Von der Wahrheit dieser Bemerkung bin ich noch viel mehr überzeugt worden, seitdem ich die wirzburgische Kronik gelesen habe. Von dem dreyzehnten Jahrhunderte an erregten die Einwohner von Wirzburg häufige Aufrühre, in welchen sie meistens den Bischof belagerten, oder ihm wenigstens den Eingang in die Stadt verwehrten, besonders aber die Klöster und Kirchen und Geistlichen plünderten, und diese wohl gar verjagten und umbrachten. Die Ursachen dieser Aufrühre waren fast immer die Immunitäten und Anmaßungen der Geistlichkeit, und der gro-

Von derjenigen Industrie, wodurch sich Appenzell und Glaris so sehr gehoben haben, sieht man in Unterwalden keine Spur. Ich glaube zwar, daß ein Volk bey einem gänzlichen Mangel von Industrie recht glücklich seyn könne; allein auf einen Reisenden macht ein solches Volk einen sehr unangenehmen Eindruck. Geringere Bevölkerung, seltene Dörfer und unansehnliche Häuser sind die Wirkungen der Unthätigkeit, oder wenn man will, der beglückenden Ruhe. Weil man oft in ganzen Stunden keine Häuser und ganze Tage hinter einander keine Fruchtfelder sieht, so würde man bisweilen auf die Gedanken kommen, daß man in einem unbewohnten oder barbarischen Lande wäre, wenn man nicht von Zeit zu Zeit auf wirklich prächtige Kirchen stieße.

Beide Geschlechter in Unterwalden zeichnen sich durch ihre Bildung von den übri-

---

ße Schade, der dadurch den Bürgern und ihrem Gewerbe zugefügt wurde. Wenn nicht der Bischof mit seinen Lehnsleuten, oder gar das Oberhaupt des Reichs die klagenden und unruhigen Einwohner von Wirzburg und andern Städten und Gegenden immer mit Gewalt unterdrückt hätten, so würde man gewiß die Geistlichkeit allenthalben wie in den kleinen schweizerischen Kantonen eingeschränkt haben.

gen Einwohnern der Schweiz aus. Die Männer sind im Durchschnitte wenigstens so groß, und meistens noch fleischiger und stärker von Knochen als die bernischen Oberländer; sie haben aber nicht das heitere, offene und freymüthige Gesicht, was den letztern eigenthümlich ist. Vielmehr bemerkt man fast in allen Unterwaldnern ein finsteres, oder doch stilles, zurückhaltendes und trauriges Wesen, das wahrscheinlich durch ihre langwierige Einsamkeit noch mehr als durch ihre Frömmigkeit erzeugt wird. Dieser Ausdruck von Melancholie, Ungeselligkeit und Schüchternheit hat allerdings etwas furchtbares, wenn er sich auf einem braungelblichen Gesichte und in dunkelschwarzen Augen findet. Schwarze Augen sind wie schwarze Haare in Unterwalden häufiger als im Zürchischen und Bernischen; blaue Augen aber und blonde Haare behalten auch dort noch immer die Oberhand. Das weibliche Geschlecht ist in Unterwalden fast noch schöner als das männliche. Die Schäferinnen dieses Kantons unterscheiden sich von den bernischen Landnymphen am meisten durch die ovale Form ihres Gesichts, durch feinere Züge und durch eine größere Verschämtheit.

Die Trachten in Unterwalden haben bey weiten nicht so viel Eigenthümliches als im

bernischen Gebiete. So wohl Männer als Weiber gehen, besonders an Festtagen, ungefähr wie in Deutschland einher. Zu den einheimischen Verzierungen oder besser Verunstaltungen der Weiber gehöret aber doch die Coeffure, die an beiden Ohren wie ein Paar Hörner hervor steht, die entweder aus Band oder aus Leder geflochten ist, und bald mit einem weißen Tuche, oder Schleyer, bald mit einem weiblichen und nicht selten mit einem schwarzen männlichen Hute bedeckt wird.

In dem hiesigen Gasthofe zum Löwen merkt man es an vielen Dingen, daß man Italien sehr nahe, oder in einem Lande ist, das mit Italien in genauer Verbindung steht. Treppen und Stuben sind eben so unreinlich, als sie nach den Berichten der Reisebeschreiber in den besten Gegenden von Italien seyn sollen. Nicht nur die Weine, sondern auch die Speisen und ihre Zubereitung sind italiänisch, beide aber vortrefflich. An der Wirthstafel wurde lauter Italiänisch gesprochen, und es sind hier selbst unter den gemeinen Leuten nur wenige, die diese Sprache nicht verstehen.

Hospital, am 1. Aug.

Heute haben wir einen Weg gemacht, auf den ich durch die schönen Beschreibungen im Fäsi, in dem Schweizerkalender und andern Schriften fast am begierigsten gemacht war, und der es auch allein verdient, daß man seinetwegen die kleinen Kantone besucht. Wir gingen heute Morgens erst um sechs Uhr bey einer heitern und durch den gestrigen Regen abgekühlten Luft von Altorf aus, weil wir heute fünf Stunden bis Wasen machen wollten. Der Fußsteig von Altorf bis zum Dorfe am Steg führt fast beständig durch fruchtbare, bisweilen aber auch sumpfige Wiesen, die entweder von steilen und nackten Felswänden, oder mahlerischen Alpen eingeschlossen sind, und auf deren obersten Spitze man noch große Massen von Schnee liegen sah. Man würde es gar nicht merken, daß man allmählich Berg an ginge, wenn es nicht die ungestüme dem Wanderer entgegen brausende Reuß bewiese. Nachdem wir im Steg vortreffliche in Wein gekochte Forellen, ein Gericht, welches uns täglich gewöhnlich zwey Mahl vorgesetzt wird, gegessen hatten, so fingen wir in der größten Mittagshitze an, die Gotthardsstraße zu besteigen. Diese Stra=

ße ist an gefährlichen Stellen, wo sie fürchterliche Abgründe gegen die Reuß zur Seite hat, mit Mauern eingefaßt und durchgehends mit Kieseln ungefähr wie die Gassen in kleinen Städten gepflastert, weßwegen sie auch häufige Lücken hat, die aber beständig ausgebessert werden. Sie ist allenthalben so breit, daß zwey mit großen Ballen von Kaufmannswaaren beladene Pferde sich einander ausweichen können. Ich will Ihnen nicht alle die Bäche, Dörfer und Berge, die man bis an Gestinen, eine Stunde vor der Teufelsbrücke, antrifft, einzeln nennen; allein das kann auch ich, der ich schon mehrere ähnliche Straßen durchwandert habe, versichern, daß ich keinen Weg kenne, der so viel Großes und Schönes, so viel Liebliches und Schreckliches vereinigt, und gerade durch diese Mannigfaltigkeit und Mischung so anziehend und einzig ist. Bald sieht man spiegelhelle Bäche, die an sanften Abhängen leise herunter gleiten, und in denen man nicht die geringste Bewegung wahrnehmen könnte, wenn nicht ihre Oberfläche von der Sonne erleuchtet würde, bald wieder schrecklich brausende Bergströme, die mit der Reuß, von welcher sie verschlungen werden, wetteifern, und oft in wenigen Augenblicken ihres Zorns ganze Dörfer und Häuser unwiderstehlich fortreis-

sen. Bald entdeckt man freundliche Dörfer, oder artige Kapellen und Häuser, bald aber auch grausenvolle Wildnisse, wo man nichts als nackte und zertrümmerte Felsen sieht, und nur allein das entsetzliche Toben der unaufhörlich von Felsen auf Felsen sich stürzenden Reuß hört, die man zur beständigen Begleiterinn hat. Endlich nimmt man bald fette Wiesen, lachende Alpen, einladende Wäldchen und sorgfältig gebaute Gartenfelder wahr, dann aber auch wieder verdorrte, oder verdorrende Bäume, oder frisch zerbrochene Stämme, die von heftigen Windstößen oder Lauinen, wie dürre Reiser zerbrochen wurden, oder ausgerissene Tannen, die ihre Wurzeln nach dem Wege zu strecken, und mit ihren stolzen Häuptern gegen die schäumende Reuß hinneigen. Solche abgebrochene oder entwurzelte Tannen sind häufig mit Eisklumpen, den Resten verwüstender Lauinen, oder mit Graus oder Felsstücken vermischt, die durch eben diese Lauinen von den hohen Felsen abgerissen worden. Unter den Felsstücken, womit die Abhänge der Berge und das Bett der Reuß bedeckt sind, fanden wir eines, auf welchem man ein kleines Kartoffelfeld angelegt hatte. Als wir Wasen erreichten, war es noch so früh am Tage, und unsere Kräfte waren wider unsere Erwartung so wenig

erschöpft, daß wir weiter gingen, ungeachtet es schien, als wenn wir bald von einem Gewitterschauer betroffen werden könnten. Wir hatten auch wirklich Wasen noch nicht lange verlassen, als es zu regnen anfing. Mein Freund und ich setzten uns eine Zeitlang in eine geräumige Felsenhöhle, an welcher ein jetzt nicht starkes, aber wie das Bett zeigte, untreues und bisweilen gefährliches Bergwasser wegrauschte. So bald der Regen vorüber gegangen war, stiegen wir muthig auf Gestinen los, aus welchem Dorfe wir uns aber gleichfalls bald wieder aufmachten, weil wir hier so wenig als in Wasen ein bequemes Wirthshaus fanden, dergleichen wir in Urseren oder Hospital zu finden hofften. Gleich hinter Gestinen fängt der merkwürdigste und furchtbarste Theil des ganzen Weges an, der bis zur Teufelsbrücke geht, und die Schöllenen genannt wird. Auf diesem Wege ist man beständig zwischen unersteiglichen Felsen eingeschlossen, deren gräßliche Nacktheit und todte Stille nur von Zeit zu Zeit durch schäumende, an ihren schwarzen Wänden herabfallende Bäche bedeckt und belebt wird. Diese Felsen rücken immer näher zusammen, und lassen an manchen Stellen kaum Platz genug für die Reuß, die immer wüthender wird, je höher man kommt,

und für den schmalen Weg, der oft aus der Tiefe der Reuß aufgemauert und gestützt ist. Man geht häufig über den Schutt von Bergfällen oder vielmehr Felsenfällen weg, die bisweilen den Weg auf mehrere Tage so sehr bedecken, daß er ganz ungangbar wird. An den Trümmern konnte man es deutlich unterscheiden, daß zwey dieser Bergfälle, die dem Wanderer jeden Augenblick den Tod bringen können, sich vor nicht gar langer Zeit eräugnet hatten, die übrigen waren viel älter, und unter diesen schien mir derjenige der merkwürdigste, dessen Spuren man diesseits der bangen Brücke sieht, wo zwischen ungeheuern Felsstücken gewaltige Tannen aufgewachsen waren. Gleich jenseit der bangen Brücke stehen nur noch einige zwergmäßige Tannen, die mehr das Ansehen von Gesträuchen als von Bäumen haben; weiterhin findet man weder Bäume, noch Gesträuche, noch Weiden mehr, sondern nur allein dürres Moos, womit die alten Felstrümmer bewachsen sind. Nahe bey Gestinen begegneten uns einige Kühe, die aber eben so klein und elend als die bald verschwindenden Tannen waren, und vermuthlich aus derselbigen Ursache, weil die zwischen den nackten und kahlen Felsen ersterbende Natur nicht Kraft genug hat, ihre Geschöpfe zu ihrer vollkommenen Reife und Größe zu brin-

gen. Jenseit der bangen Brücke hörten wir die Stimme keines Thieres und sahen lange keinen Menschen mehr, und diese entsetzliche Einöde war allerdings der würdigste Schauplatz der schändlichen That, welche vor einigen Wochen einige verrätherische Rekruten, die zu den Regimentern in Italien geführt werden sollten, ausgeübt hatten. Diese Verräther überfielen ihre Führer plötzlich, raubten ihnen ihre Waffen, und brachten ihnen gefährliche oder gar tödtliche Wunden bey. Einige meiner Freunde, die um diese Zeit den Gotthard bereisten, trafen die Verwundeten in ihrem Blute an, und leisteten ihnen alle Hülfe, die sie ihnen unter ihren Umständen nur leisten konnten. Schon um fünf Uhr wehete zwischen den hohen Felsen ein so durchdringender Wind, dergleichen bey uns nur im Winter oder spät im Herbste wehet, und ich wurde deßwegen gezwungen, über die Weste, worin ich gewöhnlich gehe, noch meinen Rock anzuziehen und zuzuknöpfen. Falsch ist es, daß zwischen Gestinen und der Teufelsbrücke zwanzig und einige Kreuze als Denkmahle von Verunglückten stehen, die von Lauinen oder einstürzenden Felswänden erschlagen worden. Ich habe solcher Kreuze nur acht gezählt, und zwar drey in oder um Gestinen an solchen Stellen, wo es mir unmöglich

schien, daß Menschen von Lauinen oder Felstrümmern hätten erreicht werden können. Ich vermuthe daher, daß wenigstens nicht alle diese Kreuze zum Andenken von Erschlagenen, sondern daß sie in einer Gegend, wo Betrachtungen dieser Art die natürlichsten sind, in eben der Absicht wie auch anderswo errichtet worden, um andächtige oder Todesgedanken zu erwecken. Je näher man der Teufelsbrücke kommt und je steiler die Felsen werden, desto gewaltsamer drängt sich die Reuß durch ihr enges und unebenes Bett fort. Nahe bey der bangen Brücke sind die beiden prächtigsten Wasserfälle, die man vom Steg an bis zur Teufelsbrücke sieht. Bey dem ersten schießen die Gewässer des Flusses drey Mahl hinter einander von schrägen Felswänden in tiefe Abgründe hinein, werden aber gleich wieder von nachstürzenden Wogen heraus gepeitscht, und zuletzt über ein hohes und gewaltiges Felsenstück hinüber getrieben, daß Staub und Wasserstrahlen nach allen Seiten empor spritzen. Alle Schrecknisse des ganzen Weges aber, die man von Wasen oder Gestinen an einzeln angestaunt hat, finden sich an dem Platze, wo die Teufelsbrücke über die Reuß gebauet ist, in den höchsten Graden vereinigt. Hinter sich hat man furchtbar überhangende Felsen, die in jedem Augenblicke

den Einfall drohen, und vor sich ungeheure Felsstücke, die Trümmer einer durch den Arm des Allmächtigen zerbrochenen Erde zu seyn scheinen, und unter welchen mehrere so groß sind, daß keine menschliche Kraft sie von der Stelle bewegen könnte. Zur Linken erheben sich Felswände bis zu einer so schwindelnden Höhe, daß man nicht hinan zu schauen wagt, aus Furcht in die unter den Füßen fort brüllende Reuß hinab zu stürzen. Zur Rechten stellt sich dem durch vier bis fünf der prächtigsten Fälle gereizten Strome eine andere Felswand entgegen, an deren Fuß die beständig anschlagenden Wellen schon tiefe Löcher ausgehöhlt haben. Mitten unter diesen großen und schaudervollen Gegenständen verschwindet die kleine elende Teufelsbrücke *) so sehr, daß ich sie nicht eher anzusehen wür-

---

*) So wie die morgenländischen Völker alle Werke der Kunst und Natur, deren Urheber sie nicht kennen, und die ihre gegenwärtigen Kräfte zu übersteigen scheinen, oder die sie nicht zu erklären wissen, entweder Göttern und Geistern, oder Riesen zuschreiben; so eigneten unsere Vorfahren alle ähnlichen Werke gleichfalls Riesen, oder dem bösen Feinde zu, oder benannten sie wenigstens von ihm. Daher die in Deutschland so häufigen Benennungen von Teufelsmauer,

digte, als bis ich alle übrigen Theile dieser majeſtätiſchen Scene genug beobachtet hatte. Wenn ſie auch nicht an einer Stelle ſtände, wo ſie von den größten und kühnſten Werken der Natur gleichſam vernichtet wird, ſo würde ſie doch unter den verſchiedenen Brücken, die auf der Gotthardsſtraße über die Reuß erbaut ſind, höchſtens die vierte Stelle verdienen, denn ſie iſt weder ſo breit, noch ſo lang, noch ſo hoch gewölbt, und über die Reuß erhaben als die bange oder die ſchöne Brücke und die beym Pfaffenſprunge. Bloß ihres unverdienten Rufs wegen, und weil ich es vormahls verſprochen hatte, ſchrieb ich auf derſelben einige Zeilen an —— die ſich mit dem Staubregen vermiſchten, der aus dem ſechzig bis ſiebenzig Schuh tiefen Bette der Reuß herauf ſtieg. Zwiſchen der Teufelsbrücke und dem Urnerloche, einem durch den härteſten Felſen gehauenen achtzig Schritt langen Wege, hebt ſich die Straße auf ein Mahl ſteil und beſchwerlich in die Höhe. Wenn man die prächtigen Waſſerfälle, welche die Reuß macht, und von denen man auf der Teufelsbrücke nur einen kleinen

---

Teufelsweg, Teufelsthurm, Teufelswall und Teufelsmoor (Sumpf), womit Teufelsbrücke eines ähnlichen Urſprungs iſt.

Theil entdeckt, recht gut sehen will, so muß man dem ersten großen Falle gegen über an das steile Ufer hinab steigen, wo man das ganze Schauspiel am besten übersehen kann. Mit welcher furchtbaren Gewalt die Reuß hier mehrmahls hinter einander über Felswände weg stürze, läßt sich allein daraus abnehmen, daß man selbst auf der Straße, wo man wenigstens einige hundert Schuh über ihr Bett erhaben ist, die Dünste fühlt, in welche ein Theil ihrer Wellen aufgelöst wird. Im Urnerloche, das vier bis fünf hundert Schritt von der Teufelsbrücke entfernt seyn mag, empfanden wir eine so durchdringende Kälte, daß, wenn auch etwas Wichtiges darin zu beobachten gewesen wäre, ich mich doch schwerlich darin würde aufgehalten haben. Alle Reisenden reden mit Entzücken, wenn sie von unten herauf kommen, und mit Entsetzen, wenn sie den Gotthard hinab steigen, von der erstaunlichen Verwandlung der Naturscenen beym Eintritte in das Urselerthal oder beym Ausgang aus demselben; auch glaube ich kaum, daß es auf der ganzen übrigen Erde eine andere Gegend gebe, wo so viele und auffallende Gegensätze natürlicher Erscheinungen durch einen so kleinen Raum von einander getrennt werden, als durch das Urnerloch. Anstatt daß man vorher zwischen engen

und himmelhohen Felswänden eingepreßt war, blickt man beym Ausgange aus dem Urnerloche in ein offenes heiteres Thal, das mit schönen Dörfern und Kirchen geschmückt ist, und den Wanderer auf eine angenehme Art ahnden läßt, daß er jetzt wieder unter glückliche Menschen komme; anstatt daß man vorher nichts als kahle Felsen und bemoos= te Felstrümmer sah, weidet sich das Auge jetzt an dem erquickenden Grün fruchtbarer Wiesen und Alpen, deren Eindruck durch den glänzenden St. Annen Gletscher und durch die allenthalben herüber schauenden Spitzen von Schneebergen noch verstärkt wird; an= statt endlich, daß das Ohr noch vor weni= gen Augenblicken durch die zerstäubenden Flu= then der Reuß betäubt wurde, nimmt man mit Erstaunen wahr, daß sie in einem ebe= nen, von Felsstücken ganz reinen Bette ruhig und fast ohne alles Geräusch fortfließt. Selbst der kleine keilförmige Wald, der hinter dem Dorfe Urseren an dem Abhange eines Ber= ges steht, und als eine Schutzwehr gegen die herabrollenden Lauinen als hochheilig ge= schont wird, trägt nicht wenig zur Verschö= nerung des neuen Schauplatzes bey, da man fast eine Stunde vor dem Urnerloche weder Bäume noch Gesträuche gesehen hat. Wahr= scheinlich war es so wohl die stärkende Freu=

de, die der Anblick des paradisischen Thals in uns erzeugte, als die elastische Bergluft, welche unsere Körper so erneuerten, daß wir beym Eingange in das Urselerthal mehr Kräfte zu fühlen glaubten, als wir diesen Morgen in Altorf in uns wahrgenommen hatten. Wir blieben also nicht einmahl in Urseren, sondern gingen eine Stunde weiter bis nach Hospital, dem letzten Dorfe, welches zwey kleine Stunden unter der obersten Höhe des Gotthard liegt. Nie hätten wir es uns heute Morgens zugetraut, daß wir zehn Stunden Berg an würden gehen können, und ich zweifle auch, ob wir heute in dumpfigen und erstickenden Thälern sechs Stunden würden zurück gelegt haben. So wie wir aber den Gotthard höher hinan stiegen, und in eine feinere und kältere Luft kamen, so nahmen auch unser Muth und unsere Kräfte zu.

Hospital, am 2. Aug. Nachmittags um 5 Uhr.

So eben kommen wir ziemlich eingeweicht vom Gotthard zurück. Da ich wegen des heftigen Regens heute nicht weiter ausgehen kann, so bleibt mir Zeit genug übrig, das

aufzuschreiben, was mir in den letzten vier und zwanzig Stunden begegnet ist.

Noch oft werden wir den Genius segnen, der uns gestern bis Hospital forttrieb. Hier fanden wir ein Wirthshaus, in welchem zwar nur eine alte Witwe und ihre im geringsten nicht verführerischen Töchter die Wirthinnen sind, das aber manchen Gasthof in großen Städten beschämt. Die köstlichen Forellen und die noch köstlichere Urseler Butter und Käse waren für mich so reizend, daß ich für die gebratenen Bergschwalben gar keinen Appetit übrig behielt. Den Urseler Käse ziehe ich allen übrigen Schweizerkäsen vor, und hierin muß mein Geschmack mit dem Geschmacke der Kenner übereinstimmen, weil der Urselerkäse auf der Stelle theurer als der beste Emmethaler, oder Greyerzerkäse, oder Sanenkäse in den entferntesten Gegenden von Deutschland bezahlet wird.

Wir brachen heute Morgen erst um sieben Uhr von Hospital auf. Am Ende des Dorfs sieht man die Ruinen eines Schlosses, das von den Edeln von Hospital, den ehemahligen Herren dieses Thals, bewohnt wurde. Also nicht einmahl in diesen hohen, von der übrigen Erde durch die fürchterlichsten Wildnisse abgesonderten Thälern konnte der Mensch der Gewalt kleiner Tyrannen entfliehen. Die-

se Burgen, dergleichen ich in den gebirgigen Theilen der Schweiz so viele gesehen habe, weiß ich noch immer nicht mit der Freyheit und den Vorzügen zusammen zu reimen, welche die Alpenbewohner unläugbar seit undenklichen Zeiten besessen haben. Der Weg von Hospital bis zum Hospitio der Kapuziner, das schon auf dem Abhange des Berges nach Italien liegt, ist der uninteressanteste Theil der Gotthardsstraße. Die Reuß macht zwar noch hin und wieder artige Fälle, allein sie sieht doch mehr einem Bache als einem gewaltigen Flusse ähnlich. Weil man der Spitze des Gotthards so nahe ist, so sind die Berge, zwischen welchen man durchgeht, nicht mehr so hoch als vorher, und solche Felsen, als man in den Schöllenen zu beiden Seiten hat, sieht man gar nicht mehr. Die Berge selbst sind nicht mit Felsenstücken, sondern mit kleinern Steinen und Graus übersäet, die der ganzen Gegend ein ödes, aber kein furchtbares und die Seele stark rührendes Ansehen geben. Zwischen den Steinen wächst kleines moosartiges Gras, das hin und wieder von erbärmlichen ins Graue fallenden Kühen kümmerlich abgeätzt wurde. Zwischen Hospital und dem Hospitio steht nur eine einzige kleine Hütte, die wahrscheinlich von den kunstlosen Händen armer Hirten

aus rohen über einander gelegten Steinen ist zusammen gesetzt worden, damit sie darin gegen plötzliche Überfälle von Ungewittern und Schneegestöber Schutz finden möchten. Als wir ungefähr eine halbe Stunde gegangen waren, flogen schnelle Nebel an den Spitzen und Rücken der Berge vorbey, die sich bald in dicke Wolken und dann in feinen Regen verwandelten, der immer stärker wurde, je näher wir der obersten Höhe der Gotthards-straße kamen. Anfangs konnten wir die einzelnen Wolken und alle ihre Bewegungen unterscheiden. Wir sahen ganz deutlich, wie sie von oben herab zogen, wie sie auf uns zukamen, wie sie uns umgaben und sich hinter uns ins Urselerthal hinab senkten. Zuletzt aber wurde die ganze Atmosphäre ein einziges undurchsichtiges Wolkenmeer, das alle Berge verschlang, und uns nur wenige Schritte um uns her zu schauen erlaubte. Wenn wir es nicht gewußt hätten, daß auf der Höhe des Gotthards mehrere Seen wären, so würden wir in Gefahr gewesen seyn, hinein zu laufen; denn selbst an dem Rande ihrer Ufer konnten wir nur ein kleines unbedeutendes Segment derselben wahrnehmen. Wegen dieses undurchdringlichen Gewölks und des immer anhaltenden Regens hatten wir keine Lust, den Ursprung des Ticino und der

Reuß, die wie kleine Bächlein unter den Füßen des Reisenden wegfließen, genauer zu untersuchen. Die höchsten Felsenspitzen des Gotthards blieben uns beständig unsichtbar, eine einzige ausgenommen, die nur zum Theil und auf einen Augenblick aus den Wolken hervor trat. Bey diesem Unfalle war unser größter Trost dieser, daß man auch bey dem heitersten Wetter keine weite und merkwürdige Aussicht auf dem Gotthard hat, indem man nach allen Seiten hin mit gleich hohen Bergen umgeben ist. Wir kehrten wie alle Reisenden in das Hospitium der Kapuziner ein, und wurden von den ehrwürdigen Vätern freundlich aufgenommen. Beide Patres waren Italiäner, unter welchen der ältere außer seiner Muttersprache nur noch ein wegen des ganz verschiedenen Accents schwer zu verstehendes Latein, der andere aber doch ziemlich fertig französisch redete. Der letztere legt sich seit einiger Zeit auf die Naturgeschichte und sammelt allmählich die natürlichen Seltenheiten des Gotthards, an welchen kein anderer großer Berg so reich seyn soll. Eben dieser kannte von den göttingischen Gelehrten keinen andern als den Herrn Hofrath Michaelis, von welchem er eine ins Französische übersetzte Abhandlung gelesen hatte. Nach der Beschreibung, welche man uns von

dem Klima des Gotthards machte, müßte ein langer Aufenthalt auf diesem Berge auch für den neugierigsten Forscher abschreckend seyn. Der Schnee verliert sich auf der Höhe, wo das Hospitium angelegt ist, erst im Julius, und kommt gegen das Ende des Augusts oder im Anfange des Septembers schon wieder; ja die Väter versicherten uns, daß es heute noch schneyen könnte. An manchen Stellen lagen noch große Klumpen von Schnee, der aber die Farbe und Lockerheit, und fast möchte ich sagen die Trockenheit des Schnees verloren hatte, und einem weichen Breye ähnlich war. In der Nachbarschaft des Hospitii wachsen noch weniger als im Urselerthale Bäume, Gesträuche, Früchte oder Gemüse, und alle Lebensmittel müssen also aus den Thälern herauf gebracht werden. Nicht einmahl die Seen ernähren Fische, und von den kleinen Gräsern, welche die oberste Fläche des Gotthards erzeugt, können nur kleine Herden einige Monathe unterhalten werden. Die Traurigkeit des langen Winters und die Unfruchtbarkeit des Bodens werden den gastfreundlichen Gotthardsbewohnern nicht einmahl durch die Vortheile vergolten, die von hohen Bergen unzertrennlich zu seyn scheinen, nähmlich durch weite Aussichten und eine heitere Luft. Vielmehr geschieht es selbst

im Sommer oft, daß das Haupt des Berges viele Tage hinter einander mit dicken Nebeln oder Regenwolken umhüllt ist, wenn man in den Thälern die schönste Witterung hat. Ich hörte es hier zum ersten Mahle, daß auch die höchsten Felsenspitzen des Gotthard ohne Gefahr zu ersteigen sind. Aus diesem Umstande allein hätte man schließen sollen, daß der Gotthard nicht so hoch seyn könne als die unzugänglichen bernischen und savoyischen Berge, deren obersten Höhen man sich auf mehrere Stunden nicht nähern kann.

Ungeachtet aber der Gotthard, wenn man die ganze Höhe in Betrachtung zieht, einer der geringsten unter den großen Bergen in der Schweiz ist, so muß man ihn doch in andern Rücksichten unter die merkwürdigsten rechnen. Er ist gleichsam der Grenzstock, an welchen sich alle Alpenketten stützen, oder wie in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte vereinigen. Von ihm laufen rechts die bernischen, Walliser und savoyischen, und links die Bündtner- und Glarnerberge aus, von welchen wieder alle übrigen Schneeberge in der Schweiz und in Deutschland ausgehen. Der Gotthard und seine Nachbarn oder Arme, die Grimsel und Furka, der Crispalt und Luckmanier enthalten die Quellen der größten Flüsse in Europa, die in drey Meere aus-

fließen: die Quellen des Ticino, der Reuß, der Aar, der Rhone, des Rheins und der Donau. Der Ursprung von so vielen Flüssen auf dem Gotthard und in seiner Nachbarschaft veranlaßte wahrscheinlich am allermeisten die Meinung, daß dieser Berg der höchste in der Schweiz sey. Dieser Grund war nicht ohne allen Schein, weil nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur die Zahl und der Reichthum von Quellen und Flüssen sich wie die Höhe und der Umfang von Bergen verhalten, von welchen sie herab kommen.

Die Herren Kapuziner speisten wie der Abt in Engelberg mit den Bedienten und Arbeitern des Klosters an einem Tische. Unter den Tischgenossen fand sich auch die Wirthinn aus dem kleinen Gasthofe, der nicht weit vom Hospitio steht, und, so viel ich weiß, nur von Fuhrleuten besucht wird. Weil Gastfreundschaft die erste Pflicht der guten Väter auf dem Gotthard ist, so können sie hier gegen das andere Geschlecht nicht so strenge als in ihren Klöstern seyn. Die Fastenspeisen, die man auftrug, waren reinlich und gut, aber ganz nach italiänischem Geschmacke zubereitet. Unter allen diesen Klostergerichten würde ich mich am schwersten an die italiänische Polenta gewöhnen.

Wir warteten noch eine gute Stunde nach

Tische, ob der Himmel sich nicht aufklären würde. Weil aber der Regen immer fortdauerte, und auch weder für heute, noch, wie die Patres vermutheten, für mehrere folgende Tage Besserung der Witterung zu hoffen war, so machten wir uns früher, als wir sonst gethan hätten, auf den Rückweg nach Hospital, wo wir in weniger als anderthalb Stunden wieder anlangten. Zum Andenken meines Aufenthalts auf dem Gotthard schrieben wir unsern Nahmen in ein Buch, wie unsere Vorgänger gethan hatten, und nahmen einige merkwürdige Krystallstücke mit, die uns von den freundlichen Vätern angeboten wurden.

Das Urserenthal scheint mir durch seine Milde und Fruchtbarkeit eben so merkwürdig, als der Gotthard es durch die Menge von Flüssen ist, die von ihm herab fließen. Unstreitig ist es das höchste bewohnte und bewohnbare Bergthal in der Schweiz, das noch viel bessere Alpen und Wiesen hat als Engelberg oder Oberhaßli, oder die Bergthäler auf dem Jura. Wenn in dem Urserenthale keine Obstbäume, kein Getreide und fast gar kein Gemüse mehr gedeihen, so trägt es dagegen kräftigere Kräuter als der ganze übrige Gotthard und bringt auch wieder Tannen hervor, die schon eine Stunde vor dem

Urnerloche aufhören. Diese Fruchtbarkeit eines so hohen Bergthals rührt gewiß daher, daß es rund umher mit Bergen umgeben ist, welche die kalten Winde, aber nicht die Sonne, abhalten, und daß es sich nicht von Mitternacht nach Mittag, sondern von Morgen nach Abend erstreckt. Hätte das Urserenthal eben die Richtung, welche der Weg auf den Gotthard hat, so würde es vielleicht eben so kahl als die Schöllenen oder als die Seiten der Berge seyn, zwischen welchen man von Hospital nach dem Hospitio hinan geht.

Ende des zweyten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meiners, Christoph, 1747-1810

Briefe über die Schweiz

Bd.: 2

Wien 1791

Res/It.sing. 1446-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10921490-9
VD18 80023487-001